Ein Winter in Spanien.

I.

Ein Winter in Spanien.

Von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1855.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Seiner Majestät

dem

König Maximilian II. von Bayern

widmet diese Erinnerungen

als

Ausdruck ehrfurchtsvollster Gesinnung

ganz unterthänigst und treugehorsamst

der Verfasser.

Der Titel des vorliegenden Buches nöthigt mich, ein paar einleitende Worte zu schreiben, denn es mag vielleicht einer Entschuldigung bedürfen, Spanien, das herrliche, südliche Land, das in unserer Phantasie mit Sonnenschein und Blüthenstaub lebt, das wir nicht zu trennen vermögen von dem Begriff lauer, entzückender Sommernächte nach glühendem Tagesbrand, im Winter bereist zu haben. Aber Verhältnisse bestimmen den Menschen, und eine Reise, deren Ausführung während des Sommers mir und meinen Freunden schwierig war, konnte zur Winterszeit leichter unternommen werden. Dabei will ich nicht verschweigen, daß Staub und unerträgliche Hitze, die in manchen Reisebeschreibungen eine so große Rolle spielen, uns ebenfalls für die kältere Jahreszeit bestimmten. Wenn wir hierbei manches von dem so reizenden spanischen Volksleben verloren, so hatten wir dagegen bei unsern Zügen durch das Land gute Gelegenheit, das Innere desselben kennen zu lernen; und gerade der Winter gestattete uns vom Sattel des Pferdes frei umzuschauen, wogegen uns der heiße Sommer fortwährend in den dunstigen Eilwagen mit seinen engen Fenstern gebannt hätte. Uebrigens bin ich weit entfernt, irgend einen der verehrlichen Leser in Betreff einer Reise nach Spanien für den Winter bestimmen zu wollen, aber eben so wenig, Jemanden zu einer Tour durch das Land während der Sommerszeit zu veranlassen. Wer Spanien auf bequeme und angenehme Art besuchen will, reise im Frühjahr der Küste entlang und mache einen Abstecher von Malaga nach Granada, und von Cadiz über Sevilla nach Cordova, so hat er das Schönste gesehen, was die Erde ihm zu bieten vermag.

Wenn ich auch bei meiner Reise manches Ungemach zu ertragen hatte, so wurde dasselbe doch gemildert durch die Gesellschaft zweier lieben Freunde, mit denen ich die angenehmen Stunden doppelt genoß,

und in deren Begleitung die unangenehmen durch guten Humor, durch Scherz und Lachen verkürzt wurden.

Dabei lehrte mich der Eine dieser Freunde, Baumeister Leins von Stuttgart, der, noch ein junger Mann, hier in einem der schönsten und prächtigsten Bauwerke der Neuzeit den ganzen großen Schatz seiner Kunst entfaltet, und sich dadurch einen guten, wohlverdienten Namen in Deutschland gemacht, die herrlichen Bauwerke Spaniens kennen und verstehen, und seine gründlichen Aufzeichnungen waren mir bei Entstehung dieses Buches von außerordentlichem Nutzen. Der Andere, der Maler Theodor Horschelt von München, ebenfalls ein treuer Freund in allen Verhältnissen, stellte mir seine gesammelten, zahlreichen und schönen Skizzen zur Verfügung, von denen ich gewiß Gebrauch machen werde, wenn die Gunst des Lesers mir erlaubt, in einer neuen Auflage das bescheidene Gewand meines Buches zu illustriren. Für Horschelt, der uns in Oran verließ, um noch längere Zeit in den französischen Kolonien Afrikas zu bleiben, war diese Reise ein bedeutender Wendepunkt in Leben und Kunst, denn wenn auch schon seine früheren Bilder den vollen Beifall der Kenner erhielten, und kaum beendigt angekauft wurden, so hat er doch vor Kurzem ein größeres, wirklich herrliches Gemälde für Seine Majestät den König von Württemberg beendigt und so eine Frucht dieser Reise hervorgebracht, die seinem Namen einen guten und dauernden Klang verleihen muß.

Was ich nie für möglich gehalten, habe ich hier unwillkürlich gethan, — eine Vorrede geschrieben, und bitte den Leser um Entschuldigung, mit dem feierlichen Versprechen, mich eines solchen Mißbrauchs seiner Geduld nie mehr schuldig machen zu wollen. — Vorrede ist eigentlich falsch: es müßte Nachrede heißen; denn erst, wenn das Buch beendigt ist, sagen wir noch dem geneigten Leser ein paar passende Worte, wie wir ja einen guten Freund, der uns besuchte, bis an die Hausthüre begleiten und mit der Bitte entlassen, bald wieder zu kommen, wenn es ihm bei uns gefallen, — womit ich denn auch auf der Schwelle meines Hauses von dem freundlichen Leser Abschied nehmen will.

Haide-Haus, bei Stuttgart, im September 1855.

F. W. Hackländer.

Ein Winter in Spanien.

Erstes Kapitel.

Nach Italien.

Abreise von Stuttgart. Ein Eisenbahnbild. Das Neckarthal. Herbstliche Zeit. Ein Kirchlein. Bergriesen. Geißlingen. Ulm. Biberach. Ravensburg. Das Haus des Hannikel. „Turlesbach fertig.“ Bodenseedampfer. Rorschach. Ein Freund. Schweizer Telegraphen. Ueber den Splügen. Chiavenna. Donna è mobile! Gewitterstürme. Colico und der Dampfer Adda. Fahrt auf dem Comersee. Regenmantel, Regenwetter und Passagiere. Der energische Kellner. Como. Paßwesen auf der Eisenbahn. Hôtel Reichmann.

An einem warmen schönen Herbstmorgen, es war der 8. Oct. 1853, bestieg ich mit meiner Familie in Stuttgart den Eisenbahnwagen, um eine Reise nach Italien und Spanien anzutreten, — „fertig, fort“ rief der Zugführer, und es ist das die letzte Abfertigung, das Signal zur Abfahrt — fertig, fort! — man hört es oft wenn man kleine Ausflüge in der Umgebung macht und freut sich alsdann den dunkeln Bahnhof verlassen zu können. Heute aber, wie das „fertig, fort“ den leichten Faden zerriß, der uns noch an die Heimath band, und wir gleich darauf langsam vorwärts fahrend, noch einmal im Fluge die betrübten Gesichter der Freunde und Bekannten sahen, die uns vom Abschied schmerzlich bewegt das Geleite gegeben, winkend mit der Hand und mit feuchten Augen, unser letztes Lebewohl ebenso erwidernd — heute bewegt das

einfache „fertig, fort“ unsre Herzen, und wir, die wir abreisen, sitzen schweigend und gedankenvoll — an die Zukunft denkend, an den langen langen Weg vor uns, und auch viel und gern an eine glückliche Heimkehr. Nur die Kinder freuen sich des Fahrens und schauen mit glänzenden Augen in das vielfarbige Grün des Schloßgartens, an dessen Gränzen wir dahinfliegen, rücken aber nun ängstlich zusammen, als uns die Locomotive in den Rosensteintunnel hineinreißt, und lachen erst wieder als wir jenseits des Berges das sonnenbeglänzte Neckarthal erreichen. —

Ja es war ein schöner heiterer Tag, aber die Sonnenwärme hatte den klaren Himmel redlich erkämpft, erst nach langen heftigen Gefechten schlug sie die irdischen Nebelschauer aufs Haupt und zwang sie sich in ihre Schluchten und Berge zurückzuziehen. Wohl schwebten noch längere Zeit einige Nachzügler, als Wolken zusammengeballt, an dem tiefblauen Himmelsgewölbe dahin, doch führte der schöne Tag die Besiegten wie im Triumph mit sich; ihre weißen Massen dienten seiner Schönheit als Relief, und er benutzte sie, um die glühende im bunten Herbstschmuck prangende Gegend hin und wieder mit zierlichen leicht vorüberziehenden Wolkenschatten neu zu schmücken.

So fuhren wir dahin in ziemlich leerem Wagen, weßhalb es denn auch möglich war, selbst gegen das Reglement hie und da an die Thür zu treten, um einen Blick in das schöne Neckarthal hinauszuwerfen. Bis nach Göppingen hinauf dampft die Locomotive fast unter lauter Obstbäumen dahin, die sich über der Bahn die Hände reichen und jetzt ihre reifen Früchte in gelb und roth beinahe auf die Wagendecken herabhängen lassen. Zur Rechten begleitet uns der Neckar bald in breitem Sand- und Kiesbette, bald durch mächtige Mauern eingeengt, die ihn auf die Seite drücken und ihm einen Platz für den Schienenweg abnöthigen; hier stürzt sich der Fluß schäumend über ein Wehr hinab, dort trägt er geduldig und ergeben das Joch einer alten hölzernen Brücke mit ihren plumpen unregelmäßigen Formen, während sich

bei Untertürkheim die zierlichen Geländer der so eben neuentstandenen eisernen Gitterbrücke wohlgefällig in seinen klaren Fluthen abspiegeln. Zur Linken haben wir die Abhänge der Berge, welche die Eisenbahn tragen, auf ihnen alte und neue Schlösser, Warthürme, an ihrem Fuß freundliche Dörfer, meistens in kleinen heimlichen Nebenthälern liegend. Die Ernte ist aller Orten vorüber, kaum weht der Wind über die Stoppeln, und schon wird ein Theil der Felder von dem unersättlichen Menschengeschlecht wieder zu neuem Dienst vorbereitet; der Pflug reißt hier die dampfende Erde auf, dort wird die Seele der Landwirthschaft ausgebreitet, und während man an dieser Stelle noch Kartoffeln ausgräbt, wirft man drüben schon wieder die Wintersaat aus. Aber dieses Leben, diese Bewegung in der herbstlichen Landschaft ist so mannichfaltig, so schön, die Erde hat sich, nachdem sie alles hingegeben, mit dem armseligen Ueberrest ihres reichen Sommers herrlich geschmückt, und lächelt uns noch einmal freundlich zu, ehe des Winters kalte Hand über sie dahinfährt und von ihr streift den letzten Schmuck, die gelben und rothen Blätter, die schon jetzt bei jedem Lufthauch, ahnend ihr baldiges Vergehen, ängstlich an den matten Stielen zittern. Die Gärten, an denen wir vorüberdampfen, sehen schon recht traurig und verwahrlost aus, die halbvertrockneten Stängel und verwelkten Kräuter sind niedergetreten; Unkraut wuchert triumphirend über sie empor und lacht recht höhnisch zu den hohen Dahlien auf, die gestern noch stolz ihre bunten Köpfe trugen, und sie jetzt, durch den Reif verletzt, tief und traurig herabhängen lassen. Die gelben Capuciner haben schon ein zäheres Leben, und ihre hellen Blumen leuchten noch ziemlich frisch aus dem dunkeln Laub hervor; — vorbei — vorbei! Dort in einem Waldwinkel weidet eine Schafherde, und die weißen Thiere treten aus dem Grün deutlich hervor, der Hirt und sein Hund schauen uns nach, der Mann ist nachdenkend, er hat so traurige Gedanken über die Eisenbahn und das wilde Getriebe, das mit ihr hier in den stillen Thälern entstanden.

Während wir nun auf der einen Seite an dem Fluß dahinfahren, der bald den Eisenbahndamm bespült, bald in einem weiten Bogen das fruchtbare Thal durchzieht, kreuzen wir häufig die alte Landstraße und sausen hier an Fußwanderern vorbei, die alle das Gesicht gegen uns kehren, oder an Frachtwagen, die mit weißem Tuche überdeckt sind und, obgleich mit kräftigen Pferden bespannt, doch gar nicht von der Stelle zu kommen scheinen. Das alles lassen wir im Augenblick hinter uns, und wenn wir uns dort oben am Berge das weiße Haus mit seinen grünen Läden und rothem Ziegeldach betrachten, und die Augen fest darauf heften, so kommt es uns vor, als drehe sich das Gebäude langsam, um uns nachzuschauen. Neben diesem Hause, nicht weit davon, steht ein altes graues Kirchlein mit ehrwürdigem Schlafmützenthurm; von ihm aus gehen zwei weiße Mauern, die wie zwei lange Arme den stillen Friedhof umfassen; auch das Kirchlein schaut uns mit seinen gothischen Fenstern grämlich nach, scheint aber dabei die Arme fester zusammenzuziehen und flüstert wahrscheinlich zu den Ruhenden hinab, die früher auch hier vorüberzogen im Sonnenglanz und Leben: Laßt sie nur dahinsausen mit ihrem Feuerwagen, das hat alles sein Ende, und auch die da unten werden über kurz oder lang ihr Plätzchen finden; schlaft nur, schlaft! Es ist gut, daß in diesem Augenblick eine Schaar lustiger Tauben von dem Hügel nebenan emporfliegen und alle trüben Gedanken zerstreuen, denn man blickt ihnen gern nach, wie sie so dahinschießen mit ihrem glänzenden Gefieder, bald in einem dichten Haufen, bald weit auseinander und zerstreut, und wie sie nun dort auf der Höhe langsam einfallen neben einem Bauer mit Ochsen und Pflug, der gegen den klaren blauen Himmel wie eine dunkle Silhouette absticht. Aber an allem dem fliegen wir vorüber, immerzu, immerzu! Jetzt rast die Maschine mit aller Kraft dahin, jetzt fühlen wir, wie sie langsam ihren Lauf mindert, um pfeifend und stöhnend endlich anzuhalten, eine neue Station mit altem bekanntem Leben. Passagiere, die sich herandrängen, bald gleichgültig ausschauend, bald

mit ernster Miene rückwärts blickend nach den Ihrigen, die scheu auf dem Trottoir stehen bleiben, und leicht zusammenfahren, wenn überflüssiger Dampf zischend auffährt, während der Conducteur zur Eile treibt, und die Glocke demgemäß ihre drei Zeichen so schnell hintereinander gibt, als habe sie eigentlich wichtigeres zu thun und gebe sich nur so nebenbei aus purer Gefälligkeit mit dem Läuten ab — gleichviel, die Locomotive pfeift, hustet und stöhnt erst langsam, dann immer geschwinder, die Häuser an der Bahn fangen wieder scheinbar an rückwärts zu fliegen, von den Menschen die uns angaffen sehen wir nur eine lange Reihe unerkennbarer Gesichter, Bäume huschen vorüber, die letzte Stätte des Orts liegt eben erst hinter uns, und schon rasseln wir an dem nächsten Bahnwärterhäuschen vorbei, wo der Beamte steht, den Arm ausgestreckt wie ein Telegraph, während sein kleines Kind vor der Thür sitzt und: „die Eisenbahn" ruft; doch würden wir kaum die erste Sylbe vernehmen können, wenn das übrigens bei dem Getöse möglich wäre, denn wenn es „bahn" ausspricht, sind wir schon eine gute Strecke weiter. Hinter Göppingen wird das Thal auf Augenblicke weiter und ausgedehnter, und wir können uns deßhalb nicht mehr so mit den Einzelheiten von unserm Wege beschäftigen, auch ist fast alles heute Morgen schon dagewesen und kehrt immer wieder, die Felder in gelb, grau, grün, die Wälder mit ihrer prächtigen Färbung von Violett bis ins helle Roth, durch welche man nun die Form fast eines jeden Baumes erkennt. Die weißen Häuser mit den gelben glänzenden Welschkornkränzen, der getrocknete Flachs am Boden in langen regelmäßigen Linien, schnatternde Gänse, staunende Pferde und wichtig dreinschauende Ochsen; nur ein einsamer Waldweg an dem wir vorübersausen fesselt vielleicht unsere Aufmerksamkeit für einen Moment; dort steigt er vergessen die Höhe hinan, der arme Pfad, der einstens, wie alle andern, nach Rom geführt, nun aber von niemand mehr betreten wird; denn umsonst sagt ein morscher melancholischer Wegweiser, gleich

einem zurückgekommenen Budenbesitzer: „nur hereinspaziert“, man zuckt die Achseln und fliegt vorüber.

Dort ist der hohe Stauffen, der Rechberg und Staufeneck, die auf Augenblicke in die Höhe zu streben scheinen, um dann wieder hinter andern Bergen zu verschwinden; die Fremden schauen dem ersten lange zu und denken wohl: majestätisch genug sieht er aus, das Fundament des so mächtigen und so unglücklichen Kaiserhauses; ja majestätisch ernst und traurig, eine gewaltige Pyramide, die auch ohne Hieroglyphen, getreu und deutlich, ihre riesenhafte Geschichte erzählt!

Ich glaube, es war der liebe und freundliche Justinus Kerner, der mir einstens eine eigenthümliche, aber, wenn man das Auge dafür hat, sehr wahre Ansicht über die Formation der Berge des Fils- und Neckarthals mittheilte, eine Ansicht die ich wenigstens immer bestätigt fand, wenn ich so im Dahinfahren träumend und sinnend die Höhen beschaute; jeder Berg hat nämlich, so sagt er, die Gestalt eines Riesen, bald in sitzender, bald in liegender Stellung. Dort sieht man deutlich den zusammengebückten Oberkörper, das Haupt tief auf die Brust herabgesenkt, den Schooß und die Kniee scharf abgezeichnet, während die Füße ins Thal herabhängen; weiterhin ruht ein anderer lang ausgestreckt, den Kopf mit dem Arm unterstützt, und blickt behaglich mit übereinandergeschlagenen Beinen zu uns hernieder, vielleicht im Stillen lächelnd über das sonderbare Spielzeug, das er da unten sieht und das sich dampfend in weiten Schlangenlinien um ihn herumwindet, scheinbar so geschwind und doch für ihn schneckenhaft langsam. Denn wir brauchen ja eine geraume Zeit bis wir von seinem Kopf zu seinen Füßen gelangt sind, aber wir wollen so geräuschlos wie möglich vorübergleiten, um die Aufmerksamkeit dieser respectabeln Riesenfamilie nicht allzu sehr auf uns zu ziehen; denn sonst könnte es einmal einem der jungen Bengel, die winzig hinter den alten hervorlauschen, in den Sinn kommen, mit der derben Faust nach uns zu langen, um die seltsam vielgliedrige Wagen-

schlange in der Nähe zu betrachten. Also auch hier ohne Aufenthalt vorüber, immerzu, gegen die hohen Berge der schwäbischen Alb hin, die wie eine kolossale Mauer unsern Weg zu versperren scheint.

Aber der geneigte Leser wird den Kopf schütteln, daß ich mir erlaube, ihn hier spazieren zu führen, ohne ihm das geringste neue mitzutheilen, nur altes, aber für mich so gern gesehenes, Feld, Wald, Flur und Haide, Dörfer und Berge, in immer wechselnder neuer und schöner Pracht; vielleicht freut sich aber auch ein einsam Lesender, denn ich schreibe ja nicht für die Passagiere und Mitreisenden, nicht für Glückliche, die ebenfalls in diesem Augenblick in der Welt herumfliegen, die wie ich die freie herrliche Luft durstig einsaugen, sondern ich erzähle das ja alles den Freunden, Bekannten und Unbekannten, die jetzt zu Hause sitzen in der dunkeln Stube, und will glücklich sein, wenn ich ihnen damit einen kleinen heitern Augenblick verschafft, wenn ich ihnen vielleicht zurückgerufen einen ähnlichen Tag, den sie ebenfalls verlebten im glänzenden Sonnenlicht, in gleicher Pracht und Herrlichkeit, will zufrieden sein, wenn es mir gelungen für manchen, der mit mir fühlt, einen kleinen Spalt zwischen diesen Zeilen zu eröffnen, durch welchen er hinausblicken kann in die freundlichen, bunten, glänzenden Berge, die mich umgeben.

Während wir nun eben von Geißlingen langsamer aufwärts dampfen, will ich alles Ernstes die Phantasien dahintenlassen und mich eines gesetzten Betragens befleißigen, wie es sich für einen soliden Reisebeschreiber ziemt. Daß hier die Bahn zu 1 auf 40 steigt, wissen wir bereits; ebenfalls daß sie sich in engem und weitem Bogen an dem Felsenabhang hinwindet, auch daß man die grüne Kirchthurmspitze des genannten Ortes bald weit unter sich sieht und auf der Hälfte der Steigung in ein stilles friedliches Waldthal hineinblickt, das tief zu unsern Füßen liegt mit murmelndem Wasser und Mühle „in einem kühlen Grunde“, einsam und verlassen an der jetzt pensionirten Landstraße. Das

Liebchen, welches vielleicht dort gewohnt hat und verschwunden ist, konnte wohl den Lockungen der Eisenbahn nicht widerstehen und fuhr gen Ulm, der alten Stadt an der Donau, jetzt Bundesfestung mit sehr vielem und schönem Militär.

Auch wir kamen gegen halb 1 Uhr dorthin, um nach einer halbstündigen Mittagsrast durch die ausgedehnten Ebenen Oberschwabens weiter zu fahren. Alles hat hier einen andern Charakter, die Gegend ist flach, die Aussicht fast unbegränzt, nur hie und da haftet das Auge gern an einem majestätischen Schloß, einem prächtigen Kloster oder an alten malerischen Städten, wie Biberach und Ravensburg, die noch immer wie gerüstet dastehen im verwitterten Steinharnisch, umgeben von Mauern und Thürmen. Eine angenehme Abwechslung ist endlich der Schussendobel, den man über viele Brücken hinweg klirrend und sausend hinabrast, wieder einmal durch dichten Wald, zwischen Bergen dahin und über klares Wasser. Der Schussendobel hat zwei Merkwürdigkeiten: das Haus des großen Hannickel, ein altes morsches graues Gebäude, ganz wie eine Zigeunerherberge aussehend, und die Station Turlesbach, letztere berühmt, weil hier außer den Conducteuren noch nie eine menschliche Seele aus- oder eingestiegen sein soll, so sagt nämlich die Tradition. „Turlesbach" ruft der Zugführer und setzt gleich darauf hinzu „fertig", worauf es ohne anzuhalten weiter geht.

In Friedrichshafen, wohin wir um 3 Uhr kamen, greift alles sehr gut in einander, um den Reisenden und sein Gepäck sogleich an den See und auf das Dampfschiff zu befördern, welches sich denn auch eine halbe Stunde später mit uns in Bewegung setzte und zu dem schönen neuen Hafen hinausfuhr. Die Quais desselben, seine Uferwand und der Leuchtthurm sind nun vollendet; fest und doch zierlich erbaut, geben sie der Wasserseite Friedrichshafens ein heiteres stattliches Ansehen und gewähren den Schiffen den vollkommensten Schutz gegen alles Unwetter des zuweilen sehr aufgeregten und unartigen Sees. Von den Fahrten der

Dampfboote kann man sagen, daß sie jetzt sehr zweckmäßig eingerichtet sind, um die verschiedenen Orte des Sees mit einander in Verbindung zu setzen, und der eilige Reisende braucht nun nicht mehr wie früher trauernd an diesem Wasser zu sitzen und sehnsüchtig nach Rorschach hinüber zu blicken, wohin ihm sonst die Fahrt nur an einigen bevorzugten Wochentagen vergönnt war. Auch die Restaurationen der Schiffe haben einen schönen Aufschwung genommen, denn ich erinnere mich noch sehr genau der Zeit, wo z. B. die Kaffeeschale für einen mäßig starken Mann als Fingerhut hätte dienen können, wo gute frische Butter eine Fabel war, und wo ein zähes verbranntes Fleisch Beefsteak genannt wurde — das ist, wie gesagt, ganz anders geworden, und man kann sich nun mit vieler Behaglichkeit zu einem Gabelfrühstück mit Kaffee niedersetzen, und hat, wenn man endlich nach einer guten halben Stunde aufsteht, etwas solides im Magen und gleich darauf Rorschach vor Augen, denn die Ueberfahrt dauert nicht viel länger.

Die Schweizer Douaniers sind sehr artige Leute und begnügen sich mit der Verneinung der sehr höflich gestellten Frage: ob man irgend etwas Verzollbares bei sich führe, worauf man ungehindert mit seinen sieben Sachen zur nahe gelegenen Post ziehen kann, um mit dem bequemen und angenehm eingerichteten Eilwageu gegen halb 6 Uhr nach Chur weiter zu fahren. Der Fremdenzug durch die Schweiz ist in diesem Augenblick noch immer sehr stark, und wir hatten drei große Beiwagen, lauter anständige Gebäude, mit guten Pferden bespannt, dazu sind die Straßen vortrefflich, die Postillons verstehen zu fahren, und so kommt man sehr rasch vorwärts.

Es war schon Nacht und ziemlich dunkel, als wir durch das Rheinthal fuhren, welches hier über eine Stunde breit ist. An der gegenüberliegenden Bergkette Vorarlbergs liegt die Straße von Bregenz nach Chur fast parallel mit der von Rorschach; ich blickte lange dorthin, schmerzlich bewegt, und als ich durch die Finsterniß weit in der Ferne einige Lichter glänzen sah, dachte ich, es könnte

Hohenems sein, wo zur gleichen Stunde ein guter edler und lieber Freund an einer schweren Verwundung auf seinem Schmerzenslager ruht und nichts davon weiß, daß von ihm in geringer Entfernung Personen vorüberziehen, die tief bewegt an sein Leid, an seinen Schmerz denken, die mit ihm fühlen, von deren Lippen eine gute sanfte Nacht für ihn erfleht wird — ein Flehen, das wie ein Gebet klingt! — — Doch wir eilen dahin, immer weiter in die Nacht hinaus, um uns zittert der Schein der Wagenlaternen, vorüber huschen Bäume und Häuser, jetzt rollt der Wagen weich im Sande dahin, jetzt rasselt er durch stille Ortschaften, die lautlos, scheinbar ohne Leben daliegen, und deren Häuser uns fast erstaunt betrachten, wie aufgeschreckt aus tiefem Schlaf durch den Knall der Peitsche und das Traben der Pferde.

Neben mir im Wagen saß ein sehr artiger Schweizer, der mich unter anderm auch über das Telegraphennetz unterhielt, das nun im Begriff ist, sich mit großer Schnelligkeit über alle Kantone auszuspannen; auch an unserer Straße standen schon die Stangen mit Glashut und Drähten und reichten sich die Hände, auf diese Art einen magischen Kreis um die Länder ziehend. Der letzte Anstoß zur schnellen Errichtung der hiesigen Telegraphen wurde bei einem Mahl in Genf gegeben, wo dortige und Baseler Kaufleute den Entschluß faßten, im Nothfall auf eigene Kosten durch eine Linie diese beiden Städte und Bern zu verbinden; als kluge Leute aber wandten sie sich vorher noch an den Bund, der denn auch nach kurzer Berathung beschloß, diese wichtige Sache selbst und schleunigst in die Hand zu nehmen. Alle Kantone und selbst die einzelnen Gemeinden interessirten sich lebhaft dafür; letztere lieferten Stangen und Platz auf eigene Kosten, und so ging denn die Ausführung rasch von statten. Da sich die Bureaux meistens mit den Postämtern vereinigt finden, so sind die Auslagen für Beamte und Betrieb ziemlich mäßig. Die Zinsen der ganzen Anlage, sowie die Unterhaltungskosten sollen sich jährlich auf 300,000 Fr. belaufen, wovon schon jetzt die Hälfte durch

aufgegebene Depeschen gedeckt wird, was sich übrigens noch jeden Tag vermehren wird; denn die Schweizer waren so klug, den Telegraphentarif äußerst niedrig zu stellen: zwanzig Worte durch das ganze Land kosten nur 1 Franken, und dafür kann man sich schon einmal das Vergnügen machen, von Basel aus einen Genfer Bekannten zu fragen, wie ihm das gestrige Mahl bekommen, oder wie er geschlafen. Vielleicht die einzigen Feinde der Telegraphen sind die Schweizer Postillone. Denn sie oder vielmehr ihre langen Peitschen liegen in beständigem Kriege mit den längs der Straße laufenden Drähten und verwickeln sich nicht selten so in einander, daß der Schwager nur durch Herabsteigen von seinem hohen Bocke und kluges Nachgeben sein Scepter wieder zu erlangen im Stande ist.

Nach Chur kamen wir um 8 Uhr Morgens. Die Straßen lagen in diesem Städtchen wie immer nächtlicher Weile ohne sichtbare Beleuchtung in tiefste Dunkelheit gehüllt; doch ist auch hier für den Reisenden eine Verbesserung eingetreten, daß man nämlich während des stundenlangen Wartens jetzt ein freundlich geöffnetes, erhelltes Gastzimmer mit gutem Kaffee ꝛc. antrifft, statt daß man sich früher mit einem kalten Schnaps in einer sehr geringen Schenkstube behelfen mußte.

Wenn mein Bericht nicht schon so ungewöhnlich groß geworden, und der Weg von hier auf den Splügen nicht schon so oft beschrieben wäre, würde ich meinen Lesern noch einige Details mittheilen von dem großartigen Rheinthal jenseits Chur, wie der Feldbau allmählich kümmerlicher und der Baumwuchs nach und nach dürftiger wird, wie dort Felsberg in größerer Gefahr wie je schwebt, um endlich ganz verschüttet zu werden, wie die schöne Insel Reichenau heute Morgen im Glanz der Sonne so wunderbar dalag, rings umfluthet von den hier so durchsichtigen smaragdgrünen Wellen des stürmischen Rheins, und was dergleichen malerische Sachen mehr sind; so aber begnüge ich mich mit den praktischen und sage nur noch, daß man von den Ueberschwemmungen

des Frühjahrs an der schönen Straße nichts mehr bemerkt, und daß man mit diesen Schweizer Eilwägen und ihren umsichtigen Conducteurs auf die beste Art von der Welt durch die prachtvolle wild-romantische Via mala nach dem Dorfe Splügen gelangt.

Wie es im Herbst und Frühjahr bei Alpenübergängen stets der Fall ist, so hört man schon in Rorschach und Chur bald gute, bald bedenkliche Nachrichten. Vorgestern, hieß es, habe sich der Eilwagen um vier Stunden verspätet, gestern hätten ihn 8 Pferde mühsam durch fußhohen Schnee geschleppt, und wenn es die letzte Nacht so fortgeschneit, so ständen Schlitten in Aussicht. Von all dem aber fanden wir gar nichts; nach eingenommenem Mittagessen fuhren wir langsam und sicher aufwärts, nur hatte sich hier oben die Sonne verschleiert, und der Himmel hüllte uns, wie wir allmählich emporstiegen, in seine dichten Nebelmassen. Auf der Höhe erreichten wir auch ein wenig Schnee, doch bedeckte derselbe kaum die Hufe der Pferde; die Straße selbst ist, wie immer, vortrefflich unterhalten, neue Gallerien sind gebaut und die Wegeinfassungen im besten Zustand. Von der österreichischen Mauth auf dem Splügen kann man in Wahrheit nur das angenehmste und freundlichste sagen: man begnügte sich hier mit einem sehr oberflächlichen Durchsehen unserer Koffer und Nachtsäcke, und nachdem wir auch diese Charybdis glücklich hinter uns hatten, rollten wir wohlgemuth gen Italien hinab. Bald verließen wir den Schnee, und auf den bisher ganz kahlen Felsen zeigten sich hie und da wieder verkrüppelte Nadelhölzer, tiefer unten schlanke und hohe Tannen und magerere Wiesen mit munter herumspringenden Ziegen. Wasserfälle stürzten lauttosend von den Felsen in die Abgründe oder unter dem Damm unseres Weges hindurch, der bald rechts, bald links in den kühnsten Wendungen die kolossale Steinwand hinabklettert. Die Poststation Campo Dolcino lag mit ihren kleinen schwärzlich grünen Häusern öde und einsam da, wie immer; man befindet sich dort noch

fortwährend zwischen ungeheuern Bergwänden, nur vor sich sieht man sie etwas gelichtet. Da theilen sie sich mehr auseinander und durch die grauen starren Massen erblickt man tief unter sich freundlichere Formen, statt dem einförmigen Grau in sanfter, röthlich-violetter Färbung; das sind schon die Berge, deren Fuß der schöne Comersee bespült. Auch wir kommen bald dort hinab, noch einige unheimliche Felspartien haben wir zu passiren, noch einige Zickzackwege, welche die guten und sichern Pferde in vollem Trabe hinablaufen, dann wird die Gegend rechts und links reicher und lieblicher, die Häuser bekommen schon ein wohnlicheres Ansehen, Laubholz aller Art, worunter viele zahme Castanien und welsche Nüsse, beschatten unsere Straße; die öden Steinmauern, die bisher unsern Weg begränzten, verwandeln sich in zierliche Veranden, überrankt von wehendem Weinlaub, und bei sinkender Nacht erreichen wir Chiavenna. Hier in den engen Straßen sind alle Buden geöffnet, Lichterglanz strahlt in unsere Augen; der Wagen rasselt fürchterlich auf dem Pflaster, die Postillone knallen übermäßig mit ihren langen Peitschen, und vor einem der zahlreichen Kaffeehäuser hält eine große Orgel und spielt aus Rigoletto:

Donna è mobile ·
Comme il vento! — — — —

Das Hôtel zur Post in Chiavenna war früher in der Hand eines deutschen Wirthes und ein sehr guter Gasthof, jetzt wird es von Italienern verwaltet und man ist gezwungen, sich mit den ärmlichen vernachläßigten Einrichtungen des Hauses zu begnügen, da es das Einzige ist, in welchem fremde Reisende ein Unterkommen finden. Wir erhielten die besten Zimmer gegenüber der malerischen Ruine des alten Schlosses von Kleven, die ich bei meinen früheren häufigen Reisen nach Italien so oft gesehen. Sehr ermüdet, wie wir alle waren, legten wir uns bald zur Ruhe und schliefen nun zum erstenmal jenseits der Alpen wie wir zu Hause sagen, fest und ungestört wie in der Heimath.

Durch die regelmäßige Befahrung des Comersees mit Dampfbooten von Colico nach Como, und durch die Eisenbahn von Camerlata nach Mailand, erreicht man letztere Stadt mit größerer Bequemlichkeit als sonst, obgleich man an der Geschwindigkeit etwas verliert, da man hiedurch sich entschließt, nach mühseliger Splügenfahrt die Nacht in Chiavenna zuzubringen. Freilich geht von dort immer noch der Nachteilwagen nach Mailand, da aber derselbe erst den andern Tag gegen Mittag ankommt, und der Zug von Camerlata nur um sechs Stunden später, so wird jeder, der zu seinem Vergnügen reist, Comersee und Eisenbahn vorziehen. Mit eigenem leichten Wagen und Extrapostpferden würde man vielleicht bei sehr gutem Fahren in vierunddreißig Stunden von Stuttgart nach Mailand gelangen können; man müßte alsdann nämlich den zweiten Tag um 1 Uhr Colico am Ufer des Sees erreichen. Außer der kaiserlichen Post gibt es in Chiavenna noch ein paar Gesellschaften, bei denen man zur Fahrt nach Mailand für Dampfboot und Eisenbahn sein Billet löst, und alsdann für nichts mehr zu sorgen hat. Obgleich die Post ein paar Lire theurer ist als diese Gesellschaften, thut doch der Reisende, der des Landes und der Sprache nicht vollkommen mächtig ist, besser mit ihr zu fahren.

Ein klarer heiterer Himmel, der uns von Chiavenna bis an den See zu Theil wurde, versprach einen freundlichen Tag; die Schluchten der Alpen, durch welche uns gestern unser Weg geführt, lagen in tiefvioletter Färbung hinter uns, die Sonne vergoldete ihre Felsenkronen, färbte aber auch zu gleicher Zeit Nebel und Wolken, die langsam aufstiegen, mit einem glühenden Roth. Der Weg von Chiavenna führt auf einer ebenen, theilweise gut unterhaltenen Straße am Fuße der Gebirgsausläufer hin, die hier, zerbröckelt, voll Klüfte und Spalten und wild zerrissen, bei jedem Regenguß eine Menge Sand und Steine ins Thal hinabrollen, welche die Landstraße, namentlich zur Frühjahrszeit, vielfach verderben und oft unsicher, ja gefährlich machen. So passirten wir

die Stelle wo, ich glaube es war im Monat Junius dieses Jahrs, der Eilwagen von Gewittersturm und heftigem Regen erfaßt und vollständig weggeschwemmt wurde, so daß sich nur der Postillon und der Conducteur auf einem Pferde retteten, Passagiere waren glücklicherweise nicht im Wagen. Die Straße, obgleich wieder hergestellt, glich immer noch einem jetzt vertrockneten Flußbett, und große Kieselmassen, sowie ansehnliche Felsstücke bedeckten weithin die Felder.

Um halb ein Uhr erreichten wir Colico, den kleinen gefährlichen Ort, rings mit Sümpfen umgeben, wo der Reisende, der hier übernachtet, sehr leicht vom Wechselfieber befallen werden kann. Ja sogar des Nachts bei der Durchfahrt soll man sich vor dem allzufesten Schlafen hüten, und ein vorsichtiger Conducteur vergißt selten, dieß seinen Passagieren bei der Abfahrt von hier in Erinnerung zu bringen.

Auf dem See dampfte schon das kleine Boot, die „Adda", und schaukelte kaum merklich auf dem Wasser, doch war das Wasser nicht so tief grün und klar, wie ich es sonst wohl hier gesehen, denn leider hatte sich der Himmel überzogen und schmutzig graue Regenwolken spiegelten sich in der Fluth wieder. Die Abfahrt ging für ein italienisches Dampfboot ziemlich regelmäßig von statten, auch wurde von den Schiffsleuten nicht allzuviel Geschrei und Spektakel gemacht, nur blieb ich längere Zeit zweifelhaft, wer der eigentliche Befehlshaber des Bootes sei; denn ein wohlgenährter Mann in Schiffsjacke und Mütze, mit mächtigem schwarzem Backenbart, der sich bei der Abfahrt wenigstens das Ansehen gab, als sei seine Person auf dem Radkasten unumgänglich nothwendig, nahm kurze Zeit nachher eine Serviette auf den linken Arm und erkundigte sich höflichst, ob wir una collazione wünschten. Das Verdeck des kleinen Bootes war recht bequem eingerichtet, auf den Bänken an der Wand lagen hohe Polster, auch hatten wir vollkommen Raum, denn von Colico aus bestanden sämmtliche Passagiere des ersten Platzes aus der auf allen

Reisen immer unvermeidlichen englischen Familie mit Büchern und Karten in der Hand und den stets aufmerksamen und erstaunten Wesen. Die Freude auf dem Verdeck mit frischer angenehmer Luft, mit Polster und englischer Familie sollte übrigens nicht lange dauern, denn schon bei den ersten Regentropfen, die bald nachher niederfielen, flüchtete sich die letztere in die Cajüte, die Sitze wurden uns von den allzu vorsichtigen Bootsleuten fast mit Gewalt unter einem unaussprechlichen Theil des Körpers weggezogen, und da der See sich vollständig in Regen und Nebel einzuhüllen begann, so brachte sich Alles was nicht wasserdicht war, ebenfalls schleunigst unter Deck. Ich machte hievon eine Ausnahme, denn ich hatte mir nicht umsonst in Stuttgart einen sehr theuren Regenmantel angeschafft, und fühlte mich nun recht glücklich, dieses Kleidungsstück endlich einmal benützen zu können; damit angethan hielten mich die Bootsleute wahrscheinlich für einen englischen Courier oder dergleichen, denn sie behandelten mich mit außerordentlicher Hochachtung. Um noch ein Wort über meinen schönen Regenmantel zu sagen, den ich ja nicht mit einem ordinären Mackintosh zu verwechseln bitte, so hielt er freilich den Oberkörper vollkommen trocken, bildete aber unten in jeder Falte eine förmliche Dachrinne, wodurch alles von den Knieen abwärts in einer beständigen und sehr unangenehmen Feuchtigkeit erhalten wurde.

Der See war schlecht gelaunt, er hatte schwere Wolken tief auf sich herabgezogen, und seine Fluthen, mürrisch und verdrießlich, hatten hie und da weiße Schaumkronen aufgesetzt, und schaukelten in kurzer Zeit das Schiff mehr als gerade nothwendig war; die Farbe des Wassers war dunkelgrün fast wie die Nadeln der Cypressen, rund an den Ufern aber tiefgrau und schmutzig schien es fast eins zu sein mit den Bergen und Felsen die hier fast überall keck und schroff in den See abfallen. Die zahlreichen prachtvollen Villen und die malerisch gelegenen Städte an seinen Ufern waren kaum zu erkennen, und nur einzelne mächtige Paläste schimmerten, ob-

gleich undeutlich, aus dem Nebel und Regen hervor. Und was für ein Regen war es, mit dem wir heute bedient wurden: man hätte das Wasser zuweilen füglich einen Wolkenbruch nennen können, wobei ich übrigens meinem Regenmantel zulieb tapfer auf dem Verdeck aushielt, fast allein mit einem dicken italienischen Ehepaar, das sich indessen unter dem Schutz eines so kolossalen rothseidenen Regenschirms befand, wie ich nie etwas ähnliches gesehen, sowie mit dem Lenker unseres Schiffes, der, in graues Wachstuch gehüllt, zusammengekauert am Steuerruder, saß und mit seinem ebenfalls grauen Gesicht einer verwitterten Steinfigur glich, auf die ein Wasserfall herabstürzt, dessen Tropfen nach allen Seiten hinausspritzen.

Zuweilen warf ich einen Blick in die Cajüte, doch da unten war es indessen fürchterlich geworden, das Dampfboot hielt nämlich jeden Augenblick um zahlreiche Passagiere aufzunehmen, die in großen mit Segeltuch überspannten Barken trotz des strömenden Regens von allen Seiten ankamen. Dabei gab es komische Auftritte genug; die ängstliche Hast, mit der man suchte an Bord zu kommen verursachte manchen Fehltritt, manche Vergeßlichkeit, und oft wenn die Barken schon wieder abgefahren waren, stürzte irgendeine Dame an die Schiffswand und schrie nach einem Paketchen oder nach ihrem Sonnenschirm, den sie in der Eile zurückgelassen. Ja es waren viele Sonnenschirme heute zu sehen, und dazu reiche und elegante Toiletten, für schönes Wetter eingerichtet von Unglücklichen, die sich nach dem heitern Himmel von heute Morgen eingerichtet, auf eine Fahrt über den herrlichen See gefreut und nun so schlimm von Wind und Regen mitgenommen wurden. Da saßen sie denn alle zusammengepfropft in der engen Cajütte mit langen Gesichtern, und in einer wahrhaft unerträglichen Hitze.

Bis jetzt hatte der Wind nicht vermocht, die Regenwolken zu zertheilen, oder über den See hinwegzujagen, sie hingen fast unbeweglich und schwer zwischen den Bergen; glücklicherweise aber

erhob sich ein schärferer Luftzug, und zwar angesichts von Como, so daß wir die Hoffnung hatten, uns wenigstens trocken ausschiffen zu können. Alles strömte aus der engen Cajüte auf's Verdeck, und jeder schien glücklich, wieder frische Luft athmen zu können. Mit dem Anlegen ans Ufer hatte es indeß noch seine Schwierigkeiten; der Capitän — ich hatte ihn endlich herausgefunden — ließ die Maschine zu früh halten, und statt daß wir mit der Schiffsseite, wie es sich gebührt, an die Landungsbrücke fuhren, kam der Schiffsschnabel in ziemlich verdächtige Berührung mit dem Geländer; alle Hände beorderten sich selbst aufs Deck, und jeder der Schiffsmannschaft bemühte sich dem Capitän mit vielem Geschrei Befehle geben zu helfen, wodurch der Dampfer denn auch merklich zurückwich, und wir vielleicht wieder nach Colico gekommen wären, wenn nicht der Mann mit der Serviette und dem schwarzen Backenbart energisch eingegriffen und, zugleich mit Capitän und Matrosen an einem Tau ziehend, das Schiff vorwärts und glücklich ans Ufer gebracht hätte. Bei dem Herüberbringen des Gepäcks durch das Hafenthor, hinter welchem der Wagen stand, der uns nach Camerlata hinaufführen sollte, kamen, wie gewöhnlich, noch allerlei Wortwechsel zwischen den verschiedenen Facchini vor, die größtentheils mit einem solchen Aufwand von heftigen Redensarten und wilden Pantomimen geführt werden, daß der Fremde jeden Augenblick glaubt, jetzt würden die Messer gezogen und es gebe ein blutiges und allgemeines Handgemenge; aber nichts von allem dem — plötzlich ist der Streit zu Ende, die Parteien klopfen sich auf die Schulter, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und jedermann geht beruhigt seinen Weg.

Como ist eine recht freundliche Stadt mit hohen steinernen Häusern, von denen viele bei uns für Paläste gelten würden; die Straßen sind vortrefflich gepflastert und haben für die Räder der Wagen zwei schmale Streifen von harten Steinen, durch welche das Fahren sanft und geräuschlos gemacht wird. Auf

einem Platz steht die Statue Volta's, in weißem Marmor ausgeführt. An freundlichen mit Bäumen bepflanzten Spaziergängen um die Stadt fehlt es nicht; doch wird, seit die Eisenbahn eröffnet ist, der breite und gut unterhaltene Weg nach Camerlata hinauf für Fußgänger, Reiter und Fahrende am meisten benützt. Man braucht eine gute halbe Stunde, um von der Stadt auf den Bahnhof zu fahren, genießt aber, während man langsam aufwärts steigt, eine schöne Aussicht auf die umliegenden Schlösser und Villen, sowie auf einen Theil des Sees. Die Einrichtung der Wagen auf dieser Eisenbahn ist nach dem amerikanischen System; alle sind bedeckt, die erste Classe sehr elegant, und auch die zweite anständig genug eingerichtet, mit schwarzledernen Sitzkissen und gepolsterter Rücklehne. Das Fahren dagegen geht ziemlich langsam von statten, obgleich die Stationen weit von einander entfernt sind, und man die Maschinen tüchtig könnte auslaufen lassen. Es dunkelte bereits, als wir abfuhren, doch verloren wir dadurch bei der bekannten Einförmigkeit der lombardischen Ebene nicht viel; rechts und links hat man nichts wie flache Felder mit Maulbeerbäumen bepflanzt, an denen sich Reben in langen Gewinden emporschlingen.

Die einzelnen Stationen waren belebt durch zahlreiche Aus- und Einsteigende und die Höfe derselben beleuchtet durch lodernde Pechpfannen, die ihren röthlich zitternden Schein auf die neugierigen Gesichter der Mitfahrenden warfen, die bei jedem Anhalten in großer Anzahl die Köpfe zu den Wagenfenstern hinausstreckten. Einen wahrhaft mühsamen Dienst haben bei den Fahrten hier die österreichischen Polizeibeamten, welche durch alle Wägen gehen und sich von den Reisenden die Pässe erbitten, wofür man einen Empfangschein erhält; doch verfahren sie dabei mit der größten Artigkeit, und man ist durch diese Maßregel viel weniger geplagt als früher, wo man oft lange Zeit genöthigt war, unter den Thoren der Stadt still zu halten.

Wir erreichten Mailand gegen 7 Uhr, und wurden in einem

eigenen Wagen nach dem Postgebäude gebracht, hier aber durch einen furchtbaren Regenguß noch eine Zeitlang festgehalten, denn Mailand, obgleich eine so elegante und in vielfacher Beziehung so wohl eingerichtete Stadt, entbehrt immer noch eines geregelten Fiakersystems; weder für Geld noch gute Worte war ein Wagen zu bekommen, und um nicht vielleicht bis in später Nacht hier sitzen zu bleiben, mußten wir die Regenschirme auspacken; ich war genöthigt, meinen jüngsten Sohn auf den Rücken zu nehmen, den andern in meinen schon vielfach gepriesenen Regenmantel zu wickeln, und so hielten wir unsern Einzug in das Hôtel Reichmann, wo wir aber bei freundlichem und herzlichem Empfang die Mühseligkeiten der bisherigen Reise bald vergaßen. Der deutsche Reisende befindet sich überhaupt bei Herrn Reichmann wie zu Hause; obgleich Gasthof ersten Rangs, kann man hier ein stilles behagliches Familienleben führen; die ganze Dienerschaft spricht deutsch, die vortreffliche Küche erinnert an die Heimath, und das herzliche Entgegenkommen des Herrn Reichmann sowie seiner liebenswürdigen Mutter erleichtert dem Reisenden jeden Verkehr, und läßt ihn nicht fühlen, daß er in der Fremde ist.

Zweites Kapitel.

Von Mailand nach Florenz.

Mailand. Die Villa reale. Erinnerungen an Vater Radetzky nnd sein Hauptquartier. Ballet in der Scala. Der Courier nach Genua. Räubergeschichten. Eine Regennacht. Das Meer!! Genua. Guardia civica. Straßenlieder. Die italienischen Seedampfer und ihre Versprechungen. Sonntag in Livorno. Ankunft in Florenz.

Mailand hatte ich seit den wichtigen Ereignissen des Jahrs 1849 nicht mehr gesehen; damals war alles voll Militär, in den Straßen begegnete man auf Schritt und Tritt Offizieren jeder Waffengattung, wogegen die Bürger sich mehr bei sich und zu Hause hielten. Heute fand ich das ganz anders, fast nur auf den Wachen und Posten sah man österreichische Soldaten, und man konnte durch mehrere Straßen gehen, ehe man einem Offizier in weißer Uniform begegnete, wogegen mir der sonstige Straßenverkehr lebhaft und geräuschvoll, wie in frühern Zeiten erschien. Gewiß ist daß das wahnsinnige und verbrecherische Unternehmen des 6. Februar 1853 nichts weiter zurückgelassen hat als eine tiefe Entrüstung der ganzen Bevölkerung gegen die Anstifter desselben, die, wie schon so oft, hinter den Coulissen spielten, und selbst ungesehen, ihre armen verblendeten Acteurs nach mißlungenem Attentat ihrem traurigen, wenn auch verdienten Schicksal überließen. Eine Vorsichtsmaßregel gegen abermalige Ueberfälle

einzelner Individuen auf die kaiserlichen Wachen besteht darin, daß man die Posten vor dem Gewehr mit eisernen Gittern umgeben hat, hinter welche sich im Nothfall die ganze Wache zurückziehen kann; eine Einrichtung, die auch in Paris schon seit vielen Jahren besteht. Das einzige militärische Schauspiel, welches man in diesem Augenblick in Mailand sehen konnte, bestand täglich um 1 Uhr in dem Aufziehen der Wache vor der kaiserlichen Burg, wobei eine der vortrefflichen Musikbanden auf dem Domplatze spielte. Zahlreiche Menschenmassen fanden sich meistens dabei ein und lauschten mit sichtlichem Behagen den mächtigen Klängen, die, an dem kolossalen Dom wiederhallend, über den weiten Platz dahinbrausten.

Einer meiner ersten Gänge war nach der Villa reale, dem damaligen Hauptquartier des Feldmarschalls, wo ich so viel angenehmes, ja großes erfahren und gesehen. Lebhaft erinnere ich mich jener Zeit, als ich den Corso hinabging und nun links auf den mit Bäumen besetzten Platz einbog, der an den Garten des Palastes gränzt und sich bis zum Eingang desselben erstreckt. Wie lebhaft war es damals hier, welches Gewühl von Offizieren aller Waffen, zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen, die aus dem Hauptquartier kamen und dorthin gingen; Freunde und Bekannte aus entfernten Garnisonen, die sich lange nicht gesehen und sich nun eilig im Vorübergehen ein freundliches Wort zuriefen oder flüchtig die Hand schüttelten — auf Wiedersehen morgen, übermorgen — draußen wenn's losgeht — t'schau — leb wohl — und dahin eilten alsdann die jugendlich kräftigen Gestalten, um sich vielleicht wenige Zeit nachher mit dem Orden geschmückt wiederzusehen — oder auch vielleicht nie wieder. Dort unter den Bäumen hielten beständig Ordonanzen, Husaren oder Stabsdragoner hoch zu Pferde, oder abgesessen sich an den Sattel lehnend; und wenn man näher zur Villa reale kam, wie lebendig und bewegt wurde es da, wie ritt und ging es ab und zu! Am Eingangsthor sah man meistens die hohen Gestalten der

Grenadiere mit den schwarzen Bärenmützen über den ernsten braunen Gesichtern; Gewehr im Arm schritten sie auf und ab, oder saßen neben einander auf hölzernen Bänken am Thor. Mittags spielte stets eine Musikbande im Hof, und dabei gab man seinem militärischen Freunde ein Rendezvous, man plauderte mit einander, man lachte, man spazierte auf und ab lustig und guter Dinge, bis sich hinten im Hof die gewisse Thür öffnete, und der kleine Mann heraustrat, die Hände auf dem Rücken, etwas vorn übergebeugt mit dem so lieben und freundlichen Angesicht; da schwiegen plötzlich alle Gespräche, die Lustwandelnden standen still, die Gruppen lösten sich auf, und jeder Säbel, ehrerbietig an die Seite genommen, stieß klirrend auf das Pflaster, und in jeder Brust regte sich ein eigenes Gefühl: es war, als müsse man den alten Marschall, so oft er erscheine, mit einem lauten jubelnden Lebehoch empfangen.

Das alles dachte ich, als ich vom Corso auf jenen Platz mit den Bäumen einbog, der jetzt so lautlos und ohne Leben dalag; ein leiser Lufthauch rauschte durch die Blätter und schien mit mir von vergangenen Zeiten plaudern zu wollen. Außer mir ging niemand unter den Bäumen; das Ohr vernahm nicht mehr das Wiehern eines Pferdes, nicht mehr das Klirren eines Säbels — kein freundliches Begrüßungswort — alles, alles still und einsam. Vor dem Thore des Palastes schlenderte ein einzelner Wachtposten auf und ab, im Hofe brütete die Sonne, und war hier nichts zu erwecken als ein melancholisches Echo der eigenen Schritte; die Thüren waren verschlossen, die Fenster verhängt, und erst nach langem Suchen gelang es mir, einen Portier aufzufinden, der mich gähnend versicherte, das Innere der Villa sei verschlossen und er habe keine Erlaubniß, die Zimmer zu öffnen. So war es mir also nicht vergönnt, jene Gemächer noch einmal zu betreten, wo ich das Glück hatte, dem Marschall vorgestellt zu werden, wo ich die Generale Heß und Schönhals kennen gelernt hatte, wo ich durch meinen edlen und lieben Freund, den

unvergeßlichen Grafen Gustav Neipperg, den leider der Tod hinweggerafft, eingeführt wurde — — wo wir so heiter dinirten, und wo Adjutanten und Ordonanzen, die jungen tapfern Kiebitze des Marschalls, ihr heiteres Wesen trieben. Ja nicht einmal hineinblicken durfte ich in die untern Räume, wo sich die Kanzleien befanden, aus denen ich so manchen unsterblichen Bericht schrieb, wo Oberst Eberhardt den freundlichsten Wirth machte, und wo uns der Erstürmer der Villa rotunda, der tapfere General v. Reischach, den höllischen Proteus erklärte. Sie sind vor der Hand dahin jene Zeiten, und ich empfand es an diesem Morgen recht schmerzlich, von all den lieben Bekannten und Freunden, die einstens hier beisammen, nun weit auseinander zerstreut leben, nicht einen einzigen mehr zu finden. Wem aber von allen diese Zeilen zu Gesicht kommen, der möge sie als einen herzlichen Gruß von mir annehmen und als ein Zeichen daß ich der damaligen Tage stets in Freundschaft und Dankbarkeit gedenke.

Nur der Eintritt in den Garten der Villa reale wurde mir gestattet, und ich machte mir das traurige Vergnügen, eine Viertelstunde in den jetzt so einsamen Gängen herumzuspazieren. Auch auf dieser Seite des Palastes waren Läden und Thüren fest verschlossen, und an den Zimmern des Marschalls hingen die weiß und gelben Vorhänge vor den Fenstern herab. Dort stand er so gern und schaute hinab auf den grünen Rasenplatz vor der breiten Treppe, auf die ruhige Fläche des kleinen Sees mit seiner Insel und seinem Tempel. Damals kam das Frühjahr, über Nacht waren die Knospen aufgesprungen, und die kahlen Aeste von gestern zeigten sich heute zart und frisch belaubt — jetzt war es auch hier Herbst geworden, Bäume und Büsche hatten sich gelb und roth gefärbt, und schon bedeckten herabgefallene Blätter den Boden, obgleich die Sonne wie an jenem Tage glänzend und klar auf Palast und Garten herniedersah. Glücklicherweise entdeckte ich hier noch zu guter Letzt ein paar alte Bekannte, doch war es unmöglich, sich mit ihnen zu verständigen: zwei große

Schwäne nämlich, die schon zu jener Zeit hier gehaust, schwammen heute noch eben so stolz und schweigsam auf den Fluthen des Sees umher; sie hatten ihre Köpfe hoch erhoben und würdigten meinen freundlichen Zuruf keines Blicks.

Von Mailand weiß ich in der That sonst nicht viel zu berichten; nur will ich mir noch erlauben ein paar Worte über die Scala zu sagen, wo ich einer Aufführung von Oper und Ballet beiwohnte. Das weite unermeßliche Haus ist im Innern etwas restaurirt worden, und erscheint glänzend und prachtvoll wie immer; es ist eigentlich zu groß in allen seinen Verhältnissen, denn wenn man sich nicht nahe bei der Bühne befindet, so geht für den Zuschauer nicht allein alle Mimik verloren, die namentlich zum Verständniß eines Ballets so nothwendig ist, sondern die Figuren der Darsteller schrumpfen scheinbar so zusammen, daß man sich oftmals der Idee nicht erwehren kann, man habe es mit sehr künstlichen Marionetten zu thun.

Das Parterre war am heutigen Abend recht gut besetzt, die Sitze desselben fast alle besetzt, und in dem weiter zurückgelegenen übergroßen Stehplatz wogte eine große Menschenmasse wie gewöhnlich hin und her; man kam, man ging; hier wird geplaudert, dort gelacht; an dieser Seite sprechen einige laut und ungenirt über Sänger und Sängerinnen, während an einer andern Stelle sich eine Gruppe mit nicht leiserer Stimme über die Ereignisse des Tages unterhält; auch die Melodien der Oper werden von einzelnen Enthusiasten mitgesungen, wogegen andere durch ein kräftiges Zischen zur Stille auffordern, um selbst gleich darauf die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn durch ein überlautes bene oder bravo auf sich zu ziehen.

Zuweilen werden diese Ausrufungen von andern durch Händeklatschen begleitet, noch öfter aber rufen sie ein wahres Hohngelächter hervor: so summt und wogt es im Parterre durch einander, und wenn man die Augen von der Bühne ab und fest darauf hinwendet, so könnte man glauben, man befinde sich auf

der Gallerie irgend einer Börse oder sonst eines Ortes des öffentlichen Verkehrs. Auch die Logen fand ich besetzter als in den früheren Jahren, und wenn auch noch hie und da in den ersten Rängen manche schwarze Lücke klafft, so glänzen doch wieder von allen Seiten die schönen Augen der Mailänderinnen, elegante Toiletten und weiße Arme und Schultern hervor unter Spitzen, künstlichen Blumen und Brillanten. Auch hier wird viel geplaudert und gelacht, Lippen und Fächer sind in der emsigsten Bewegung, und dieß allgemeine Leben ist um so verschiedenartiger und blendender, als die Aufmerksamkeit aller nicht nach der Bühne gerichtet ist, sondern jede Loge einen kleinen gesellschaftlichen Kreis bildet, der für sich handelt, denkt und plaudert. Bekanntlich sind ja in allen italienischen Theatern die Logen durch feste Wände von einander getrennt, man befindet sich wie in einem kleinen Salon. Drei höchstens vier Personen haben in einer schon großen Loge kaum Platz an der Brüstung, die andern sitzen nebeneinander auf den kleinen Divans an den Wänden, und nur, wenn etwas besonderes auf der Bühne vorgeht, drängt sich alles vor, um hinauszuschauen; woher es denn oft kommt, daß das Haus, welches jetzt von unten gesehen ziemlich leer erscheint, im nächsten Augenblick Tausende von Gesichtern zeigt, die sich überall neugierig hervordrängen. Es gehört hier in Italien sehr zum guten Ton, die Logen der Häuser, wo man eingeführt ist, wenn auch nur auf kurze Zeit, doch fleißig zu besuchen, und es wird für eben so unhöflich gehalten, sich hier längere Zeit nicht sehen zu lassen, als wenn man es vernachlässigte die gewöhnlichen Besuche im Hause selbst zu machen.

Plötzlich aber ändert die Musik Tempo und Tonart; es tritt ein beliebter Sänger, eine geschätzte Sängerin auf, und alles Gespräch verstummt. Lautlose Stille liegt über dem ganzen Hause, worin das Parterre mit gutem Beispiel vorangeht; die Damen in den Logen beugen sich über die Brüstung, Augen und Lippen sind regungslos, selbst das cokette Spiel mit dem Fächer hört auf. Man kann sich denken, daß der Künstler, für diese all-

gemeine Aufmerksamkeit dankbar, sein möglichstes thut; er singt vortrefflich und überschüttet das Publikum mit den weichen italienischen Melodien, die, hier gesungen, so zu Herzen gehen. Er ist sich seines Sieges im Voraus bewußt und steigert sich deßhalb zur höchsten Kraft und Anstrengung — jetzt hat er geendet, und ein wüthender Beifallssturm bricht los; man tobt, man schreit, man ist außer sich; das Parterre leistet das Uebermögliche im Spectakelmachen; jede Dame in ihrer Loge hört von den anwesenden Herren mit einer wahren Wonne die entzückten Ausrufungen über den Sänger, als wären das ebenso viele Complimente über sie selbst und ihre schönen Augen. Aber nun ist das Feuerwerk verpufft, und die sprühenden Raketen von so eben lassen die Nacht um so finsterer erscheinen; alles wendet sich zu seinen Nachbarn, und mag weiter auf der Bühne geschehen was da will, niemand schenkt dem ferner die geringste Aufmerksamkeit.

Man gab am heutigen Abend Ernani, Verdi's alte ausgegesungene Oper, mit ziemlich mittelmäßigen Kräften, wie überhaupt die gegenwärtige Stagione, was den Gesang anbelangt, ziemlich schlecht bestellt ist. Der erste Act ging denn auch ziemlich spurlos vorüber, und das Publikum that, als geschehe auf der Bühne gar nichts; die meisten Zuschauer schienen nur des Ballets wegen gekommen zu sein, und als die Musik desselben anfing, wurde es schon bedeutend stiller im Hause. Die Ballete der Scala waren von jeher berühmt, sowohl wegen ihrer Composition mehr aber noch wegen der Pracht der Decorationen, der Costüme des zahlreichen und gut eingeübten Balletchors und der großen Tänzerinnen, welche in Mailand ihren Ruf begründeten. Früher konnte hier keine Stagione glänzend sein ohne Namen wie der der Taglione, der Elßler, der Cerito oder wie sie alle heißen mögen. Das heutige Ballet hieß „Un fallo — Ein Fehltritt"; es war eine venetianische Geschichte, deren Knoten sich auf einem prachtvollen Maskenball schürzt, wo nämlich ein reicher und edler Venezianer, der dieses Fest in seinem Palast veranstaltet, nach

demselben von einem falschen Freund auf die Gallerie geführt wird, wo er sieht, wie seine dem Libretto nach übrigens tugendhafte Frau einem Liebhaber, den sie abgewiesen, ein Andenken dieser traurigen Stunde gibt; seine Wuth erwacht, und es ist wahrhaft grauenhaft mit anzusehen, wie er nach dem Tact der Musik mit verzerrten Zügen in gräßlichster Eifersucht über die Bühne schreitet. Einige sechzig Tänzer und Tänzerinnen im Hintergrunde verwundern sich à tempo darüber und während die Männer zu gleicher Zeit die Hände erheben und mit dem Kopf wackeln, was in der Balletsprache heißen soll: „etwas fürchterliches geschah", tanzen die Damen sehr ausdrucksvoll: „laßt uns eilen, die Herrin zu benachrichtigen". Darauf folgt im zweiten Act eine häusliche Scene mit Händeringen und Thränen von Seite der Frau, sowie vielem Fußgestampfe von Seite des Gemahls, worauf sich letzterer im dritten Act entschließt, der Sache ein kurzes Ende zu machen, indem er seinen Nebenbuhler erdolcht; unglücklicherweise aber hält ein leichtsinniger armer Teufel in derselben Straße ein Rendezvous, stolpert, als er nach Hause gehen will, über den Ermordeten und wird ergriffen und eingesteckt. Vierter Act: großes Gericht im Saal des Dogenpalastes mit außerordentlicher Pracht; der unglückliche junge Mensch wird zum Tode verurtheilt, sein Richter, jener venezianische Nobile, der wirkliche Mörder, hilft den Unglücklichen verdammen; da erscheint der falsche Freund aus dem ersten Act wieder, und während hinten die Rathsherren und Gerichtsbeisitzer viel mit ihren Armen und Beinen umherschlenkern, sagt jener vorn zum Nobile: Du — nimm Dich — in Acht — meine Augen — sahen daß Du — ihn erdolchtest — rette ihn — oder mich soll der Teufel holen wenn ich Deinen Collegen nicht alles erzähle. Der Verbrecher stürzt zerknirscht von der Bühne, und im fünften Act sehen wir eine ländliche Scene, vielleicht der öffentliche Garten bei Venedig, wo das ganze Balletchor sich bemüht, tanzend seinen Schmerz an den Tag zu legen, daß der arme junge Mensch, den sie alle kennen, verurtheilt

ist — Paukenwirbel und Trompetengeschmetter — da erscheint nicht der Henker oder sein Opfer, sondern — um durchs Angenehme das Traurige zu versüßen, die liebliche Maywood, eine der graziösesten Tänzerinnen, welche es in diesem Augenblick gibt, und tanzt ein so reizendes pas de deux, daß man die Augen schließen möchte und sie lange nicht mehr öffnen. Im sechsten Act endlich sind wir während der Nacht auf der Piazzetta, eine der prachtvollsten Decorationen die ich lange gesehen. Weit hinten leuchtet das Meer im Mondschein, glänzend erhellte Gondeln fahren vorüber, während der Dogenpalast und die Procurazien im Licht Tausender von Lampen strahlen. Der arme Verbrecher wird zum Tod geführt, aber hinter ihm her kommt das bekannte weiße Tuch, hundertzwanzig Arme und Beine tanzen Gnade! Gnade! man stürzt einander in die Arme, die Geliebte des jungen Menschen, die wir vom Rendezvous her kennen, wird herbeigeführt — ungeheurer Jubel; das kolossale Orchester der Scala wird noch unterstützt von einem zahlreichen Musikchor auf der Bühne, bacchantische Lust schallt rings umher, die Bewegungen der Tänzerinnen werden in ihrer Herzensfreude immer wilder und ausschweifender, und, um mich eines bekannten Ausdrucks zu bedienen, sieht man, ehe der Vorhang fällt, bei einer letzten verzweifelten Anstrengung nichts als Himmel und Tricot.

Es gibt gewisse Zeitungen, die sich ein Vergnügen daraus zu machen scheinen, ihren Lesern einen möglichst schlechten Begriff von der Sicherheit italienischer Landstraßen beizubringen; namentlich erzählt man viel von Räubereien in der Lombardei, ja ähnlichen Sachen, die sich dicht vor den Thoren Mailands zugetragen. Ich hatte mir einige dergleichen Facta gemerkt, um mich an Ort und Stelle darnach zu erkundigen, fand aber fast alles übertrieben, und die größte Räubergeschichte schrumpfte, in der Nähe besehen, zu einem unbedeutenden Ereigniß zusammen. Auch über die Straße von Mailand nach Genua wurde mir schon zu Hause in dieser Richtung manch übles gesagt, und auch hier

sollte eine Stunde nach dem Ave Maria, also bei anbrechender Dunkelheit, manch unheimliches vorgefallen sein. Doch wußte in Mailand auch davon niemand ein Wort, und man versicherte mich, Diligencen und Couriere seien seit undenklichen Zeiten nicht mehr belästigt worden.

Um von hier nach Genua zu gelangen kann man sich dieser beiden Transportmittel bedienen; die Diligencen gehen etwas langsamer, kosten dafür auch weniger, doch sind die Wagen nicht so bequem wie die des Couriers, welcher sich eine kaiserl. königl. österreichische und königl. sardinische Anstalt nennt, auch die Wappen beider Reiche prakticabel mit sich führt; denn wenn man den Ticino überschritten hat, verschwindet der Doppeladler vom Wagenschlag und das weiße Kreuz nimmt seine Stelle ein. Man muß die Plätze für den Courier ein paar Tage vorher bestellen, da der Zudrang von Reisenden beständig sehr groß ist, und hier, wie in ganz Italien, keine Beiwagen gegeben werden. Der Courier hat im Coupé außer dem Platz für den Conducteur noch zwei andere, und im Innern acht Plätze, drei vorwärts, drei rückwärts, und zwei Sessel, Poldrone genannt, an den Wagenschlägen.

An dem Tag, wo wir abfuhren, war der Courier ebenfalls vollständig besetzt und schwer mit Gepäck beladen, auch außerdem beschwert mit einigen dreißig umfangreichen Geldpaketen; eine herrliche Gelegenheit für irgend einen Räuberchef, wenn ein solcher dagewesen wäre oder es gewußt hätte, in dem Fall aber auch vielleicht für uns ein gutes Ableitungsmittel.

Sämmtliche Eilwagen werden hier in Italien immer noch, wie auch bei uns in frühern Zeiten, vom Sattel aus geführt, dazu hat jedes paar Pferde seinen Postillon, weßhalb es auch nie sehr rasch vorwärts geht; die Sattelpferde können bei dem Zug nicht viel mitwirken, da jedes genug an dem langbeinigen Schlingel zu schleppen hat, der, die Arme hin- und herwerfend, auf dem Sattel sitzt und bei jeder Veranlassung, namentlich in den Städten, unsinnig mit seiner Peitsche knallt. Durch die schönen

und glatten Straßen Mailands fuhren wir ziemlich rasch und freuten uns, daß der Courier auf diese Art im Stand sein werde, seine Fahrzeit nach Genua von 16 Stunden einzuhalten. Kaum aber hatten wir das Thor hinter uns, so verfiel er in ein sehr langsames Tempo, und der Conducteur sprach achselzuckend von der Strada cattiva. Es ist das ein Lieblingswort der italienischen Postillone, und ich hab' es hören müssen bei schönem und schlechtem Weg, bei Schmutz oder Staub, bei Regen und Sonnenschein. Die Straße war allerdings von dem vielen Regen der vergangenen Woche etwas durchweicht, doch hätten sich daraus z. B. die fünf kräftigen Pferde der ehemaligen französischen Mallepost nichts gemacht, hier aber hatten wir sechs italienische Rosse, schwache Thiere, von dürftigem Körper, mit mangelhaftem Geschirr.

Die Straße nach Pavia ist schön, breit, aber langweilig; sie läuft beständig an dem Ufer des Canals hin, welcher den Ticino mit dem Po verbindet, und auf welchem man hie und da eines der flachen schwarzen Boote sieht, die uns, von Pferden oder Maulthieren gezogen, begegnen oder in den zahlreichen Schleußen auf- und absteigen. Rechts und links ist die Aussicht auf das flache Land durch Bäume und Rebengewinde verdeckt, und nur zuweilen blickt man auf die endlosen Felder hinaus, sieht dort ebenfalls endlose Baumreihen, tiefe Wassergräben oder junge Reisfelder, deren frisches Grün aus dem schlammigen und nassen Boden, der zu seinem Wachsthum nothwendig ist, eben erst hervorgebrochen ist.

In Pavia erwachten wieder Kriegserinnerungen auf das lebhafteste in mir, als wir durch die engen steilen Straßen gegen den Ticino hinabfuhren. Dort auf dem Balcon jenes Eckhauses stand der Marschall und ließ die Truppen bei sich vorüberdefiliren, unten im Hause in dem großen Thorbogen standen wir fast den ganzen Tag des zwanzigsten Märzen, und wechselten mit den lustig Vorüberziehenden Gruß und Handschlag. Drunten auf dem Fluß behauptete die alte steinerne Brücke heute wieder die Herr-

schaft allein. Gott weiß, wie ihre beiden leichten Schwestern von damals sich jetzt befinden, und in welch finsterm Magazin die armen Pontons nun träumen mögen von jenen schönen Tagen, wo sie stolz darauf waren die österreichische Armee tragen zu dürfen, die unter Jubelruf und beim Klang der Musik an das jenseitige Ufer zog.

In Gravellona ist die piemontesische Gränze und dort wurden unsere Effekten auf eine, ich muß gestehen, sehr nachsichtige und höfliche Art durchsucht. Auf dem Postschein, den man in Mailand für den Courier erhält, steht die Bemerkung: „Der Wagen halte weder zum Souper noch zum Diner, wonach sich der Reisende zu richten habe", was wir denn auch wie alle übrigen Passagiere gethan, und uns mit kalter Küche versehen hatten, die wir in dem Dämmerlicht des sinkenden, sehr regnerischen Tages verzehrten. Wir hatten dazu alle Muße, denn der Courier — Gott möge ihm diesen prahlerischen Namen vergeben! — schlich trotz unserer sechs Pferde und trotz dem Geschrei und Peitschengeknall unserer Rosselenker im langsamsten Schritt durch tiefen Sand und Schmutz dahin. Ein Mailänder, der mit uns im Wagen war, gab uns die wenig trostreiche Versicherung: wir würden, anstatt am andern Morgen um 8 Uhr, nicht vor Mittag oder wohl gar erst im Laufe des Nachmittags in Genua ankommen, und der Mann hatte sehr wahr gesprochen. Zuweilen wurden die Pferde zu einem gelinden Trabe aufgemuntert, verfielen aber bald darauf wieder in ihren Schneckengang; der Wagen war offenbar für den schlechten Weg zu schwer beladen, dazu saßen wir ziemlich dicht zusammengepreßt; meine beiden kleinen Kinder, denen ich am Boden von Nachtsäcken und Mänteln ein nothdürftiges Lager hergerichtet, erhoben zuweilen ein Klagegeschrei, und meinten schlaftrunken, ihr Bett sei zu kurz und stände ja nicht einmal stille, weßhalb die Fahrt eine recht unerquickliche war.

Bei völliger Nacht und dichtem Regen erreichten wir den Po, der mit seinen ohnedieß flachen und melancholischen Sandufern

dergleichen Zugaben nicht braucht, um trübselig und verdrießlich auszusehen; weißlichgrau wie ein Nebelstreif floß er unter der knarrenden und ächzenden Schiffbrücke dahin, und schien uns obendrein liebgewonnen zu haben und festhalten zu wollen, denn am andern Ufer angekommen, klemmte er die Räder unseres Wagens so fest in seinem tiefen Sand ein, daß uns die müden Pferde nicht mehr von der Stelle brachten, und wir erst durch die kräftige Hand der Brückenmannschaft wieder flott werden konnten. Der Weg wurde von Station zu Station schlechter; hinter Tortona kamen wir in eine wahre Felspartie, denn das Gestein, womit man hier die Chaussee beschüttet hatte, konnte man nicht anders nennen: da lagen über faustdicke Kiesel und Steinbrocken schuhhoch über einander, und wenn wir zwölf der stärksten Pferde vor dem Wagen gehabt hätten, sie wären nicht im Stande gewesen, den schwerbeladenen Courier anders als im Schritt vorwärts zu schleppen. Glücklicherweise hat man auf der größten Strecke dieses Weges keine Berge zu passiren, und so kamen wir denn freilich statt um Mitternacht doch schon Morgens um 4 Uhr nach Novi. Hier trennte sich einer unserer Reisegesellschafter, obgleich er wie wir bis Genua eingeschrieben war, von uns, und den Grund zu diesem Verfahren erfuhr ich erst den andern Mittag. In Novi nämlich kreuzt die Eisenbahn von Turin nach Genua die Straße von Mailand; klugerweise blieb jener Herr hier zurück, legte sich wahrscheinlich ins Bett, schlief bis den andern Morgen um 9 Uhr, während wir fort und fort durch Morast und Schlamm geschüttelt wurden, und erreichte mit dem ersten Zug zur selben Zeit wie wir Bussala, den vorläufigen Endpunkt der Genueser Bahn, wo er zahlreiche Omnibusse fand, die ihn noch vor uns ans Ziel der Reise brachten. Aber

Mit Geduld und Zeit
Wird aus einem Maulbeerblatt ein Kleid

sagte mir einmal ein würdiger Freund, der viel im Leben erfahren, und ich fand diesen Grundsatz selbst auf unsere Fahrt, die über

alle Beschreibung mühselig und langweilig war, anwendbar. Mit dem Grauen des Morgens wurde es freilich insoweit noch schlimmer, als wir bei Arquata in die Berge kamen und noch langsamer aufwärts kletterten; abwärts ging es jetzt zuweilen im Trabe, doch war alsdann das Knirschen der Räder auf der fast bodenlosen Kieselunterlage wahrhaft nervenerschütternd; dazu verfolgten uns schon gleich nach Mitternacht schwere Gewitter, die sich mit unaufhörlichen Blitzen und fürchterlichen Regen über der Straße entluden. Unser umsichtiger Conducteur hatte vielleicht auf das himmlische Leuchten gerechnet, denn seine irdische Wagenlaterne war ihm aus Mangel an Oel oder wegen sonstiger schlechter Beschaffenheit schon hinter Novi fast ausgegangen, und glimmte nur noch so trübselig fort, daß sie bei der stockfinstern Nacht kaum im Stande war, den Rücken des Postillons an der Deichsel und die Schweife seiner Pferde zu beleuchten. In Arquata wurde uns erlaubt, ein kleines Frühstück zu uns zu nehmen; doch war Kaffeehaus, Wirth, Geschirr und alles vollkommen zu der ganzen bisherigen Reise passend: der Wirth, ein alter Mann, hatte gewiß noch nie so viele Gäste auf einmal zu bedienen gehabt und fühlte sich dieser Aufgabe auch so wenig gewachsen, daß er sich in eine Ecke zurückzog und uns die ganze Wirthschaft überließ. Da sein Vorrath an Milch sehr gering war und das Ganze „zum Eintunken" in einigen harten Zwiebacken bestand, so trennten wir uns bald und schmerzlos von diesem ungastlichen Hause und stiegen wieder in unsern Wagen, Damen und Kinder vermittelst einer Treppe, denn die schlammbedeckte Hauptstraße des Orts erschien für zartere Füße grundlos.

Durch den Apenninen-Paß der Bocchetta führt eine prächtig angelegte Straße, die auch für uns in so weit besser zu befahren war, als man noch keine Kieselhaufen darauf ausgebreitet hatte. Doch sandt' uns der Himmel beständig neue Gewitter, deren Donner in den Bergen fürchterlich wiederhallte; der Regen, der dabei in Strömen floß, überfluthete hie und da die Straße, und stürzte,

angesammelt auf allen Seiten, in schäumenden Wasserfällen von den Bergwänden herab. Dazu hingen die Wolken tief hernieder aufs Gebirg, und nach jedem Gewittersturm rieselte der Regen wohl noch eine gute Stunde sanft, aber unaufhörlich hinab, weßhalb wir den Wagen meistens verschlossen halten mußten. So keuchten die Pferde mit uns in die Berge dahin, und wir hatten gerade wieder einmal ein recht saftiges Stück Weg zu passiren, als plötzlich neben uns auf der mit der Straße fast in gleicher Höhe liegenden Eisenbahn der Zug von Novi leicht bei uns vorüberrollte; es verursachte uns dieser Anblick ein recht peinliches Gefühl, da wir, so langsam und beschwerlich vorwärts kommend, den hübschen und eleganten Convoi sahen, wie die leichten zierlichen Räder seiner Wagen auf den glatten Schienen so mühelos dahin glitten.

Die Eisenbahn von Turin nach Genua war ihrer größern Strecke nach bereits fertig und verband erstgenannte Stadt über Alessandria und Novi mit Bussala, einem kleinen Ort von welchem aus man Genua in etwa 4 Stunden mittelst Eilwagen und Omnibus erreicht. Wenn auch diese Bahn von der Hauptstadt des Landes aus bis nach Novi nicht viele Terrainschwierigkeiten zu überwinden hatte, so braucht es dagegen in Wahrheit kolossale Arbeiten, um durch die Schluchten und Berge des obengenannten Apenninenpasses zu dringen. Man kann diese Strecke Weges mit ihren vielen Brücken, Tunnels, Curven und Einschnitten der uns bekannten von Aachen nach Lüttich an die Seite stellen; auch hier war eine Schwierigkeit nach der andern zu überwinden, und wenn man das oftmals ganz von Felsen eingeschlossene Thal sieht, durch welches die Bahn sich einen Weg suchen mußte, so begreift man nicht, wie sie sich herauswinden würde; bei einer Biegung der Chaussee sieht man sie nun aber ebenfalls wenden, gerade auf die Landstraße zukommen und unter derselben verschwinden, nachdem sie das Thal des reißenden Bergwassers auf einem kolos-

salen Viadukt leicht und gewandt überschritten. Jenseits setzt sie nun ihren Weg in einem engern Seitenthal auf die gleiche Art fort, bald an den Felsen hingleitend, bald über einen hohen Damm ziehend, und nachdem sie sich der Landstraße abermals in einem großen Bogen genähert, scheint sie es absichtlich vermeiden zu wollen, unsern Weg abermals zu durchkreuzen, und bricht durch eine Felsenwand durch, worauf sie für längere Zeit unsern Blicken entschwindet. Was man so oberflächlich von dem Bahnkörper sieht, ist außerordentlich solid, ja elegant gebaut; die Viaducte und Brücken sind aus Backsteinen mit Krönung und Verzierungen von grauem Sandstein, in Formen und Farbe angenehm und freundlich für das Auge.

Vor Ronco hatten wir nochmals einen ziemlichen Kampf mit der Straße zu bestehen; begegnende Fuhrleute sagten uns, weiter oberhalb habe der Regen die Chaussee zerrissen, und es sei für unsern schweren Wagen unmöglich, dort zu passiren. Da wir aber wußten, daß man hier zu Lande in dergleichen Dingen gern übertreibt, so fuhren wir getrosten Muthes weiter und erreichten in kurzer Zeit jene Strecke. Dort waren schon eine Menge Menschen beschäftigt, die Straße, welche allerdings sehr gelitten hatte, wieder auszubessern, und wir kamen denn auch glücklich hinüber, wobei der Wagen übrigens stark hin und her schwankte, und wir in etwas bedenkliche Nähe mit dem Rand der Chaussee kamen, die hier in einer Höhe von über 100 Fuß neben dem Flußbett hinzieht. Bei Bussala trafen wir eine große Menge Eilwagen und Omnibusse, welche sich anschickten, die Passagiere der Eisenbahn nach Genua zu bringen. Auch von hier ist der Bahnkörper bereits beendigt und größtentheils mit Schienen belegt; wie man mir sagte, soll die ganze Strecke von Turin nach Genua, respective S. Pier' d'Arena, einer Vorstadt Genuas, schon zu Anfang des nächsten Jahres eröffnet werden. Bei Ponte Decimo hielt man gerade Probefahrten mit ein paar Locomotiven, was die

Verwunderung eines großen Theils der Einwohnerschaft in hohem Grad erregte, ja einige Weiber und ein paar Duzend Kinder sprangen schreiend davon, als die Locomotive zischend und brausend anfing, sich in Bewegung zu setzen. Hier im Thal des oft sehr reißenden Flusses Polcevera fiel es mir auf, daß der hohe Damm der Eisenbahn aus lauter Flußkieseln zusammengeschüttet war, und ich kann mir nicht gut denken, wie derselbe bei nothwendig mangelnder Vegetation haltbar und sicher wird.

Bei heiterm Himmel sieht man schon auf der Höhe zwischen Bussala und Ponte decimo das Meer vor sich liegen — tiefblau, weit hinaus heller werdend und sich scheinbar mit dem Himmel vermischend; heut aber lagen dichte Nebelmassen an den Rändern des Gebirgs und versperrten alle Aussicht. Erst in San Pierr' d'Arena sah ich sie wieder die liebe gewaltige Fluth, nach der ich schon seit Stunden sehnsüchtig ausgeschaut. Die See schien verdrießlich, und ihre im Wiederschein des trüben Himmels gelblich grau gefärbten Wogen bewegten sich unmuthig hin und her, stiegen bald in die Höhe, sanken bald tief hinab und stürmten zuweilen in einem Anfall von Wuth gegen das felsige Ufer, daß Wasser und Schaum hoch emporspritzte.

Wie unser Reisegefährte vorausgesagt, war es denn auch 4 Uhr geworden, ehe wir den Posthof in Genua erreichten, und es thut mir wahrhaftig leid, daß ich über meine dießmalige Fahrt von Mailand hieher nichts besseres zu berichten im Stande bin, denn ich habe diese an sich so schöne Straße schon einigemal rasch und angenehm durchzogen, und habe zu ihrer Rechtfertigung gerne gesagt, daß nur das Zusammentreffen verschiedener für den Reisenden so verdrießlicher Umstände, als schlechtes Wetter und in Folge desselben der grundlose Boden, an unserer langen und langweiligen Fahrt schuld war. Sobald die Eisenbahn bis Genua eröffnet sein wird, thut man übrigens, um nach Mailand zu gehen, viel besser sie bis Novarra zu benutzen — eine Fahrt von etwa

sechs Stunden, um von dort in 4 Stunden die Hauptstadt der Lombardei zu erreichen.

Wenn man heut über die Straßen von Genua wandelt, so findet man in dem Leben auf denselben, in der Beweglichkeit der Massen, in dem regen öffentlichen Verkehr gegen früher durchaus keine Veränderung; wie ehemals sind die engen finstern, alle vom Hafen aufwärts steigenden Gassen mit ihren himmelhohen dunkeln Häusern angefüllt mit Menschen, Lastthieren und Wagen, die sich in einer ewigen Unruhe begegnen, folgen, drängen und stoßen. Uebrigens macht man hier wenig Umstände mit einander, und wer nicht Augen und Ohren offen hat, der kann leicht von einem daher-eilenden Sackträger überrannt werden, oder unsanft auf die Seite gedrückt von einem Zug Maulesel, die oft zu sechs bis acht vor einen zweiräderigen schweren Karren gespannt, mit vielem Geschrei und tüchtigen Peitschenhieben vorwärts getrieben werden. Handel und Wandel der, wie in allen italienischen Städten, auch hier offen auf der Straße betrieben wird, verengt dieselben noch mehr, und trägt mit dem Geschrei der Verkäufer, dem Rasseln der Räder, dem Klopfen der Hämmer sein Gehöriges zu dem großartigen Spectakel bei, das den Spaziergänger ganz verwirrt machen kann. Dabei entströmt jeder Bude, jeder Werkstatt ein eigenthümlicher Duft, und all diese Gerüche zusammengenommen bilden einen unaussprechlichen Parfüm, der nur den italienischen Städten eigen ist, und in welchem verbranntes schlechtes Fett sowie verdorbene Früchte einen Hauptbestandtheil zu bilden scheinen.

Die höher gelegenen und vornehmern Straßen, die Strada balbi, Strada nuova und nuovissima, bilden zu dem Leben der tiefer gelegenen Stadtviertel einen starken Contrast; hier sieht man wenig von der Bewegung der Volksmasse, selten rollt eine der wenigen Equipagen Genuas über dieß glatte und schöne Pflaster, nur einzelne Spaziergänger sieht man hier, und das sind meistens Fremde, die betrachtend vor einem der riesenhaften Paläste stehen, aus denen namentlich die Strada balbi fast ganz besteht. Hier

herrschte früher der reiche Genueser Adel, und wenn die Nachkommen desselben auch noch heute dort wohnen, so begnügen sie sich mit einer einzigen Zimmerreihe, und haben größtentheils weder Lust noch Mittel, Säle, Treppen und Höfe ihrer Paläste, wie früher, mit zahlreichen Gästen und glänzender Dienerschaft zu beleben.

In der Strada nuova herrscht ein etwas regerer Verkehr als in der Strada balbi, denn hierdurch geht der Weg zu den einzigen und wunderschönen Spaziergängen Genuas, der Acqua sola, einem reizenden hochgelegenen Punkt, von welchem man die ganze Stadt, den Hafen mit seinen Leuchtthürmen und zahlreichen Schiffen, sowie das Meer weit hinaus überblickt. Kein Fremder, der hieher kommt, sollte es versäumen, die an diesen Spaziergang gränzende und noch etwas höher gelegene Villa Negri zu besuchen, deren freundlicher Besitzer jedem den Eintritt gern gestattet. Leider hatten auch hier die Regengüsse der vergangenen Woche arg gehaust und die auf Terrassen gelegenen Gärten stark mitgenommen; namentlich war ein heimliches Plätzchen, wo man aus dem Norden kommend die ersten Palmen im Freien wachsen sieht, sehr beschädigt und einer dieser stolzen Bäume selbst zu Boden gerissen und zerschmettert.

Genua wird immer noch als eine leicht erregbare, stolze und unzufriedene Stadt geschildert, die heut noch vor allen andern am lebhaftesten ihre traurigen Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 49 bewahrt. Für den oberflächlichen Beschauer mag es schwer sein, hierüber zu urtheilen, doch muß ich gestehen, daß mir einiges, was ich hier sah und hörte, seltsam auffiel. So wird der Wachtdienst an einigen Posten noch immer von der Guardia civica versehen, die, im gewöhnlichen bürgerlichen Anzug oft mit einer Soldatenmütze auf dem Kopf, Gewehr im Arm mit großer Würde und Selbstzufriedenheit auf- und abspazierte; ferner ziehen am Tag, meistens aber des Abends, Bänkelsänger durch die Straßen, gewöhnlich ein Mann und eine Frau, er mit einer Violine, sie

mit einer Guitarre versehen, und klimpern und präludiren so lange, bis sich ein ziemlicher Volkshaufe um sie versammelt; dann geht ihr Spiel in eine melancholische Melodie über, bei welcher der Mann die Stimme der Frau secundirt, und sie singen die Strophe eines Liedes, welches sie alsdann gedruckt zum Verkauf anbieten. Welchen Inhalts aber diese Gesänge sind, kann man aus einer kleinen Probe entnehmen, die ich hier mittheile; ich mußte das lange unter meinem Fenster mit anhören, und meine Leser können sich denken, daß es mir ein eigenthümliches Gefühl verursachte, als sie sangen — „Der Versagliere zieht in den Krieg:

Per combatter gli Allemani,
Che vantavan farci a brani;
Ignorando la sua sorte
Se inconstrasse o no la morte.
Giunto in Italia
E con mano sicura
Batte i Tedeschi
Senza nissuna paura.

Fast täglich hat man hier in Genua Gelegenheit zur See nach Livorno zu fahren; außer der englisch-orientalischen Gesellschaft, welche seit kurzer Zeit zweimal den Monat ihre großen schnellen Schiffe von Neapel nach Marseille gehend hier anlegen läßt, gehen fast jeden Tag die Fahrzeuge zweier andern Gesellschaften, die der sardinischen Compagnie, mit guten, ziemlich großen Schiffen, sowie die kleinen und schwachen Dampfer eines andern Vereins. Obgleich die Fahrten auf den letztern etwas billiger sind, so werden sie doch von Fremden nur mit seltenen Ausnahmen benutzt, und man wartet lieber einen Tag, um mit den Dampfbooten der sardinischen Compagnie gehen zu können. Der Preis von hier nach Livorno ist für eine Person auf der ersten Classe 40 Francs, was für eine einzige Nacht ziemlich viel ist; indessen lassen die Agenten auf dem Bureau, namentlich wenn man mit Familie reist, mit sich handeln und gern von der ganzen

Summe 10 Procent und auch noch mehr nach; doch muß man dieß Verfahren kennen und fest darauf bestehen. Für den Preis von 40 Francs ist die Beköstigung einbegriffen; doch will das nicht viel heißen, denn die meisten Reisenden essen am Land, und legen sich gleich bei der Abfahrt auf Sopha und Betten, um der Seekrankheit zu entgehen. Wer aber trotz dem Schaukeln des Meers seinen guten Appetit behält, und gern ein solides Nachtessen zu sich nimmt, auch am andern Morgen Kaffee mit Milch nicht verschmäht, ohne noch extra hierfür bezahlen zu müssen, der verlasse sich nicht auf die gedruckten Anpreisungen dieser italienischen Gesellschaften, sondern erkundige sich im Detail, was man zu erhalten und was man nicht zu erhalten hat. So las man z. B. auf den gedruckten Zetteln der sardinischen Compagnie: „Il passeggiere di 1a e 2a classe gode d'un completo trattamento, 1a classe vino compreso", und als man uns auf dem Schiff hatte, bewies uns der Ristoratore, daß dieser vollständige Lebensunterhalt für den Tag aus einem einmaligen und sehr geringen Essen bestehe, „denn", sagt er pfiffig lächelnd und die Achseln bis an die Ohren hinaufziehend, „auf den Fahrbillets der einzelnen Herrschaften stehe es ja nicht anders gedruckt", und der Italiener hatte Recht; denn im Widerspruch mit jener ersten Anzeige standen dort auf einer Ecke des Papiers die Worte: das Trattamento bestehe aus einem einzigen pranzo.

Unser Schiff war der „Corriere Siciliano", ein ganz neues im Jahr 1852 erbautes Boot, seine Einrichtungen waren reich und elegant, seine Maschinen kräftig. Es schien nun aber schon einmal auf dieser Reise unsere Bestimmung zu sein, mit den Courieren nicht gut von der Stelle zu kommen. Die Abfahrt dieses Sicilianers war auf 7 Uhr Abends festgesetzt, doch wurde mit dem Einschiffen großer Wagenladungen so spät begonnen, daß wir erst um 11 Uhr aus dem Hafen hinausdampften. Der Conducteur des Schiffs, den einige hierüber zur Rede stellten, schloß sanft lächelnd seine Augen, schnalzte mit der

Zunge und sagte darauf achselzuckend: „Che vuole — es ist wahr, wir fahren spät von Genua fort, sind aber binnen 5 bis 6 Stunden in Livorno; dort müssen Sie bis 8 Uhr warten, bis Sie ausschiffen können, und ob Sie nun hier oder dort im Hafen liegen, ist doch ganz gleichgültig — dieß Schiff", dabei stieß er die Zeigefinger beider Hände zusammen, „è d'una forza straordinaria, und wir kommen viel zu früh an." Dem war aber nicht so; entweder war die forza nicht straordinaria, oder der Capitän sparte die Kohlen, was ich eher glaube; genug, wir kamen erst um 10 Uhr nach Livorno, und hatten also 11 Stunden gebraucht. Bei der Ueberfahrt war das Meer ziemlich bewegt: fast alle Damen litten mehr oder minder; doch waren meine beiden kleinen Kinder so glücklich, sich während der ganzen Nacht eines außerordentlich guten Schlafs zu erfreuen. In Livorno ist man schon gewohnt, unendlich lang auf die Erlaubniß der Sanitätsbehörde zum Ausschiffen warten zu müssen; leider war's aber heute Sonntag, die Herren wahrscheinlich noch im Bett oder mit ihrer Toilette beschäftigt, und wir mußten so lange auf dem Schiff und noch dazu ohne Frühstück warten, indem schändlicherweise keine Milch an Bord war, so daß selbst einem Türken die Geduld ausgegangen wäre.

In Livorno waren alle Läden geschlossen, und sonntäglich geputzt strömte eine große Volksmenge durch die langen, breiten, aber einförmigen Straßen, elegante Bürger von Livorno mit ihren Frauen, Handwerker in brauner Sammtjacke, Matrosen der im Hafen liegenden Schiffe, nach dem Rang ihres Fahrzeugs herausgeputzt, die von den Kauffahrern meistens mit dem dunkeln farbig ausgenähten Mantel auf der Schulter, einer rothen Mütze auf dem Kopf; dort die Matrosen eines Kriegsschiffs in sauberer Jacke, mit dem breitumgelegten, reinlichen Hemdkragen, dem schwarzlakirten Hut auf dem Hinterkopf, zu sechs bis acht Arm in Arm. Langsam und faul bei ihnen vorbei schlenderten Griechen und Türken mit dem rothen Fes oder Turban, die lange

Pfeife in der Hand, ohne von den andern Spaziergängern erstaunt angesehen zu werden, ebensowenig als dort die drei oder vier Neger in möglichst modischer Kleidung, deren schwarze, glänzende Gesichter so seltsam aus der rothen Halsbinde und zwischen den weißen Hemdkragen hervorschauten, — denn das ist ja etwas alltägliches in der bewegten Hafenstadt.

Von hier nach Florenz fährt man mit der Eisenbahn in vierthalb Stunden. Beim Einsteigen hatte ich noch einen Kampf mit dem Billetausgeber zu bestehen, indem er für meine beiden kleinen Buben wie für zwei Erwachsene bezahlt haben wollte; ein Kerl in einer verblichenen Livree, der dabei stand, sollte Schiedsrichter sein und sprach natürlicherweise für seinen Landsmann; ich aber ruhte nicht eher, bis ich einen höhern Beamten aufgefunden, der denn auch die beiden Kinder mit einem einzigen Billet passiren ließ.

Die Eisenbahn von hier läuft vollkommen eben durch einen Theil der toscanischen Maremmen, ein ziemlich ödes und sehr feuchtes Haideland mit nothdürftiger Cultur; das Auge fliegt gern über sie hinweg nach den schönen malerischen Linien der Apenninen, die in duftiger, weicher Färbung, aber in ihren Formen ernst und gewaltig am Horizont liegen. Gern hätte ich dem schiefen Thurm in Pisa einen Blick geschenkt, doch ist der Bahnhof zu weit von der Stadt entfernt, und man sieht von ihr nichts als einige Häuser, welche durch das Grün der Maulbeerbäume und durch dichte Rebengewinde hellgelb hervorschimmern.

Die Einrichtung der toskanischen Eisenbahn läßt viel zu wünschen übrig; die Wagen der zweiten Classe sind fast wie die der dritten auf den meisten Bahnen Deutschlands, und trotz langer Stationen wird sehr langsam gefahren. Da es schon halb 5 Uhr war, als wir Livorno verließen, so hüllte uns schon bald hinter Pisa eine finstere Nacht in tiefste Dunkelheit; auch hatten wir

abermals ein Gewitter mit großartigen Regengüssen, die bis nach Florenz getreu bei uns aushielten. Es war das bei stockdunkler Nacht und sehr spärlicher Beleuchtung eine recht trostlose Ankunft; mit Mühe fand ich für mein vieles Gepäck und für fünf Personen einen elenden Einspänner, der durch uns aber so überladen wurde, daß er bedenklich hin und her schwankte, weßhalb ich es für das Gerathenste hielt, abzusteigen und zu Fuß zu gehen. Der Kutscher that ein Gleiches, und so patschten wir durch den strömenden Regen dahin. Ein dritter, sehr nothwendiger Begleiter unseres Fahrzeugs war ein Mann mit einer Laterne, welcher uns durch die finstern Straßen vorleuchtete, und durch dessen Hülfe es uns nach längerer Zeit endlich möglich wurde, die Hausnummer zu finden, die wir lange vergeblich gesucht.

Drittes Kapitel.

Florenz.

Straßenleben. — Alte Paläste. — Mercato vecchio. — Via dei Calzaiuoli. — Vergißmeinnicht. — Annehmlichkeiten beim Besuch der Gallerien und Kunstschätze. — Die Cascinen. — Gewühl auf dem Lungarno. — Schöner Sonnenuntergang. — Lusthäuser. — Theater. — Der Prophet als Ballet. — Ein Knabeninstitut.

Das alte liebe Florenz! Da bin ich wieder einmal in seinen Mauern, und wenn ich um mich herschaue und alles so unverändert finde, die hohen Häuser und über ihnen den tiefblauen Himmel, die Kirchen und Thürme, die Plätze mit ihren schweigsamen Statuen, immer in der gleichen Haltung, die Straßen mit demselben Getreibe wie damals, so könnte ich fast auf die Vermuthung kommen, ich sei noch vom letztenmal da. Doch habe ich glücklicherweise einen richtigen Zeitmesser bei mir, mein eigenes Herz nämlich, das mich leise schlagend daran erinnert, es seien schon etliche lange Jahre zwischen jener Zeit und heute dahin gegangen. Und es ist gut, daß jenes mir wirklich so treue Herz mich daran mahnt, wir beide seien doch um ein paar Jahre älter geworden und müßten uns schon eines gesetzteren Wesens befleißigen als damals, denn wer weiß, wohin einen sonst die Phantasie hinreißen könnte! Also Florenz ist sich vollkommen gleich geblieben, — heiter, lebendig, lustig und vergnüglich, wenn die Sonne

scheint, und kenne ich wiederum keine Stadt der Welt, deren gute und üble Laune so sehr vom Wetter abhängig wäre. Bei trüben Tagen sind Straßen und Häuser gleich verdrießlich. Die Dachrinnen weinen ihren tiefen Schmerz in seltener Energie auf das Straßenpflaster nieder, die hohen Thürme haben lange Regenkappen aufgesetzt, und das Kirchengeläute tönt als wären die Glocken vierfach mit dichtem Flor umwunden. Und der Italiener, sonst immer heiter und guter Dinge, immer lustig davonspringend, als gehöre ihm irgendein schönes, wenn auch unbekanntes Stück der Welt, den Hut keck aufgesetzt, beständig eine Cigarre im Munde, oder in Ermanglung derselben eine Arie von Verdi oder Donizetti, blickt dann trostlos empor nach seinem verloren gegangenen blauen Himmel, steckt den Kopf zwischen die Schultern, und hat ganz das Ansehen eines gestern noch sehr schönen Hahns, der heute tüchtig naß geworden. Aber la tramontana, das ist der Wind, der von den Bergen herabkommt, hat die Luft wieder rein gefegt, das Pflaster getrocknet, und Florenz ist wieder Florenz. Es ist gerade, als müßte selbst die Sonne diese Stadt liebgewonnen haben, denn sie concentrirt auf ihren Plätzen und Straßen eine solche Menge von Strahlen, von Glanz und Wärme, daß alles davon wie gesättigt erscheint und man selbst oft glaubt, nur dahin fliegen zu können, wie ein Sonnenstäubchen oder wie irgend ein bunter Schmetterling. Dergestalt aber wogt auch hier alles durch einander im ewigen Farbenwechsel ohne Ruh und Rast, strahlend in bunten Kleidern, glänzend im Sonnenlichte, durchwebt von Blumen, die man in Massen auf allen Seiten sieht, plaudernd und lachend, kaufend und verkaufend unter lautem Geschrei und öffentlichem Ausrufe, unter dem Gerassel unzähliger Wagen, die in den engen Gassen in scharfem Trabe fahren und doch selten oder nie jemanden beschädigen. Dazu kommen unzählige Läden und Magazine in allen Straßen mit der reichen und eleganten Auslegung ihrer glänzenden Waaren jeder Art, um das Auge noch mehr zu blenden. Und wie putzt erst die Sonne

die alten ehrwürdigen Kirchen und Häuser heraus mit Licht und Schatten, wie glänzt und strahlt der Dom in seinem buntfarbigen Mosaikschmucke! An solchen Tagen wie heute erscheint auf der Höhe des Glockenthurms jedes Säulchen, jede Verzierung rein und scharf abgezeichnet gegen die blaue Luft. Und die alten finstern Paläste in den engen Straßen, wie hat sie das Sonnenlicht so schön bemalt mit hellem Glanz und tiefem Schatten! Namentlich ist dieß wunderbar schön anzusehen, wenn man in eine der dunklern und ruhigern Straßen geht, vielleicht von Piazza del Granduca östlich in das Labyrinth von kleinen schwarzen Gassen mit trotzig dastehenden altersgrauen Palästen, deren schwer vergitterte Fenster nicht dazu bestimmt scheinen, Luft und Leben ein- und auszulassen. Hier muß man den kräftigen Pinsel sehen, mit dem der große Künstler, die Sonne, malt, wie sie nur in Gold und Schwarz eintaucht, und wie es ihr gelingt, mit einem einzigen Streiflicht von der Höhe des Dachs bis hinab zu den Fundamenten, oder durch einen einzigen Strahl, der unter irgend einem finstern Thorwege vorbricht, den ganzen Anblick einer Straße, eines Platzes so mit einemmale und so prächtig zu verändern.

Und Florenz hat viele dergleichen ernste, gewaltige, ja trübe Plätze und Straßen, und braucht deßhalb zu ihrer Verschönerung unendlich viel Sonnenlicht; aber die alten Gebäude hier sind dafür auch dankbar und blicken nicht grämlich auf die neue Zeit herab; es sind würdige und gemüthliche Herrschaften, die sich zu ihrer Zeit auch des Lebens gefreut haben und nun zufrieden scheinen mit dem, wenn gleich oft kleinlichen Glanz, durch welchen sie die Jetztzeit aufschmückt. So z. B. der alte finstere Palazzo Strozzi in der Nähe des Kaffee Donney und der schönsten der Arno-Brücken — wie er so daliegt, ein schwarzer gewaltiger Steinhaufen, fast ohne Fenster, mit einem ungeheuren Eingangsthor. Rings an den Mauern befinden sich Ringe und Träger von armsdickem Eisen, sie hielten zur Zeit des Glanzes und der nächtlichen Feste zahlreiche Fackeln. An der einen Seite mündet nun der

Mercato vecchio, und bis an seine Mauern gehen die kleinen Buden der Verkäufer von Obst und Früchten in den hellsten, glänzendsten Farben und von Victualien und Gemüsen aller Art; gegenüber hat sich ein Blumenverkäufer niedergelassen und hält dort im Freien eine tägliche Ausstellung der schönsten und seltensten Gewächse, wohlriechender Kräuter und duftiger, vielfarbiger Blüthen und Blumen. Dem allem kommt nun wieder das allliebende Sonnenlicht zur Hülfe, und an einem sonnig-schönen Tage scheint selbst der alte finstere Palast Strozzi, obgleich etwas ärmlich geschmückt für seine gewaltigen Verhältnisse, doch dankbar und freundlich zu lächeln.

Es ist nicht meine Absicht, eine genaue Beschreibung der Stadt Florenz zu geben; es ist das schon so oft, so genau und erschöpfend geschehen, weßhalb ich mich darauf beschränken will, ein kleines Bild des Straßenlebens, wie es im gegenwärtigen Augenblick ist, zu entwerfen, und deßhalb nur ein paar seiner Hauptstraßen durchwandern, deren lebendiges Bild sich in allen übrigen mehr oder minder genau widerspiegelt. Da wir uns gerade bei Palazzo Strozzi befinden, so nehmen wir eine der Hauptverkehrsadern, die hier mündet, den Mercato vecchio, eine schmale Straße, zwischen unendlich hohen Häusern, wo sich Bude an Bude reiht, in denen man alles findet, was das menschliche Leben zur materiellen Existenz bedarf. Die weit geöffneten Gewölbe strömen ordentlich über von der Menge der Gegenstände und breiten sich von der Straße auf weiten Gestellen aus, so diese Straße noch mehr verengend. Hier ist Fleisch, Brod, schwere und leichte Würste und riesenhafte Käse in allen Farben und Gattungen neben- und übereinander aufgeschichtet; dabei sieht man Mehl, Reis, getrocknete Pflaumen, Feigen und die bekannten dickbäuchigen Flaschen, bis zum langen engen Hals mit Stroh umflochten und mit Papier zugestopft, enthaltend Wein und Olivenöl. Neben ihnen kommen Früchte aller Art, frische Feigen und Granatäpfel, Pfirsiche, Aprikosen und gewöhnliche Aepfel

und Birnen. Eine angenehme Abwechslung bringt dazwischen eine Bude mit schönen Kräutern und Gemüsen, alle Sorten grün durch einander, zwischen denen die purpurrothen Liebesäpfel so angenehm hervorleuchten, oder auch die übergroßen saftigen Melonenstücke, die, um den Appetit der Vorübergehenden zu reizen, so recht vornehin gelegt sind. Ihnen folgen die Fischhändler; die glänzenden zappelnden „Meerfrüchte" befinden sich in großen Kübeln voll frischen Wassers und werden natürlich auf der ganzen Straße zu gleichem Preis ausgeboten. In der Mitte der ganzen Länge erweitert sich der Mercato vecchio zu einem kleinen Platze, dem eigentlichen Fleischmarkt, von dem übrigens nur zu sagen ist, daß sich über ihm eine von Säulen getragene Halle wölbt, die aber, wie der ganze Platz, ziemlich schmierig und unsauber aussieht. Hinter dem Fleischmarkt fangen die Buden wieder an wie vor demselben, und da sie, wie schon gesagt, förmlich bis zum Straßenpflaster überquellen mit Früchten und Victualien aller Art, so sieht der ganze Mercato vecchio wie eine colossale fette Guirlande aus, zusammengesetzt aus Grünem, aus Früchten, Fleisch, Butter, Käse, Eiern, Schinken, in welche hineinverflochten sind die vielen Käufer und Käuferinnen, die handelnd auf- und abrennen, und ebenso auch die dicken Verkäufer in ihren weißen Schürzen und Jacken, heftig gesticulirend, wobei sie mit ihren großen Schlachtmessern sehr wild aussehende Bewegungen machen.

Vom Mercato vecchio gelangen wir in eine andere Straße, die noch vor wenigen Jahren eine enge Gasse war, jetzt aber die breiteste und schönste geworden ist. Die Regierung, welche schon so manchen düstern Theil von Florenz mit größter Pietät für die bestehenden alten Baudenkmale gelüftet und zugänglich gemacht, hat hier eine wahre Riesenarbeit ausgeführt. Früher war die Piazza del Granduca mit dem Dome auf geradem Wege nur durch die oben erwähnte enge Gasse, die Via dei Calzajuoli verbunden, und da hier das Herz der Stadt ist, hier sich alles Leben concentrirt, so war diese Straße für alle Welt unzureichend

und unangenehm. Ich erinnere mich noch recht wohl der frühern mittelalterlichen Gasse mit den hohen finstern Häusern, deren weit vorspringende Dächer sogar am hohen Mittag den Sonnenstrahlen das Eindringen neidisch verwehrten, jetzt ist aus ihr eine breite, lichte, wohlgebahnte Straße geworden mit Fußpfaden zu beiden Seiten, die ihrer ganzen Länge nach aus reichen und eleganten Magazinen besteht. Ein Pariser, wenn er sehr gut gelaunt wäre, würde ihr vielleicht das große Compliment machen, sie mit dem schmaleren Theil der Rue de la Paix zu vergleichen, ein Wiener mit der Kärnthnerthor-Straße, für Florenz aber ist die Via dei Calzajuoli beides zugleich und in jeder Beziehung eine freundliche und angenehme Straße. Weder der Corso Orientale in Mailand, noch Toledo in Neapel oder die lange Zeile des eleganten Cassaro in Palermo geben ein sprechenderes Bild des Lebens im Süden, zeigen ein klareres Gepräge des regen Treibens einer volksreichen Hauptstadt. Aber wie alles in der Welt muß man auch die Via dei Calzajuoli in ihrer guten Laune sehen, das heißt, in den Mittagsstunden eines schönen Tages des Spätherbstes, wenn die begüterten Familien den ruhigen Landsitz wieder mit dem lärmenden Getreibe der Stadt vertauschen, wenn der Fremdenzug aus dem Norden, um mich eines Ausdrucks der Schnepfenjagd zu bedienen, in sein Lätare getreten ist. Das Pflaster ist feucht und gibt deßhalb keinen Staub von sich, alle Magazine sind geöffnet, und ein tiefblauer Himmel spannt sich über der Straße aus, sowie über die Hunderte von Menschen, die in allen möglichen Anzügen, buntfarbig, summend, lachend, beschäftigt und müßig gehend hier auf- und abschwärmen. Den Mittelweg nehmen Fahrzeuge aller Art ein, vornehme Damen liegen in ihren Wagen lang ausgestreckt und lassen nur hie und da einen Blick durch die Menge gleiten, dem bald nachher vielleicht ein leichtes Kopfnicken folgt, im übrigen scheint sie weder Straße noch Lärmen, noch Magazine zu interessiren; und sie fühlen darin gleich mit ihrem Bedienten auf dem hohen Hintersitze, der mit

übergeschlagenen Armen, den Hut etwas schief auf dem Kopfe, alles unter und neben sich mit souveräner Verachtung anschaut. Andere Equipagen, die folgen, bilden das vollkommene Gegentheil: da ist der Bediente zugleich Cicerone und erzählt lebhaft von der alten Strumpfwirkergasse, von St. Michele u. dgl. m., während die deutsche Familie im Wagen ungeheuer aufmerksam zulauscht und noch mehr sieht, als wirklich da ist. Zahlreiche Miethwagen folgen oder begegnen sich und werden dem Fremden ungemein lästig, denn wenn er eilig in eine Seitengasse ablenken will, so stellt sich ihm der diensteifrige Fiaker gerade in den Weg und bietet seine Carrozza an. Schwere bestaubte Reisewagen rollen langsam durch die Calzajuoli, und überwachte, nüchterne, blonde englische Gesichter schauen etwas gespensterhaft in den glänzenden Tag hinaus; zwischen diesen gesetzteren Fahrzeugen rollen leichte Parocino's mit den kleinen Pferdchen und dem klingenden Geschirr hierhin und dorthin; — junge Elegants erregen die Aufmerksamkeit, indem sie sich in wahren Kinderwagen bewegen — Wagen, Pferde, alles ist en miniature bis auf den oftmals dicken Besitzer selbst, der auf seinem engen Sitze nach allen Seiten überquillt. Auch Handkarren bewegen sich im allgemeinen Strome dahin, Verkäufer, die ihr ganzes Waarenlager mit sich herumschleppen, um es stückweise mit lautem Geschrei anzubieten.

Wenn man hierzu annimmt, daß die Calzajuoli der gesuchteste Theil der Stadt ist, daß man in ihren Läden fast alle Wünsche befriedigen kann, und daß schon deßhalb eine große Menschenmenge hier zusammenströmt um einer andern zu begegnen, welche nur daher kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden, so kann man sich vielleicht einen Begriff machen von dem Leben in dieser Straße. Auf den Fußpfaden zu beiden Seiten findet ein beständiges Ausweichen statt, namentlich an den Ecken, wo eine neugierige Menge die übergroßen Anzeigen und Maueranschläge aller Art liest, sowie auch vor Kaffeehäusern, wo stets eine große Anzahl junger und alter nach dem Journal gekleideter Herren

sich aufhält, das Glas im Auge, die Cigarre im Munde, und mit wohlgepflegtem Haare und Bartwuchs. Mit solchen Lions ist überhaupt Florenz reich gesegnet, die es verstehen, den Mantel malerisch umzuwerfen, sich ein unendliches Ansehen zu geben, hinter dem eigentlich gar nichts zu finden ist, als vielleicht ein paar Bemerkungen über das Wetter, sowie eine gründliche Kenntniß der letzten Verdi'schen Opern, von denen natürlicherweise eine immer göttlicher ist als die andere, und deren Melodien nachzusingen eine ihrer Hauptbeschäftigungen bildet. Einer Romanze aus dem Troubadour, welcher jetzt gerade gegeben wurde, konnte man nirgends entgehen, und ganz Florenz war in diesem Augenblick wie eine fette Wiese im Frühjahre, denn die Schlußworte jener Romanze „ricordate mi“ — Vergiß mein nicht — sproßten überall lustig empor. Die Straße ist überhaupt die eigentliche Wohnung des Italieners, namentlich des Florentiners: er muß sehen und gesehen werden und zeigt sich nur in seinem besten Glanze, weßhalb man denn auch überall den reichsten und elegantesten Toiletten begegnet. Mag es dagegen zu Hause aussehen wie es will, das ist ganz gleichgültig, nur draußen ein seidenes Kleid, einen eleganten Paletot, frische Handschuhe, lakirte Stiefeln, sowie Blumen im Knopfloch oder in der Hand. Etwas dagegen habe ich in den Straßen von Florenz beständig gerne vermißt — das ist, man hört nie Kindergeschrei, man sieht nie einen Betrunkenen und nie kleine Buben sich herumbalgen. Letzteres wäre auch sehr gefährlich, denn bei dem unaufhörlichen Wagenverkehr würde es der jungen Generation sehr schwer fallen, einen ruhigen Platz für ihre Faustkämpfe zu finden. Ich muß gestehen, es gibt sogar in Paris wenige Straßen, die so beständig mit Fahrzeugen aller Art bedeckt sind, wie viele hier in Florenz.

Um noch einmal auf die Via dei Calzajuoli zurückzukommen, so ist sie auch deßwegen schon von den Fremden so stark besucht, weil ihr Anfang und Ende die herrlichsten Kunstschätze der Arno-Stadt aufweist. So beginnt sie am Domplatz, der in der

neuesten Zeit bedeutend erweitert wurde, und nun von allen Seiten einen freien Anblick auf dieß herrliche Bauwerk gestattet. Westlich von demselben hat man an einem großen Palast sehr sinnreich die schön gearbeiteten Statuen der Erbauer aufgestellt, und während Arnolpho aufmerksam zu den Fundamenten und dem Grundrisse herabsieht, blickt Brunelleschi träumend zu der kühnen Kuppelwölbung empor. Das Ende der Strumpfwirkerstraße ist an der herrlichen Piazza del Granduca, diesem prachtvollen Museum im Freien, mit seinen Statuen, Brunnen, Bronzefiguren, Logen und Palästen, wo sich übrigens häufig eine zahlreiche Volksmenge komisch genug ausnimmt, die den Wagen eines neumodischen Dulcamara umstehend — Mixturen und Pillen gegen alle erdenklichen Uebel kauft.

Was Florenz für den Kunstliebhaber so außerordentlich angenehm macht, ist die schöne, elegante und zugängliche Ausstellung aller Kunstschätze; wie angenehm spaziert es sich in der Loggia degli Ufici, wie ist hier selbst die sonst eben nicht nachahmungswerthe Durcheinanderstellung von Statuen und Bildern so glücklich und dem Auge wohlthuend gelungen, wie ungezwungen fühlt sich der Beschauer, der hier ohne Einlaßkarten und Erlaubniß täglich stundenlang umherwandeln, oder sich in bequemen Stühlen vor den herrlichen Antiken, oder vor den wunderbaren Bildern Raphaels und Tizians niederlassen darf. Eben so zugänglich ist auch die Gallerie im Palast Pitti, der Wohnung des Großherzogs, wo jedes Bild ein Meisterwerk, eine unschätzbare Perle ist, wo das Auge, wenn es vom ernsten Schauen ermüdet ausruhen will, die kostbaren Pietradura-Arbeiten der Tische betrachten kann, die in fast allen Sälen stehen, und an welch jedem fast ein halbes Menschenalter gearbeitet, oder wo man zur Abwechslung in die kleinen zierlichen Cabinette tritt, pompejanisch verziert mit reizenden Marmor-Statuen, oder in andere Zimmer, wo von Benvenuto Cellini oder andern großen Meistern der Florentiner Goldschmiedekunst jene seltsamen Gefässe stehen, so sonderbar zusammengesetzt, aus Perlen, Edelsteinen, Gold und Emaille.

Ja diese freundlichen Einrichtungen sind es, welche die Gallerien von Florenz für die Beschauer so unvergeßlich machen; wie wird man sich nicht beständig eines der letzten Zimmer im Palast Pitti erinnern, wo die wunderbare Venus von Canova steht, jenes herrliche Menschenbild mit dem edlen Gesichtsausdruck und dem selbst im harten Stein so weichen und elastischen Körper!

Mit der gleichen Artigkeit, mit der man jedem den Zutritt zu diesen Schätzen gestattet, wird auch von der großherzoglichen Behörde die Erlaubniß zur Besichtigung einzelner Paläste und Villen ertheilt, man braucht sich nur an die Schloßverwaltung zu wenden, um mit der größten Freundlichkeit überallhin Eintrittskarten zu erhalten.

Um in unserer Straßenschau fortzufahren, muß ich der bekannten Cascinen erwähnen, jener schönen Spaziergänge vor der Porta del Prado am Ufer des Arno, wo sich wenigstens an Sonntagen ein großer Theil der Einwohnerschaft von Florenz zusammen findet, um unter den dichten Alleen lustwandelnd und fahrend den Klängen der schönen österreichischen Militärmusik zu lauschen, welche hier wöchentlich mehreremale spielt. Obgleich es aber hier ziemlich besucht war, erschienen mir die Cascinen dießmal stiller, ja melancholischer als in früheren Jahren; namentlich an der Seite des Flusses, wo sich sonst die elegante Welt zahlreich auf- und abbewegte, sah man jetzt wenig und einsame Spaziergänger. Diese langen Alleen an dem schönen Fluß müssen belebt sein, sonst lassen sie uns hier in der gewaltigen schönen Natur leicht nachdenkend, ja traurig werden. Die gelben Blätter der Bäume flattern langsam auf unsern Pfad herab, im Wasser spiegelt sich der glühende Abendhimmel mit seinen leicht dahinziehenden Wolken, das dunkle Laub der immer grünen Gebüsche, der Steineichen und des Epheu blickt dich so ernst und traurig an, und von den Höhen herab schauen die Klöster und Kirchen zwischen unbeweglichen schwarzen Cypressen melancholisch hervor. Du bist allein, ganz allein, und der leise Klang einer Glocke, welcher von weit her an dein Ohr schlägt, stimmt dich nicht freudiger, ebensowenig

als die einzelnen Töne der Militärmusik, die du von weitem hörst, und die in diesem Augenblick ein altes bekanntes Lied spielt — ach es sind dieß oft nur einfache Klänge, aber sie treffen gewaltig dein Herz: denn sie erzählen dir von vergangenen Tagen, wo du sie ebenfalls gehört, aber wo sie dich hinrissen zu Glück und Freude.

Mit solchen Gefühlen im Herzen ist es besser man sucht das Gewühl der Menschen wieder auf, als daß man hier für sich in der Einsamkeit bleibt, und wir haben nicht weit zu gehen, um die Mauer der Stadt zu erreichen und nach dem Lungarno zu kommen, wohin sich an schönen Tagen die ganze elegante Welt von Florenz zu bestellen scheint. Dieser Lungarno ist der Quai auf der rechten Seite des Flusses von dem Ponte alla Carraja bis hinauf zum Ponte vecchio, wo die Goldschmiede ihre Buden und Magazine haben. Auf der linken Seite des Arno ist ebenfalls ein Kai, der aber weniger zu Spaziergängen benützt wird; hier liegen große stille Paläste mit wenig Buden und Magazinen, von vornehmen Familien bewohnt, welche die Morgensonne lieben und das Geräusch der Wagen und Karren nicht gern den ganzen Tag unter ihrem Fenster hören. Wenige dieser alten Gebäude gewähren übrigens dem Auge einen freundlichen Anblick, und fast nur ein einziges kleineres Haus nicht weit von dem Ponte alla Carraja macht hievon eine freundliche Ausnahme. Es ist dieß die Villino Delci, die Wohnung des österreichischen Gesandten Baron v. Hügel; sie ist auch im Innern so fein und zierlich eingerichtet wie man es nur von dem Besitzer mit seinem bekannten Kunstsinn und fein ausgebildeten Geschmack erwarten darf. Baron Hügel, der Schöpfer der bekannten prachtvollen Anlagen in Hitzing bei Wien, hat hier aus seinen Kunstschätzen in Bildern, Bronzen, Vasen und Sachen aller Art ein reizendes Ganze zusammengestellt.

Kehren wir aber nach dieser kleinen Abschweifung zu unserm Spaziergang auf die linke Seite des Flusses zurück.

Die Straße ist hier nicht besonders breit, an ihr liegen die bedeutendsten Gasthöfe von Florenz, und da nebenbei die Wagen-

frequenz außerordentlich groß ist, so gewinnt der Spaziergang durch das ewige Rasseln der Wagen und Karren auf dem Pflaster nicht besonders an Annehmlichkeit. In den Nachmittagsstunden von 3 bis 5 Uhr ist es überhaupt ein eingebildetes Vergnügen, am Lungarno spazieren zu gehen, und wenn es nicht zum guten Ton gehörte, sich hier sehen zu lassen, würde mancher wegbleiben; so aber läßt man sich schon etwas gefallen, man wird gedrängt und drängt andere wieder, man weicht aus, man stößt an und bittet um Entschuldigung, man verliert seine Gesellschaft, die man rechts neben sich oder hinter sich glaubt, und möchte mit Mephisto ausrufen: „was? dort schon hingerissen?“ kann aber kein Hausrecht gebrauchen, denn man muß eben mit dem Strome schwimmen. Alles drängt sich hier bunt durcheinander — Herren und Damen aus allen Ständen, wirklich elegante Toiletten und seidene Kleider in den schreiendsten Farben, österreichische Officiere in ihren weißen einfachen Uniformen, laut, breit und vergnüglich deutsch redend, sowie toscanisches Militär in bunten vielfarbigen Anzügen. Wie überall in Florenz spielen auch hier die schönen Blumensträuße eine große Rolle, und überall durch die Menge hindurch schlüpfen die Blumenverkäuferinnen, auf dem Kopfe die großen, runden, nickenden Strohhüte, und theilen bereitwillig die schönsten Sträuße aus, ohne gerade dafür eine Gabe zu verlangen. Wenn nur dabei die vielen Equipagen nicht wären! Aber man schwebt jeden Augenblick in Gefahr, unter die Räder zu kommen, und wenn man hier auf ein lautes „Hoe“ links springt, so prallt man vielleicht auf der anderen Seite an ein paar Pferdeköpfe, die gerade rechts wenden. Dieß macht denn auch alle Conversation ungenießbar; man hört nur mit einem Ohre, denn das andere ist auf ein verdächtiges Rasseln hinter uns gerichtet; man muß eine sehr schöne Bemerkung oftmals in der Mitte abbrechen oder als Erwiderung auf eine geistreiche Frage mit einem blödsinnigen Lächeln auf die Seite springen, um seine Hühneraugen vor den Rädern eines daherrollenden ganz gemeinen Parocino zu retten.

Trotz alle dem hat aber das Spazierengehen hier am Arno seine schönen und reizenden Seiten, nur muß man warten, bis sich die große Menge wieder verlaufen hat, bis der Abend kommt, bis die Paläste an den Ufern lange seltsam gezackte Schatten herüberwerfen, bis die schweren Massen der Brücken dunkler, das Wasser des Arno aber und der Himmel über uns immer heller und klarer werden. Wie reines Silber fließt der Fluß jetzt unter den schwarzen Brückenbogen daher und nimmt nach und nach alle die schönen und glühenden Töne des Himmels an. Vor uns haben wir die Chiesa di Castello mit ihrer großen Kuppel und dem kleinen schlank und zierlich geformten Glockenthurme — hinter ihr hinab verschwindet die Sonne und zeigt uns dort jede Säule, jede Verzierung, jedes Kreuz scharf abgezeichnet auf dem hellen Himmel; aus allen Oeffnungen der Kuppel und des Glockenthurms scheint für einen Augenblick Feuer hervorzubrechen, und die Strahlen, welche dort hervorzucken, erfüllen das ganze Thal mit einem violetten, glühend angestrahlten warmen Dufte. Die alten Kirchen und Schlösser auf den Höhen scheinen aufzuathmen unter diesem letzten herzlichen Kusse, ja selbst drüben das ehrwürdige San-Miniato in seinem schwarzen Cypressen-Walde glaubt man noch einmal wehmüthig lächeln zu sehen. Aber die Sonne geht nicht in ungetrübtem Glanze hinunter, eine Wolkenschichte am Horizont scheint ihr Feuer erlöschen zu wollen, wird aber dafür bestraft und lodert nun selbst in wilder Gluth empor — für uns ein herrlicher Anblick — denn hinter der Kirche di Castello bricht es hervor wie eine gewaltige Feuersbrunst, so daß weit an dem Himmel hinauf eine glühende Lohe schlägt .... So sah ich sie noch am letzten Tage meines Aufenthalts in Florenz untergehen meine liebe schöne Sonne vom Lungarno, und wenn sie auch mit noch solcher Pracht verschwand, so machte es mich doch traurig und nachdenkend, denn sie ging hier für mich auf lange Zeit unter — vielleicht für immer — — denn wer kann dem Wetter und den Umständen trauen! Sie hatte so etwas

menschlich rührendes an diesem Abende bei ihrem Niedergang und gab ein Bild so manchen Lebens; sie ging dahin wie ein glühendes wildes Menschenherz, unter in vergeblichen, unerreichbaren Wünschen.....

Nach und nach verblaßte die Gluth am Horizont. Die Brückenbogen der Carraja standen schwarz gegen den hellen Schein; die Menschen, die hinüberschritten, glichen unbestimmten schattenhaften Wesen; das Wasser allein erschien noch hell und glänzend, und ein einsamer Nachen, der auf dem Arno dahin fuhr, zog einen langen und dunkeln Streifen nach sich. Jetzt wurden an den Ufern die Gaslaternen angezündet, und die weißen strahlenden Lichter machten eine unbeschreibliche Wirkung gegen den noch immer röthlich gefärbten Nachthimmel und die dunkeln Massen der Häuser.

Unterdessen hat sich der Spaziergang gänzlich entvölkert; man ist zur Tafel gegangen, in die Kaffees, in die verschiedenen Theater. Ein italienisches Kaffeehaus hat nicht viel bemerkenswerthes: die Räume sind einfach, die Conversation wird sehr leise geführt, und den größten Lärm machen die Kellner, die mit einem unnachahmlichen Aplomb Kaffee, Gefrorenes und dergleichen vor den Fremden hin lanciren, und nachher die kleine Münze, die man allenfalls heraus bekommt, mit außerordentlichem Geschrei dem ganzen Kaffee verkündigen.

Was die dießjährige Theatersaison in Florenz anbelangt, so kann ich nicht viel rühmliches davon sagen. Pergola hatte einen ordentlichen Tenor, eine leidliche Prima Donna, die für eine Engländerin das Italienische recht gut aussprach und auch bei ihren Bravour-Arien gehörig ins Feuer kam; ihre Stimme ist schön, doch in den obern Lagen etwas schreiend. Gegeben wurde der oben schon erwähnte Trovadore, eine neue Oper, welche Verdi eigens für die jetzige Saison und Sänger geschrieben. Was die Musik anlangt, so läßt sich nicht viel darüber sagen. Die Florentiner sind entzückt davon und meinen, sie sei fast besser als Luisa Miller;

was indessen nicht hoch geschworen ist, denn Schillers Cabale und Liebe wurde von Meister Verdi mit einer Musik versehen, die über alle Beschreibung langweilig ist. Aber die Vergißmeinnicht-Romanze reißt den Troubadour durch, denn wenn die Musik derselben im letzten Act anhebt, so rückt der Italiener unruhig hin und her, hebt die Schulter in die Höhe, blickt schmachtend an dem Kronleuchter empor, und fühlt sich, indem er sagt: come è bello, für den ganzen Abend hinreichend entschädigt.

In Cocomero arbeitete eine französische Schauspielergesellschaft; sie gab unter anderm „Honneur et Argent" von Ponsard, ohne aber weder das eine noch das andere damit zu verdienen, denn der Beifall war verdientermaßen sehr gering und das Haus in allen Theilen wenig besetzt.

Im Theater Leopoldo mimte man neben einer unbedeutend und schlecht besetzten Oper den Meyerbeer'schen Propheten als Ballet, was schon der Mühe werth war angesehen zu werden. Leopoldo ist ein Theater vierten Rangs. Der Eintritt aufs Parterre kostet hier nach unserm Geld ungefähr 16 kr., und dafür hat man eine ganze Oper, freilich tant bien que mal, und ein Ballet von sieben bis acht Acten — in Summa ein Vergnügen, welches von 8 Uhr bis Mitternacht dauert. Das Publikum ist dabei sehr ungenirt, hat im Parterre den Hut auf dem Kopf, speist Feigen und Orangen, und treibt in den Zwischenacten allerlei erlaubte Kurzweil. Die Logen sind, wie in den großen Theatern, von einander abgetheilt, und bei einem Stück wie der Prophet, welches die elegante Welt ebenfalls sehen will, bemerkt man hier oft reiche und glänzende Toiletten, die dann seltsam genug mit dem Parterre contrastiren. Auf den Zetteln für heute Abend war „il Sole" mit riesengroßen Buchstaben bemerkt, und ich bin überzeugt, daß dieses bis jetzt hier noch unerhörte Schauspiel die große Menge bedeutend anzog.

Das Ballet begann übrigens mit den Schalmeien der Hirten, wie die Oper selbst, und ich glaubte schon aus der Musik derselben ein angenehmes Potpourri zu vernehmen; doch war diese Täu-

schung bald zu Ende, und die allergewöhnlichste Balletmusik unterstützte Pantomimisten und Tänzer in ihren extravaganten Bewegungen. Uebrigens kommt jede Scene der Oper: Bertha wird von Oberthal entführt, die drei Wiedertäufer reizen das Volk auf, und im zweiten Act erscheint Johann von Leyden, ein außerordentlich gewandter Pantomimist. Decoration und Costüm mußte man wirklich schön und elegant nennen; auch waren einige Corpstänze, namentlich im zweiten Act, so meisterhaft arrangirt, daß sie das Publikum unter einem rasenden Beifallsturm da capo verlangte; und die armen Geschöpfe auf der Bühne, außer Athem abgehetzt, zwangen sich zu dem bekannten unheimlichen Lächeln und begannen aufs neue. Darin ist das hiesige Publicum grausam und will nicht begreifen, daß von denen droben manche Lunge kaum noch zu athmen vermag und manches Herz unter rasenden Schlägen zu ersticken droht. Fortgetanzt muß werden, worauf man dann freilich den Balletmeister, die Solotänzer, die Decorationen und Gott weiß was noch alles zum Dank herausruft. Johann von Leyden wurde übrigens vortrefflich gegeben, und ich hätte nie geglaubt, daß jemand ohne Worte und Gesang, blos durch Bewegung und Mienenspiel, z. B. die Abschiedsscene von der Mutter, so wirklich ergreifend darzustellen im Stande wäre. Im dritten Act erschien das Lager von Münster. Morgendämmerung; der Prophet ordnet seine Schaaren zum Sturm gegen die Stadt; der Hintergrund beginnt heller und röther zu werden, und das Publikum rückt unruhig auf seinen Sitzen hin und her, denn der große Augenblick naht, wo il Sole sich präsentiren wird; endlich schießt sie die ersten Strahlen empor. Auf der obersten Gallerie des Hauses sieht man lachende Gesichter mit blinzelnden Augen, wie vom hellsten Sonnenlicht bestrahlt. Die Lampen des Kronleuchters scheinen trüb und roth zu brennen. Unten ist das ganze Haus wie mit gewaltigem Staub bedeckt, während sich, im gleichen Verhältniß wie auf der Bühne die Sonne emporsteigt, die Strahlen immer tiefer und weiter ausbreiten. Das Parterre ist vor Ent-

zücken außer sich; man dreht sich herum, man lacht, man schreit, man hält die Hände vor das Gesicht, und selbst glänzend angestrahlt erblickt man lautlachend den Nachbar, dessen Gesicht so hell und rosig übergossen ist wie an einem schönen Sonnentag — und die Sonne hier ist nicht geizig; bei uns begnügt sie sich ein paar Zoll über den Horizont emporzusteigen, dann fällt neidisch der Vorhang; hier aber steigt sie glänzend und strahlend, ohne ein einzigesmal zu versagen, bis hoch an den Himmel. Der vierte Act spielt auf der Straße. Fides sammelt Almosen ein, worauf sich das Theater in eine prächtige Halle verwandelt — das Innere der Kirche darf in Italien begreiflicherweise hier nicht gezeigt werden — der Krönungsmarsch erschallt diesmal wieder aus der Oper, und der Einzug des Propheten erfolgt in aller Pracht und Herrlichkeit. So lange der König von Zion sein ländliches Costüm trug, die kurze Jacke, das enganliegende Beinkleid, hatten seine heftigen Bewegungen und Pantomimen durchaus nichts störendes; sobald er aber in langem weißem Gewand erscheint und damit wie in einem weiten Schlafrock auf der Bühne umherrast, die Krone auf dem Kopf, Scepter und Kugel in der Hand und, wie namentlich im vierten Act, die schauerlichsten Grimassen schneidet, geht alle Illusion verloren, und Johann von Leyden sieht aus wie ein wahnsinnig gewordener Kartenkönig; so geht denn auch die gewaltige Scene wie er seine Mutter zum Niederknieen zwingt, fast spurlos vorüber. Fides war in diesem Augenblick schon besser und hatte in ihrem Spiel wirklich ergreifende Momente, so als er sie fragte: „Liebtest du diesen Sohn?", und sie ihm antwortete: „Ob ich ihn liebte?" Da war auf diesem Gesicht eine wahrhaft rührende Innigkeit, Hingebung und Liebe zu lesen.

Im Duett und Terzett des fünften Acts ist der Prophet aber nun ganz toll geworden, er raset hin und her, so daß seine langen schleppenden Kleider weit von ihm abfliegen, die Krone wird mehreremal auf den Boden geworfen und wieder aufgesetzt,

mit satanischer Freude und entsetzlichem Kopfnicken zeigt er dem Publikum die wohlgefüllte Pulvermine, alles soll zu Grunde gehen, tanzte er — alles — alles — alles — Verwandlung. — Der Tanzsaal. — Diese letzte Scene des Ballets beginnt mit einem großen eingelegten pas de deux, während dessen der Prophet hinten an seinem Tisch sitzt, schmausend und zechend; auch ist er wieder ganz bon homme geworden und treibt mit den Tänzerinnen die ihn bedienen allerlei kleine unschädliche Späße — bis zu dem großen Moment, wo die Künstlerin vorne ihre letzte Verbeugung gemacht hat, und er nun hinten den Pokal ergreift um Meyerbeers wunderbares Trinklied abzupantomimiren. Darauf geht die Geschichte zum Schluß, wie wir bereits wissen. Die Dämpfe steigen aus dem Podium empor, rechts und links brechen die Wände auseinander, und im Hintergrunde brennt Münster.

Obgleich es über den mir selbst vorgesteckten Raum dieser Blätter hinausgehen würde, wenn ich mir erlauben wollte, über hiesige öffentliche Anstalten, seien es auch nur einzelne Zweige, wie z. B. das Unterrichtswesen, zu berichten, so kann ich doch nicht umhin eine Anstalt zu erwähnen, die im Auslande wenig bekannt, und doch, namentlich für Familien, die sich längere Zeit hier aufhalten wollen, von großem Interesse ist: es ist dies nämlich ein Institut für Knaben, von Familienvätern gegründet, welches den Zweck hat, die Kinder unter den Augen ihrer Eltern in allen nöthigen Fächern der Wissenschaft so weit heranzubilden, daß sie von hier aus in jede höhere Lehranstalt des Auslandes eintreten können. Die Gesellschaft, welche begreiflicherweise nicht die Idee hat, bei dieser Anstalt etwas zu gewinnen, ja die im Gegentheil noch große Opfer bringt, wurde im Jahre 1838 von einigen Familienvätern allein in der Absicht gegründet, ihren Kindern eine gesunde, sorgfältige und christliche Erziehung zu verschaffen. Die meisten waren deutsche Protestanten oder Angehörige der englischen Kirche, doch wurden auch Katholiken aufgenommen, und viele italienische Familien dieser Religion ließen ihre Kinder dort

erziehen; doch wurde es in jüngster Zeit den letztern verboten, ihre Kinder an dem Institut theilnehmen zu lassen. Dasselbe befindet sich in Florenz Casa Minucci Via dell' Ardiglione, ein schönes geräumiges Haus mit freundlichem Hofraume und Garten, welches von dem Directorium zu deren Zwecken erkauft wurde. Die Knaben haben hier luftige angenehme Schulzimmer und befinden sich, ohne im Raum beschränkt zu sein, beständig unter der Aufsicht ihrer Lehrer. Es gibt zwei Classen von Zöglingen: die einen welche bei ihren Eltern wohnen und nur die Schulstunden besuchen, die andern aber, die eigentlichen Pensionäre, die gegen möglichst billige Vergütung im Schulhaus selbst untergebracht sind. Die Professoren der Anstalt sind mit größter Sorgfalt gewählt und sprechen alle deutsch. Der Stundenplan ist sehr reichhaltig: man lehrt Deutsch, Englisch, Italienisch, Französisch, Lateinisch und Griechisch, allgemeine Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik, Zeichnen, Singen und Tanzen. Mehrere Stunden der Woche sind für gymnastische Uebungen aller Art bestimmt, und da tummeln sich denn die kleinen Kerle der verschiedensten Nationen lustig durcheinander, exerciren militärisch oder arbeiten an der Schwingstange und dem Kletterbaum. Es herrscht ein wohlthuendes angenehmes Verhältniß zwischen Kindern und Lehrern, und alles betrachtet sich wie zu einer einzigen großen Familie gehörend. Der Director des Comites ist in diesem Augenblicke Hr. Dufresne, ein Genfer Kaufmann, dessen freundliche liebenswürdige Persönlichkeit wie ein guter Geist durch das ganze Institut zu gehen scheint, und dessen Herzlichkeit das Band der Liebe und Zuneigung fester um Lehrer und Lernende zieht.

Viertes Kapitel.

Nach Carrara.

Die toscanische Eisenbahn. Warmes Herbstwetter. Pisa und Lucca. Die Fahrtaxe im Abstreich. il Signor Conte. Cecco und sein Parrocino. Tolle Fahrt. Prachtvolle Aussicht von Monte di Chiesa. Pietra santa. Leben auf den Landstraßen. Massa und Carrara. Die zerstörte Capelle. Der Bildhauer Schlaraffenland. Hofer. Die Marmorbrüche. Ein Gastfreund.

Durch die Eisenbahnen von Florenz nach Pisa und von Pisa nach Lucca ist Carrara mit seinen berühmten Marmorbrüchen und zahlreichen Bildhauer-Ateliers der Arnostadt um ein bedeutendes näher gerückt, obgleich man noch immer eine gute Tagreise braucht, um dorthin zu gelangen. Der Bahnhof der toscanischen Central-Eisenbahn liegt vor der Porta al Prado in der Nähe des berühmten Spaziergangs der Cascinen. Das Bahnhofgebäude ist ziemlich geräumig und besteht neben den Wartesälen, den Zimmern für die Beamten &c. aus einer geräumigen Halle, unter welcher der Zug hält und die Passagiere einsteigen; da man die Fahrbillets am Eingang in dieselbe vorzeigen muß, wo sie auch markirt werden, so wird niemanden ohne ein solches der Zutritt gestattet, weßhalb es für begleitende Freunde einer besondern Erlaubniß bedarf, um eintreten zu können. Restaurationen fehlen

hier gänzlich, und der Fremde, der hierauf gerechnet, muß hungrig und durstig abziehen.

Von Florenz führt die Eisenbahn flach und eben durch das Arnothal fast bis Pisa auf dem rechten Ufer dieses Flusses. Als ich abfuhr, lag Florenz in Nebel gehüllt, der von der Sonne niedergedrückt wurde, was einen schönen Tag versprach; nur die vielen Kuppeln und Thürme der zahlreichen Kirchen schimmerten deutlich hervor, das andere war ein graues Chaos von Häusermassen und Rauch, aus welchem die hellen und tiefen Töne der Glocken, da es gerade Sonntag war, unaufhörlich hervorklangen. Die Ausläufer der Apenninen hatten sich von oben herab schon etwas mehr geklärt, und hie und da glänzten die Spitzen derselben roth angestrahlt von der aufsteigenden Sonne; so malerisch und schön sich die zahlreichen Villen und Dörfer, im Einzelnen betrachtet, an den Abhängen dieser Berge ausnehmen, so stören sie doch den Gesammteffect der Landschaft; nirgends hat man eine ruhige sanfte Fläche, über welche das Auge so gerne hinschweift, über grüne Wiesengründe, durch dichtbelaubte Wälder, um droben auf der Höhe beim Anblick eines Schlosses, einer Ruine zu verweilen. Von weitem gesehen erscheint alles wie zerrissen und zerklüftet, und die Tausende von Häusern und Villen bilden überall Gruppen von weißen Punkten oder unregelmäßige Linien, welche die an sich so schönen Formen der Berge unruhig machen, ja fast zerstören.

Es war der sechste November, und die Luft so angenehm und warm, daß es mir in einem leichten Sommerrock nicht zu kühl war. An den Ufern des Arno saßen Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, an einem andern Ort spielten junge Bursche in Hemdärmeln mit hölzernen Kugeln, welche sie so dicht wie möglich an die Mauer irgend einer alten Kapelle warfen — ein Spiel, das man, so glaube ich, bei uns „Anwerfen" nennt; barfüßige Kinder standen dabei und schienen an ihrer sehr dünnen Bekleidung vollkommen genug zu haben, und doch war es auch

hier schon Winter; der Boden bedeckt mit den gelben und rothen Blättern der Castanien, Ulmen, Eschen, kurz all der Bäume, die auch hier in der kalten Jahreszeit ihr Laub verlieren; die immergrünenden Bäume und Gebüsche aber, die dazwischen stehen, Steineichen, Lorbeeren, sowie die colossalen Epheuranken, welche ganze Stämme umwunden haben und das abgefallene Laub derselben vollständig ersetzen, machen den Anblick der Gegend hier so malerisch und schön; es liegt das wie aller Effect in den Contrasten, und man kann nichts schöneres sehen als dort z. B. jenes weiße Haus mit seiner weit vorspringenden Veranda, deren Laubdach theils auf alten grauen Holzstämmen, theils auf roh gemauerten Pfeilern ruht. Unter den Fenstern hängen Welschkornkränze von goldgelber Farbe, wilde Reben, die leicht über eine niedrige Mauer geschlungen sind, sehen glänzend roth aus, und während sich eine mächtige immergrüne Eiche wie liebend über das Dach hinneigt, stehen vorn am Eingange des Gehöftes zwei sehr hohe schwarze Cypressen ernst und unbeweglich, das Kosen der milden Luft, welches die andern Blätter leicht erzittern läßt, macht auf sie keine Wirkung, und sie verharren ungerührt, finster, ja melancholisch; es ist noch ein Glück, daß ein junges hübsches Mädchen mit üppigem Haarwuchs und schwarzen, glänzenden Augen an einem dieser mürrischen Stämme lehnt und lachend „Dio mio" ruft, während wir vorüber sausen. Die Rebgewinde haben auch schon meistens ihre Blätter verloren, und man sieht deutlicher ihre phantastischen und seltsamen Verschlingungen. Wenn ich so die alten Maulbeerbäume ansehe, welche geduldig die Umarmungen der Rebe ertragen, so kommt es mir oft vor, als thäten sie das nur zu ihrem eigenen Vergnügen, und als hielten die bejahrten Stämme zuweilen eine kleine Tanzpartie und gebrauchten hierzu die Rebe als Guirlande oder Blumenkranz.

Doch wir sind bereits dritthalb Stunden gefahren, immer an ähnlichen Gegenständen vorüber, die sich mit geringen Abwechslungen gleich bleiben, und haben Pisa erreicht, wo man beim

Aussteigen durch eine fast undurchdringliche Schaar von Kutschern und Dienstfertigen aller Art, die uns selbst und unser Gepäck davonführen wollen, aufgehalten wird. Pisa ist für seine jetzige Bevölkerung viel zu groß, und seine Straßen liegen deßhalb öd und leer; man kann dieß selbst vom dortigen Lungarno sagen, der übrigens weit schöner und prachtvoller ist, als der Florentiner; wenige Spaziergänger sieht man hier in gewöhnlichen Stunden, selten rasselt eine Equipage über das Pflaster, und die großen Paläste und Häuser an den Quais stehen da ernst und trauernd. Uebrigens ist Pisa bekanntermaßen eine schöne und sehr merkwürdige Stadt, im Sommer besucht von zahlreichen Fremden, welche die milde, einer kranken Brust so zuträgliche Luft einathmen und sich am Anblick der alten herrlichen Bauwerke, des Campo santo, der Kathedrale und des schiefen Thurmes ergötzen. Ach! mit dem Bild des schiefen Thurmes tritt mir eine Erinnerung aus der Jugendzeit so lebhaft vor die Seele! Ich hatte denselben auf einem Schreibheft abgebildet, konnte nicht begreifen, warum er in solcher naturwidrigen Haltung nicht umstürze, und versuchte eines Tages den Baumeister, der vielleicht Zufall heißt, auf meinem Schreibheft zu verbessern, indem ich den schiefen Thurm durch einige dicke Tintenstriche an der überhängenden Seite mit einem soliden Strebepfeiler unterstützte; dieß trug mir übrigens tüchtige Klapse ein, was aber unter anderm den Vortheil hatte, daß ich Pisa und seinen schiefen Thurm niemals vergaß.

Der Eisenbahnhof nach Lucca liegt in Pisa entgegengesetzt von dem Florentiner, und man muß die ganze Stadt durchfahren, um dorthin zu gelangen; er ist klein, etwas kümmerlich, und sieht sehr provisorisch aus. Nach Lucca kommt man in ungefähr dreiviertel Stunden durch eine wunderschöne und reizende Gegend; die Bahn führt meistens an den Bergabhängen hin, die mit Schlössern, Thürmen, kleinen und großen Villen übersäet sind, und bekleidet mit einer mannichfaltigen jetzt noch tief grünen Vegeta-

tion; klare Wasser stürzen aus den Schluchten hervor, und eilen unter der Bahn durch in das flache Land, das sich auf unserer Linken in einer unabsehbaren Ebene bis zum Meer hinausstreckt. Um Lucca treten die Berge etwas zurück; es ist eine eigenthümliche Stadt, die man, einmal gesehen, nicht so leicht wieder vergißt; einst eine Festung hat es seine Gräben und Wälle behalten, und letztere, aus grauen Mauern bestehend, erheben sich in langen, geraden und regelmäßigen Linien ringsumher aus der Ebene, so die Stadt umgebend. Diese Wälle sind Spaziergänge, mit hohen, dichtbelaubten Bäumen bepflanzt, weßhalb man von außen von Lucca wenig mehr sieht als die gerade graue Mauer mit ihren Baumreihen, und über sie hinaus ragen die Thürme einiger Kirchen.

Nur bis hieher konnte ich die Eisenbahn benutzen und mußte meinen Weg über Pietra santa nach Carrara auf einem Miethwagen fortsetzen. Um einen solchen zu erlangen, ließ ich mich in die Stadt hineinführen vor eines der Wirthshäuser, wo sich Vetturini und Kutscher zu versammeln pflegen, und war auch im Augenblick meiner Ankunft von einer solchen Schaar dienstfertiger Gesellen umgeben, die einander wegstießen, sich vordrängten und mir mit so gellender Stimme und lautem Geschrei ihre Wagen und Pferde anpriesen, daß ich genöthigt war, mir eine Zeitlang die Ohren zuzuhalten. Dabei war es ein completer Abstreich um meine werthe Person, und wenn mich einer um 10 Paoli haben wollte, so verlangte der andere 9, ein dritter 8 und ein vierter 7; ich glaube, wenn ich den Spaß länger ertragen hätte, ich wäre umsonst gefahren worden, ich würde noch Geld dazu erhalten haben. Die Kerle, die mich übrigens in ganz kurzer Zeit von einem einfachen Signor zum Cavaliere und Signor Conte vorrücken ließen, drängten sich mir gar zu pöbelhaft auf den Leib, und als ich über sie hinweg nach einem rettenden Gegenstand blickte, bemerkte ich auf der Treppe des gegenüberliegenden Hauses einen kleinen untersetzten Kerl mit einem grauen Calabreser auf

dem Kopfe und angethan mit carrirter Jacke wie sie die englischen Stallleute zu tragen pflegen; um den Hals hatte er trotz des warmen Tags einen dicken Shawl geschlungen und kauete an dem Reste eines sogenannten Rattenschwanzes. Als ich ihn ansah, zuckte er die Achseln, schloß gegen die mich umgebende Menge verächtlich die Augen, indem er mir durch Pantomimen sagte: er fahre mich um sechs Paoli. Der Mann gefiel mir, ich brach mir gewaltsam Bahn durch den Kreis der andern Kutscher und ging mit jenem davon; natürlicherweise wurden ihm einige sehr unsaubere Redensarten nachgerufen, und einer sagte mir boshafter Weise, man zahle hier nie mehr als fünf Paoli für eine Fahrt nach Pietra santa. Mein Mann ließ sich aber durch alles das nicht aus dem Gleichmuth bringen, er schritt still lächelnd vor mir dahin, wobei er übrigens mit allen Leuten, die ihm begegneten, sehr bekannt that; so grüßte er auch alle hübschen Mädchen, die ihm begegneten, bald mit irgend einem Wort, bald indem er das linke Auge vertraulich gegen sie zukniff. Es war gut, daß ich in Lucca nicht bekannt war, sonst hätte ich in dieser Gesellschaft leicht in übles Gerede kommen können. Der Wagen, den er mir als unsere Reise-Equipage vorstellte, war nichts mehr und nichts weniger, als ein einfacher Parocino, d. i. ein zweirädriger Karren mit einem Sitze, der in Riemen hängt, und dessen Gabelbäume hoch auf dem Packsattel eines der kleinen lebhaften Pferdchen befestigt werden, wodurch das ganze Fahrzeug sehr hinten überhängt, was namentlich beim Bergsteigen äußerst unbequem ist. Während mein Kutscher, er hieß Cecco, sein Gefährte herrichtete, machte ich einen Gang durch die Stadt. Die Straßen von Lucca waren zu keiner Zeit sehr lebhaft, und liegen nun, seit der früher hier regierende Herzog Parma übernommen und dort residirt, in trostloser Oede und Einsamkeit. Während der Sommer- und Bade-Saison wird es freilich anders sein, denn die Bäder von Lucca haben immer noch einen guten Namen, und sollen recht besucht sein.

Unterdessen hatte mein Cecco sein Pferd eingespannt; ich bestieg den schwankenden Sitz, er warf sich neben mich hin, und nachdem er mich ermahnt recht fest zu sitzen, ging es vom Fleck aus im vollen Lauf durch die engen und winkligen Straßen Lucca's hindurch über das glatte Pflaster hinweg. Ich muß gestehen, daß ich mich zuweilen scheu umblickte, denn ich konnte die Idee nicht unterdrücken, es müsse an der oder jener Ecke nothwendigerweise irgend etwas von uns hängen geblieben sein; Cecco aber lächelte vergnügt zu meinen Blicken, schnalzte mit der Zunge, zerrte an seinen Zügeln und knallte mit der Peitsche. Ich habe nie einen Kerl von größerer Lebhaftigkeit gesehen, nicht eine Secunde lang konnte er ruhig sitzen bleiben; bald wandte er sich rechts, bald links, bald rückwärts, jetzt schaute er zu den Rädern hinab, dann stand er auf um sich den Kopf seines Pferdes in der Nähe zu betrachten, kurz, er fuhr beständig auf seinem Sitz hin und her wie — doch ich hätte mich fast eines unziemlichen Ausdrucks bedient.

Von Lucca aus führt die schöne breite Straße eben bis an den Fuß des Gebirges an zahlreichen Villen vorbei, durch kleine Dörfer unter hochstämmigen Bäumen dahin, die sich oben zusammenneigen und so ein Laubdach über unsere Wege bilden. Da es, wie schon gesagt, Sonntag war, so befand sich ein großer Theil der Bevölkerung auf der Straße, theils spazieren gehend, theils in lebhafter Unterhaltung auf den Mauern und Wegsteinen sitzend, oder auch gruppenweise in der Mitte der Straße stehend, was meinen Cecco jedesmal veranlaßte, mit vielem Geschrei an ihnen vorüber zu fahren. Unter den Weibern und Mädchen der Umgegend von Lucca sah ich viel mehr schöne Gesichter und Figuren als in der Nähe von Florenz, zuweilen bemerkte man wahrhaft herrliche Gestalten junger Mädchen, mit aufgelegtem Arm nachlässig an einen Thürpfosten gelehnt, die, wenn wir vorüberrollten, langsam, fast träge den Kof aufhoben, dagegen unter den dunkeln Wimpern einen Blick hervorschießen ließen, der von großer Wärme und Lebhaftigkeit zeugte. Nach einer kleinen Stunde fast unauf=

hörlichen Galoppirens unseres Pferdchens erreichten wir den Monte di Chiesa, den ich, um das arme Thier etwas ausruhen zu lassen, zu Fuß hinanstieg.

Man kann sich nichts lieblicheres und schöneres denken als diesen Weg. Kaum hat man die ersten Krümmungen desselben hinter sich, so ist das Thal, welches wir so eben verlassen, unsern Blicken gänzlich entschwunden, und wir befinden uns plötzlich in einer feierlich stillen gewaltigen Bergnatur; murmelnde Quellen rieseln von den Höhen herab uns entgegen und würden uns gewiß viel schönes erzählen, wenn wir ihre Sprache verständen; die Bergwände, welche dicht neben der Straße steil in die Höhe steigen, sind dicht mit Büschen und Bäumen bedeckt, und auf der dunkeln Farbe der immergrünen Eichen und des Lorbeers zeichnen sich die Blätter des Olivenbaums mit ihrem grauen Schimmer, sowie die gelben und rothen Blätter der andern schon herbstlich gefärbten Waldbäume so mannichfaltig und prächtig ab. Die Ränder des Wegs sind mit allerlei wildwachsenden Blumen bedeckt, die ihre weißen Sterne und blauen Glocken hier cokett aufrecht tragen, dort sinnend, vielleicht trauernd herabhängen lassen. Da es bereits 4 Uhr war, so neigte sich die Sonne stark abwärts und war schon hinter dem Monte di Chiesa, den ich eben erstieg, verschwunden; die Schellen von Ceccos Pferd hörte ich nur noch in weiter Entfernung klingeln, und da sonst kein Fuhrwerk auf der Straße war, so befand ich mich ganz allein in diesen Bergen, zwischen diesen Schluchten, die schon mit tiefen Schatten bedeckt waren — allein mit meinen Gedanken, welche, ich will es gestehen, am heutigen Tage zu meiner ernsten, ja finstern Umgebung vortrefflich paßten. Glücklicherweise hatte mich die Sonne noch nicht ganz verlassen, sondern sandte durch eine Oeffnung in den Bergen einen kleinen glänzenden Strahl ihres freundlichen Lichts, der die Spitzen der höher gelegenen Felswände prächtig vergoldete. Unten Nacht und Schatten, von oben Licht und Hoffnung, ein Bild unseres Lebens.

Wenn man den Monte di Chiesa hinaufgestiegen ist, und endlich auf die Höhe gelangt, so wird man durch die prachtvolle Aussicht, die man hier oben hat, vollständig belohnt; ein reicheres und herrlicheres Panorama kann man nicht leicht sehen. Da wo sich der Weg wieder abwärts neigt, steht eine kleine Capelle mit einem Vordach, welches auf dunkeln grauen Säulen ruht. Da an dem Kirchlein setzt' ich mich nieder und blickte lang hinab auf die Kuppen und Abhänge des grünen Bergs, zwischen welchen sich der Weg wie eine gelbe Schlange in vielfacher Bewegung durchwindet, bis er endlich in einem kleinen Dörfchen, dessen rother Kirchthum freundlich emporblickt, scheinbar verschwindet und zu Ende ist; aber nur scheinbar, denn wahrscheinlich ermüdet von dem Bergsteigen, will er ein bischen faullenzen und verliert sich im flachen Land am Fuß der Felswand unter Olivenbäumen und Lorbeersträuchen.

Vor uns bildet der Monte di Chiesa eine gewaltige Schlucht, die ihren Fuß auf die Ebene vor uns setzt und uns so einen Blick gestattet weit über das flache Land hinaus bis zum Meer hin, das am Horizont in Wolken und Nebelmassen zu verschwinden scheint.

Die Färbung war unnennbar schön: durch die untergehende Sonne wurde ein Theil des Himmels mit einem Glanz bestrahlt, der von der Farbe des Goldes langsam in das feinste Roth überging, wodurch die dunkelblaue Luft, da wo sie mit jenem Colorit zusammentraf, hell seegrün erschien; all diese Farben nun spiegelten sich in den zahlreichen Wassergräben, in den Lachen der Sümpfe und Reisfelder wieder, womit die Ebene bedeckt war, und so glänzte es da unten in Gelb, Roth, Grün, Violett, als sei die ganze Fläche weit hinaus mit ungeheuern Stücken Perlmutter übersäet, und am Horizont erschien das Meer wie eine Einfassung von dunkelm Stahl, von dem die Flammen eines ungeheuern Brandes abstrahlen.

Mit einem Gefährt wie das unsrige kann man in der Ebene rasch vorwärts kommen, bergauf und bergab geht es sehr langsam,

was übrigens meinen Cecco sehr ungeduldig machte. Da ich ihm auf seine vielen Fragen wenig Antworten gab, so unterhielt er sich meistens mit seinem Pferd, welches er denn auch, sobald wir wieder in der Ebene angelangt waren, bald mit Schmeicheleien, bald mit Schimpfworten zu neuem und eiligem Lauf antrieb; jetzt behauptete er, das Pferdchen sei seine theuerste Freundin, seine liebe Emilia; doch meinte er gleich darauf, es sei eigentlich doch wohl nur aus einer Hunderace entsprossen, und die niederträchtigste Bestie, die auf der ganzen weiten Welt zu finden sei; dabei hatte er aber noch vollkommen Zeit kein Mädchen ungeneckt ihres Wegs ziehen zu lassen, bald warf er ihnen Kußhände zu, bald knallte er nach ihnen mit der Peitsche, und wenn wir zufällig einen jungen Menschen erreichten, der mit seiner Freundin von der Chaussee in einen Feldweg einbog, so sang er ihnen eine Strophe irgend eines unübersetzbaren italienischen Liedes nach.

So rollten wir, den Monte di Chiesa hinter uns, zur Rechten die Bergwand, zur Linken die Maremmen und Reisfelder, auf der ebenen Landstraße dahin; die Luft war so klar und rein, daß man jedes Baumblatt scharf abgezeichnet sah und den Drath des Telegraphen neben uns weit hinaus mit den Augen verfolgen konnte. An der Straße standen hohe Ulmen, die ihre Kronen zu einander neigten und deren Stämme stundenweit durch Reben mit einander verflochten waren; dabei wurde die Färbung in der Luft, auf der Ebene und an den Bergwänden mit jedem Augenblick glühender, und war so weich, duftig und warm; gegen Westen lag auf dem Himmel ein wahrer Goldgrund, auf welchem sich Häuser, Bäume scharf und schwarz abzeichneten. Neben der Straße sah ich zuweilen einen einsamen dunkeln Nachen auf so hellem und ruhigem Wasser liegen, daß sein Schatten nicht einmal eine leise zitternde Bewegung zeigte. Insecten summten um uns her, und von fern und nah vernahm man den melodischen Klang der Glocken, welche das Ave Maria läuteten. Es lag ein unnennbarer Friede über der ganzen Natur, der sich aber in Ernst und Trauer

verwandelte, sowie die himmlischen Lichter rings umher ausgelöscht waren und die grauen Abendnebel aufstiegen. Zu dieser Stunde fuhren wir überdies noch durch einen dichten Olivenwald, der an sich schon etwas düsteres und melancholisches hat. Wenn sich das Blatt dieses Baumes, auf anderm Grün gesehen, mit seinem grauen Schimmer freundlich ausnimmt, so gibt auch eben diese graue Farbe da, wo die Bäume dicht bei einander stehen, denselben etwas unbestimmtes, und sie erscheinen wie in graue Schleier gehüllt, wobei ein solcher Wald einen eigenthümlichen, obgleich nicht unangenehmen Duft aushaucht. Ein Muttergottesbild von weißem Marmor, bei dem wir vorbeirollten, und vor welchem Cecco ehrerbietig seinen Hut abzog, hatte in dieser Umgebung etwas unendlich versöhnendes.

Pietra santa, ein kleines Städtchen mit hohen Mauern und festen Thoren, erreichten wir bei völliger Nacht, was übrigens meinen Kutscher nicht abhielt, auch ohne Wagenlaterne im gestreckten Lauf hindurch zu fahren. Ich wußte wohl, daß Pietra santa einen sehr guten Gasthof hatte, „Alla Posta" bei Bertolani Fratelli, leider hatte ich aber diesen Namen vergessen, und obgleich ich nach der ersten Locanda verlangte, führte mich Cecco dennoch nach einer kleinen Kneipe, wo es, seiner Aussage nach, vortrefflich sein sollte. Nachdem ich einmal dort abgestiegen war, ließ man mich auch nicht mehr fort, und als ich in einem finstern Erdgeschoß ein sehr schlechtes Nachtessen verzehrt und meine Cigarre angezündet hatte um noch einen kleinen Spaziergang zu machen, war es für mich ein unangenehmes Gefühl, nach einigem Umherschlendern das Haus Bertolani zufälligerweise aufzufinden, welchem der breite erhellte Thorweg, freundliche Gastzimmer und anständige Kellner ein so wohnliches Ansehen gaben.

Am andern Morgen setzte ich meine Fahrt nach Carrara wieder auf einem Parocino fort, doch war mein Kutscher diesmal ein alter gesetzter Mann mit geflickter Jacke und grauem unrasirtem Kinn. Sein Pferd paßte vortrefflich zu ihm und zeigte durchaus

keine Neigung zu den schnelleren Gangarten; dagegen scheute es vor jedem Stein, vor jedem Wassergraben, und zeigte beim Stehenbleiben eine große Vorliebe für retrograde Bewegungen. So klepperten wir vorwärts, und unser langsames Fahren hatte den Vortheil, daß ich mit größerer Bequemlichkeit die immerfort schöne Gegend betrachten konnte. Hier hat alles ein malerisches und eigenthümliches Ansehen, jedes Haus, jeder Stall, jede Mauer würde sich ohne Zuthat allerliebst in einem Bild ausnehmen. Mit den Welschkornkolben verzieren sie dergestalt die Façaden ihrer Wohnungen, daß sie der ganzen Architektur genau folgen, wodurch die Gebäude mit einer goldgelben Farbe überzogen zu sein scheinen; auch die Staffage dieser Landschaft ist so bunt und mannichfaltig, die leichten Parocino's, die uns im vollen Lauf begegnen, die Pferde mit blankem Messinggeschirr und Schellen behängt, oben auf dem Kammdeckel nicht selten mit einer kleinen Windfahne versehen, führen bald eine einzelne Person in brauner Sammetjacke und spitzem Hut, oder sind zuweilen beladen mit einem halben Duzend stämmiger Kerle oder gewichtiger Weiber. Auch altväterisch gebaute Miethkutschen kommen uns langsam entgegen, der Wagenkasten schwankt bedeutend hin und her, die Pferde lassen ihre Köpfe hängen, und der Vetturin, die Cigarre im Mund, zuckt vergeblich aufmunternd an den Zügeln. Oft ist die Straße weite Strecken bedeckt mit zahlreichen Ochsenkarren, welche Holz, Erde und Steine führen, die Thiere sind meistens weiß, Räder und Gestell zinoberroth angestrichen, und hoch oben auf der Ladung sitzt der Fuhrmann und lenkt das Ganze mit einer langen zugespitzten Stange und einem ausdrucksvollen Zungenschnalzen.

Bald hatten wir Massa Carrara erreicht, einen der lieblichsten Punkte, die man auf dieser Erde sehen kann. Die Stadt ist in einer Schlucht an den Berg hinangebaut, der oben gekrönt ist von den riesenhaften Trümmern einer ehemaligen Festung, vorne öffnet sich diese Schlucht auf die Ebene und das Meer, und ist bis tief hinab angefüllt mit Orangen, Citronen und Lorbeeren mit duftenden

Blüthen und goldgelben Früchten. Es ist eigenthümlich, daß das ganze Massa Carrara etwas ruinenartiges hat, und es ist auch wohl hauptsächlich das, was ihm neben seiner prächtigen Lage einen so besondern Reiz verleiht. Wohl gibt es Straßen in der Stadt, die sehr wohnlich und gut erhalten sind, doch außerhalb der Mauern sieht man Veranden, Thorbogen, Garteneinfassungen in Ruinen, was um so mehr auffällt, als das Baumaterial vielfach weißer Marmor war, und man oft an zierlichen Treppen, an schlanken Säulen erkennen kann, wie sorgfältig die Gebäude einstens aufgeführt wurden, die man nun in Trümmer zerfallen ließ. Aber die Natur hat mit liebender Hand diese Wunden zuzudecken gewußt, und es beschleicht uns nur zuweilen ein Gefühl der Wehmuth, wenn wir in einen Garten hineinblicken, dessen marmornes Thor niedergestürzt ist, dessen Mauer zertrümmert daliegt, und wenn wir sehen, daß ihre Stellen so freundlich eingenommen wurden von duftenden immergrünen Bäumen, die sich jetzt statt des Thors am Eingang gegen einander neigen, oder von wehendem überhängendem Rebenlaub, welches nun die Stelle der Mauer vertritt. Ich hatte den Lorbeer nie so schön und kräftig wachsen sehen wie in der Umgebung von Massa Carrara, und es erregt ein eigenthümliches Gefühl, wenn man draußen vor der Stadt kleinen Kindern oder Weibern begegnet, die auf ihrem Kopf ein großes Bündel dieser edlen und schönen Zweige mit ihrer runden dunkelrothen Frucht tragen, wie man bei uns zu Land ein Bündel Reisig oder Tannenholz mit sich nimmt.

Der Platz vor dem Schloß hin ist mit einer zweifachen Allee von großen starken Orangenbäumen umgeben. Es ist dieß selbst hier in Italien eine Merkwürdigkeit, denn wo man sonst kräftige Bäume dieser Art sieht, ist das an Plätzen, wo sie durch eine Mauer, einen Fels oder dergleichen vor der rauhen Witterung einigermaßen geschützt sind. Ehemals befand sich auf einer Seite des Schloßplatzes in Lucca eine kleine Capelle, welche von den Franzosen zerstört und niedergerissen wurde; später füllte man

diese Lücke ebenfalls mit Orangenbäumen aus, doch wollten sie nie recht gedeihen; ich sah das heute wieder, denn während die Kronen der andern Bäume voll und rund sind, auch im saftigsten Grün prangen, vegetiren die an jenem Platz kümmerlich fort mit kahlen Aesten und gelbem Laub. Natürlich behauptet der Volksglaube, der heilige Grund der zerstörten Capelle räche sich hierdurch an den armen und unschuldigen Bäumen; die Wahrheit aber ist, daß sie durch eine Häuserlücke, ihnen gerade gegenüber, von den Nordwinden bestrichen werden, die zuweilen sehr kalt von den Gebirgen herabwehen.

Jenseits der großen Brücke aus weißem Marmor, welche sich über einen schäumenden Waldbach spannt und den Berg von Massa mit La Foce verbindet, welche durch eine tiefe Schlucht geschieden sind, fanden wir einen umgeworfenen Reisewagen, dessen beide linke Räder zerbrochen waren, und der sich an einer sehr abschüssigen Stelle mit dem Wagenkasten an das Mauergeländer lehnte; glücklicherweise war kein weiteres Unglück vorgefallen, und die vier Passagiere desselben umstanden lachend ihr Fuhrwerk, während der Kutscher fluchend bemüht war, das Gepäck herabzuwerfen. Mir unbegreiflicherweise hatte dabei nur der Telegraphendrath Schaden gelitten, denn er war an dieser Stelle zerrissen und hing neben dem Wagen herab.

Meinem alten Kutscher voraus stieg ich zu Fuß den Berg hinan, um droben von der Höhe von La Foce die herrliche Aussicht einen Augenblick genießen zu können. Tief unter sich hat man auf der linken Seite Massa Carrara, und sieht jetzt so deutlich, wie es an den Bergen angebaut ist, unten die Stadt mit ihren gelben und weißen Häusern in einer Felsenschale voll des schönsten und frischesten Grüns liegend, oberhalb derselben das Schloß aus röthlichem Stein erbaut, mit seinen vielen Bogen, Gewölben und großen Fenstern, und endlich auf der Spitze des Bergs die alte Festung, eine schwere, dunkelgraue Masse, deren Formen sich scharf auf dem blauen Himmel abzeichnen; vor uns flacht sich das Ge-

birge ab, die Berge werden Hügel, die Hügel immer flacher und ebener, in unserer Nähe sehen wir alles das in hell- und dunkelgrün gekleidet, weiterhin wird es violett und grau, bis unten in der Ebene die letzte Farbe vorherrscht, und alles wie Nebel und Duft erscheint, wie ein grauer kolossaler Schleier mit einzelnen Licht- und Schattenpunkten, der endlich am Horizont eingefaßt ist von dem silberglänzenden Meere.

Der Bergrücken von La Foce trennt die beiden Thäler, in denen Massa Carrara und Carrara liegt, und kaum ist man die ersten Windungen der Straße hinabgefahren, so erblickt man auch den letztern Ort schon vor sich: ein Mittelpunkt von weißen und grauen Häusern, überragt von ein Paar nicht all zu hoher Kirchthürme, um welche herum zerstreut andere Wohnungen liegen, die sich auf einigen Seiten als schmaler Streifen in die Schluchten des Gebirgs fortsetzen. So liegt Carrara vor uns tief gebettet zwischen hohen starren Felsmassen, die unten, wie alles übrige Gebirg, grün und grau erscheinen, oben aber schon von weitem seltsam erscheinende glänzendweiße Flecke, Risse und Linien zeigen, welche vollkommen das Ansehen haben, als sei da und dort in Schluchten und Höhlen eine beträchtliche Menge Schnees liegen geblieben. Die warme klare Luft aber und die grünen Bäume sprechen vom Gegentheil und haben vollkommen recht, und was wir dort vor uns sehen, sind die berühmten Marmorbrüche von Carrara, von denen immer neue vor unsere Augen treten, sowie wir uns dem Thale nähern.

Wenn bei uns ein junger angehender Bildhauer seine ersten Phantasien in grauem Thon ausarbeitet, der später beim Brennen öfters eine andere Form annimmt als der Künstler gewollt und z. B. ein edel gedachtes Gesicht einigermaßen verzerrt wiedergibt, oder wenn er einmal so glücklich ist, einen kleinen Entwurf ausführen zu dürfen, und nun am spröden deutschen Sandstein herumhämmert, so denkt er seufzend an ein Schlaraffenland, aber nicht an das, wo der große Mandelkuchenberg existirt oder wo die

gebratenen Tauben und gebackenen Ferkel inständigst bitten man möge sie verzehren, sondern er denkt an ein Land, wo die Felsen aus dem schönsten weißen Marmor bestehen, wo die Straßen mit diesem edeln Material bedeckt sind, wo selbst ganze Häuser oder doch wenigstens sämmtliche Treppen, Thür- und Fenstereinfassungen, Thorbogen, Mauern, Fußpfade, Brunnentröge aus diesem glänzend weißen Stein bestehen — kurz er denkt an Carrara. Und es ist hier in Wahrheit so. Sowie man die Stadt betritt, schreitet man über Marmorsteine durch Marmorstaub bei großen Haufen zerschlagener Stücke vorbei, die vor den Ateliers liegen und genau wie weißer Zucker aussehen; aus den meisten Häusern, namentlich in der äußern Stadt, schallt uns der Schlag der Hämmer, das Knirschen der Marmorsäge entgegen, wo wir in eine weitgeöffnete Thüre hineinblicken, sehen wir zahlreiche Künstler an der Arbeit; dort arbeiten gewöhnliche Steinhauer den Block im Rohen einigermaßen zu, daneben sind die Punktsetzer, die unter ihrem Netz von Fäden mechanisch die ganze Figur nach dem Modell des Künstlers, ohne selbst Künstler zu sein, hervorbringen; daneben steht der Meister selbst und legt die letzte Hand an sein Werk, um die Statue, die bis jetzt nur in den Formen richtig dargestellt wurde, zu überarbeiten und ihr Leben und Bewegung zu verleihen. Es ist ein heiteres vergnügtes Leben in diesen Ateliers, die Bildhauer sind guter Dinge, wenn sie nur vollauf zu arbeiten haben, und schaffen da mit Lust und Liebe an dem edeln Stein herum. Der Staub in einem solchen Atelier ist fast wie der in einer Mühle und überzieht die Kleider mit einer weißlichgrauen Farbe. Um das Haar davor zu bewahren, tragen die meisten kleine Mützen von Papier in den seltsamsten Formen auf dem Kopf.

Freund Hofer von Stuttgart, den einzigen deutschen Bildhauer, der sich in diesem Augenblick in Carrara aufhält, fand ich ebenfalls in seinem großen Atelier in voller Arbeit. Nachdem er seine herrlichen Pferdegruppen vollendet, erhielt er von Sr.

Maj. dem König von Württemberg den Auftrag, mehrere Statuen über Lebensgröße in weißem Marmor für den königlichen Schloßgarten in Stuttgart anzufertigen; bereits seit einigen Jahren arbeitet er mit großem Fleiß daran, so daß er diesen großen ihn ehrenden Auftrag wohl noch im Lauf des nächsten Sommers beendigen wird. Die meisten der Statuen stehen schon von seiner Hand überarbeitet vollendet da, und außer der wirklich künstlerischen schönen Ausführung, die sehr zu loben ist, hat sich Hofer bemüht, vollkommen fehlerfreien Marmor zu finden von gleicher Farbe, was bei so großen Stücken, wie er sie gebrauchte, sehr schwierig ist.

Hofer führte mich mit großer Freundlichkeit in den Ateliers von Carrara umher, und zeigte mir alles, was hier von angefangenen oder vollendeten Arbeiten von irgend einer Bedeutung war.

Carrara ist in diesem Augenblick außerordentlich beschäftigt, weßhalb denn auch die Preise des Rohmaterials und der fertigen Arbeiten gegen frühere Jahre bedeutend gestiegen sind. Steinhauer, Bildhauer, sowie auch die Ornamentisten haben alle Hände voll zu thun; Nordamerika hat große Bestellungen gemacht, und fast überall trifft man hier Statuen, dort Kamine oder Säulen, ja selbst ganze Monumente für Kirchen oder für das Freie bestimmt, die über das Meer wandern sollen; auch für Rußland wird stark gearbeitet, und eins der größten Ateliers ist schon seit längerer Zeit beschäftigt, Sachen, die zur Ausschmückung der Isaakskirche in St. Petersburg bestimmt sind, anzufertigen. Se. Maj. der Kaiser Nikolaus hat nämlich, wie man mir sagte, in Rom die Bilder verschiedener russischen Heiligen in kolossalen Dimensionen und in Mosaik ausführen lassen, für welche nun hier in Carrara die Einfassungen aus dem besten weißen Marmor erster Qualität gemacht werden; sie stellen Früchte und Blumenguirlanden vor, zwischen denen Vögel und andere Thierchen durchschlüpfen, einander folgen und so mit Laub und Blättern, welche die einzelnen

Theile verbinden, eine reizende bewegte Kette bilden. Es sind dieß in der That sehr schöne Arbeiten, sowohl was Composition als Ausführung anbelangt. Hofer zeigte mir hierbei noch, daß man diese Arbeiten der größern Genauigkeit und Zierlichkeit wegen vorher in Punkte gesetzt habe, was man sonst bei Ornamenten nie zu thun pflegte. Nach Modellen von Rauch sah ich vier herrliche Genien für Se. königl. Hoheit, den Prinzen von Preußen bestimmt, in Arbeit, sowie von demselben Meister die Reiterstatue Friedrichs des Großen, nach dem gleichen Modell des großen Monuments in Berlin, natürlich im kleinern Maßstab als dort; an letzterm hatte man erst vor kurzem begonnen, und es war ein eigenthümlicher Anblick, wenn man sah, wie auf dem großen Marmorblock die Figur anfing so schattenhaft hervorzutreten.

Die Marmorbrüche von Carrara sind östlich von der Stadt gelegen, in einer Thalschlucht, durch welche der Carrione, ein zuweilen recht wildes Bergwasser, schäumend und brausend herabkommt; seine grünen Wellen haben sich ein tiefes Bett gewühlt, und treiben Mühlen und Marmorsägen. Da er in eigensinnigen Windungen seinen Lauf nimmt, so muß sich der geduldige Weg bequemen, ihm bald rechts, bald links Platz zu machen und sich zuweilen mit recht wenig Raum begnügen. In der Nähe der Stadt sind die Wände der Thalschlucht dicht mit Grün bewachsen, mit Bäumen und Sträuchen, die bis auf den Weg herunterreichen und von den steilen Ufern des Flusses in das Wasser hinabschauen — weiter oben aber wird das Thal breiter, kahler und bald sieht man auf beiden Seiten ein noch graues Steingeröll mit weißen Marmorbrocken vermischt, die von der Höhe herab im Gefolge der großen Blöcke bis unter unsere Füße gerollt sind. Lange helle Streifen von Staub und Steinen ziehen sich die Bergwand hinauf, und wenn man ihnen mit dem Blicke folgt, so bemerkt man zwischen den dunklen Felsen eine weißglänzende Fläche und sieht dort Menschen beschäftigt, die einen mächtigen Block abgelöst haben und ihn, nachdem sie vorher durch ein Hornsignal die

unten Beschäftigten aufmerksam gemacht, in das Thal hinabrollen lassen. Rauschend und prasselnd kommt er daher, alles was in seinem Weg ist zermalmend, so daß ringsum weißer Staub auffliegt, und nicht eher ruhend, bis er unten angekommen ist. Zuweilen nimmt auch ein solcher Stein eine falsche Richtung, wendet sich an irgendeinem Felsstück und stürzt nicht selten an jäher Wand hernieder, sich selbst zerschmetternd oder unglückliche Arbeiter, die vielleicht dort unten saßen und arglos ihr Brod verzehrten.

Es ist interessant, die ältesten Brüche zu besuchen — so den Bruch Colonnata, der noch aus der Römerzeit herrührt — und hier zu sehen, wie mühsam man die großen Blöcke damals durch den Meißel ablösen mußte, ein Geschäft, welches jetzt ungleich leichter durch die Kraft des Pulvers besorgt wird. Uebrigens kommen heutzutage die meisten Unglücke bei den Sprengungen vor. Das Signal hierzu wird gegeben, da es aber zuweilen etwas lange dauert, bis die Mine losgeht, so schaut hier oder da ein neugieriger Kopf hervor, um von einem umherfliegenden Stück getroffen zu werden. Weit hinten im Thal des Carrione liegt der Bruch Tantiscritto, wo auf einer glatten weißen Wand Buonarotti sein Handzeichen selbst eingehauen hat, mit großen Buchstaben: Michel Angelo! Sobald die Blöcke im Thalgrund angekommen sind, werden ihnen die scharfen Kanten genommen, und sie alsdann auf die niedrigen schweren Balkenwagen geladen und durch Ochsen nach Carrara geschleppt, um dort verarbeitet oder zur Verladung nach der Marine (la Venza) gebracht zu werden. Leider wird für die Wege hier so gut wie nichts gethan, und es ist jammervoll anzusehen, wie sich oft zehn bis zwölf der armen Zugthiere abquälen müssen, um die schwere Masse, vor die man sie gespannt, von der Stelle zu bewegen. Ein Engländer, Hr. Walton, der bei la Venza die schöne Brücke ins Meer hineingebaut, über welche man den Marmor leicht in die Schiffe ladet, geht damit um, ein Eisenbahn von den Brüchen zur Marine

zu bauen; doch wird darüber eine gute Zeit hingehen und bis dahin noch eine große Anzahl der armen Ochsen eine Beute des Carraresischen Morasts und der Seuche werden, die stark unter ihnen grassirt. Die Wagenlenker hier zu Lande machen es sich im Gegensatz zu ihrem Vieh so bequem als möglich, sie sitzen meistens oben auf dem Joch, das ein paar Ochsen verbindet, das Gesicht den Thieren zugekehrt, die sie durch Worte und Hiebe aufmuntern. Es ist bekannt, daß aller Marmor aus den Brüchen verzollt werden muß, und dieß geschah früher nach dem Maß der Blöcke, in neuerer Zeit aber nach dem Gewicht, indem man die beladenen Karren auf eine Brückenwaage führt, wodurch man bis zum Loth die Schwere jedes Steins erfahren und besteuern kann.

Carrara hat ungefähr 8000 Einwohner, von denen nicht die Hälfte in den Brüchen, bei den Sägen, beim Zuhauen der rohen Blöcke und in den Ateliers, deren es etwa 60 hier gibt, beschäftigt ist. An öffentlichen schönen Bauwerken ist die Stadt sehr arm; das einzige nennenswerthe ist die prächtige antike Kirche Madonna delle Grazie, sowie das neue aus weißem Marmor erbaute Theater, das aber leer steht und es auch wohl für die jetzige Carnevals-Saison bleiben wird, denn die Herren vom Comité sind mit sich uneins, ob sie sich bis zur Oper versteigen oder mit einer Komödie begnügen sollen. Die Locanden hier sind schauderhaft, und wer eben kann, sucht um die Gastfreundschaft irgendeines Bildhauers nach, da es einige gibt, die gegen sehr mäßige oder bei guter Empfehlung auch ohne alle Vergütung den Fremden gern ein Zimmer und Platz am Tisch gewähren. Ich war so glücklich, dieß bei Herrn Livi zu finden, den ich in einem ähnlichen Fall allen meinen Lesern nicht bloß als freundlichen, liebenswürdigen Wirth, sondern auch als sehr guten, talentvollen und geschickten Bildhauer bestens empfehlen kann.

Die Rückfahrt nach Florenz machte ich auf demselben Weg über Lucca und Pisa, war aber so glücklich, in Carrara statt des Parocino einen geschlossenen Wagen zu erhalten, in welchem ich mich trotz des Mangels jeglicher Aussicht sehr wohl befand, denn es regnete den ganzen Tag unaufhörlich und ich hatte dadurch Muße, mich auf meine spanische Reise vorzubereiten, indem ich sehr fleißig conjugirte amo, amas, ama. —

Fünftes Kapitel.

Marseille.

Abschied von Florenz. Der Vectis. Englische Sitten während des Diner. Die schöne französische Küste. A la Réserve. Eigenthümlich schöne Lage von Marseille. Hafenleben. Hôtel des Ambassadeurs. Krankheit, Kälte und theures Holz. Eine Fahrt am Meer. Spaziergänge in der Stadt. Straßen und Magazine. Theater. Kafeehäuser. Seltsame Prozessionsmusik. Ein Besuch auf Château d'If. Rekruten der Fremdenlegion. Cachot Monte-Christo. Die französischen Behörden helfen ihren Schriftstellern. Sonderbare Vertreter des deutschen Bundes. Der arme Magdeburger. Prachtvoller Abend zur Heimfahrt.

So hatte ich denn einmal wieder vier Wochen in Florenz verträumt und durch die Gunst des Wetters einen schönen Herbst verlebt, hatte die meisten der Orte wieder besucht, die ich in früheren Zeiten gesehen, jene reizende Punkte in- und außerhalb der Stadt, die man nicht mehr vergißt. Unsere Wohnung war in der Nähe des Domes, und dessen prachtvoller Glockenthurm aus weißem, rothem und schwarzem Marmor stand gerade vor meinen Fenstern. Fast jedesmal, wenn ich nach Hause zurückkehrte, führte mich mein Weg dort vorbei und an den wunderbaren Broncethüren Ghibertis vorüber, welche das Battisterio zieren.

Auch Santa Maria Novella besuchte ich wieder, das schöne Kloster mit seiner noch schöneren Apotheke; daß ich manche Stunde im Palazzo degli Uffici und in der Galerie Pitti zubrachte, versteht sich von selbst. Die meiste Zeit brachte ich aber mit meiner Familie, der all das Herrliche neu war, auf Spaziergängen zu in der

reizenden Umgebung von Florenz, und wo gibt es schönere Punkte als bei dem Lustschlosse Poggio imperiale, über welchem in der Höhe die Villa einer befreundeten Familie lag, wohin uns ein lieber Hausgenosse, Herr L., brachte, dem ich hier nochmals meine besten, herzlichsten Grüße sage. Oefters saßen wir auf der verfallenen Mauer des Klosters San Miniato unter den riesenhaften dunklen Cypressen, wo man die prachtvollste Aussicht hat auf die Stadt mit ihren unzähligen Kirchen, auf das Arnothal und die Apenninen. Häufig aber machten wir weitere Spaziergänge über Bellosguardo hinaus, wo sich eine Villa an die andere reiht, wo wir liebe Freunde fanden, die uns unvergeßlich sind, und wo wir uns Genüsse bereiten konnten, die uns in der Heimath eigentlich fremd sind. War es doch Herbst, die Zeit der reifen Feigen, und es war schon interessant für uns, sich diese Frucht vom Baume pflücken zu lassen und mit weißem Brod und saftigen Salamischnitten unter einer ungeheuren Lorbeerlaube zu verzehren, während gelbglänzende Orangen und Citronen zwischen tiefem, dunklem Grün freundlich zu uns herübernickten, wie auf dem Landhause der freundlichen Signora Sofia.

Endlich aber war es für mich Zeit von Florenz zu scheiden. Nachdem ich meine Familie hier bei lieben Verwandten untergebracht und sie bestens aufgenommen sah bei guten Freunden, wozu ich vor Allen das freundliche Haus der Madame J. rechne, der ich für alle uns bewiesene Liebenswürdigkeit und Freundschaft hiemit nochmals besten Dank sage, wollte ich meine Reise nach Spanien antreten. Was jedoch die Zeit dieser Abreise anbetraf, so mußte ich mich nach meinen beiden Freunden richten, dem Maler Horschelt aus München und dem Baumeister Leins aus Stuttgart, von denen ich denn auch eines Tages Briefe erhielt, worin sie mir anzeigten, daß sie Ende November in Marseille eintreffen würden, von wo wir dann zusammen unsere Reise nach Spanien fortsetzen wollten.

Der Abschied von meinen Lieben wurde mir recht schwer.

Ich werde den Morgen nie vergessen, wo alle, besonders meine beiden lieben Buben, immer und immer wieder mit thränenden Augen Abschied von mir nahmen. Damals war ich sehr traurig, denn ich wußte ja nicht, ob ich Alle, die meinem Herzen nahe standen, gesund und froh wiedersehen würde.

Die Fahrt nach Livorno machte mich trübe und mißstimmig. Erinnerte mich doch bald dieses Dorf, bald jene Aussicht, Alles, Alles an die liebe Gesellschaft, mit der ich dieselbe Fahrt vor wenigen Wochen gemacht. Endlich in Livorno angekommen, war ich recht froh, in dem Gewühl der Hafenstadt einigermaßen Zerstreuung zu finden, besonders aber darüber, daß ich ein Paar deutsche Bekannte traf und so den Abend nicht einsam zu verbringen brauchte.

Damals hatte die große orientalische Dampfschiffgesellschaft angefangen, die Linie von Malta nach Marseille mit zwei schönen neuen Dampfern, Vectis und Lavalette, zu befahren, und berührte dabei die Häfen von Neapel, Civita vecchia, Livorno und Genua, ohne sich überall länger aufzuhalten, als nothwendig ist, um Passagiere und Güter ein- und auszuladen. Dadurch, sowie durch schnelleres Fahren, ward die Reise bedeutend abgekürzt, und aus diesem Grunde machten die neuen Schiffe den alten Gesellschaften eine gefährliche Concurrenz.

Am 18. November, Morgens um 10 Uhr, fuhr der „Vectis" von Livorno, und ich schiffte mich bei ziemlich ruhiger See und dem heitersten Wetter auf ihm ein. Ich habe selten auf dem Meer eine so klare und schöne Fernsicht gehabt, wie heute Morgen. Die langen regelmäßigen Wellen schlugen kaum merklich ans Ufer und schaukelten sanft und leicht das Boot, welches mich an Bord brachte, ohne auf den ziemlich großen Dampfer im geringsten einzuwirken; er lag unbeweglich da mit seinem schwarzen Körper in der von der Sonne hell angestrahlten Fluth, aus seinen beiden schiefstehenden Schornsteinen wälzte sich dichter Rauch hervor, während zuweilen weißer Dampf zischend und ungeduldig auf-

fuhr. Der „Vectis“ ist ein langes und schmales Boot, nach Art der Klipper gebaut, ich glaube von 1000 Tonnen Gehalt und 400 Pferdekräften; jedenfalls waren seine Maschinen übrig stark genug für das Schiff.

Die Engländer sind pünktliche Seeleute, und kaum war es 10 Uhr, so erschien der Consul mit Briefschaften und Pässen; der Anker wurde gehoben, und bald nachher dampften wir in die See hinaus. Rechts hatten wir die italienische Küste mit ihren malerisch zerklüfteten Formen und ihrer gelblich röthlichen Färbung, die wir auch bis Genua nicht aus dem Gesicht verloren, ja so nahe fuhren wir an ihr hin, daß wir später ganz deutlich die weißen Flecke der Carrareser Marmorbrüche, so wie la Spezzia mit seinem alten Schloß und schönen Hafen, dann Chiavari und die vielen Ortschaften und Villen sahen, welche das ganze Ufer fast ohne Unterbrechung bedecken.

Die italienischen Schiffe legen den Weg von Livorno nach Genua in etwa 10 bis 12 Stunden zurück. Der „Vectis“ aber wollte das Gleiche in 5 bis 6 Stunden thun, und wenn man seine kräftigen Maschinen stets mit überflüssigem Dampf in voller Kraft arbeiten sah, so konnte man glauben, er habe nicht zu viel versprochen. Dafür glühten aber auch die Schornsteine in ihren untern Theilen so, daß man kaum bei ihnen vorbeigehen konnte, und die überaus hohen Schaufelräder machten bei 24 Umdrehungen in der Minute. Bei alledem aber fühlt man sich auf keinem Schiffe so angenehm und sicher wie auf einem englischen; der Dienst wird mit militärischer Genauigkeit versehen, ja wenn man die Pünktlichkeit betrachtet, mit der alles ineinandergreift, die Ruhe und Ordnung auf dem Verdeck, das respectvolle Verhalten zwischen Matrosen, Officier und Capitän, wo alles nur zusammenredet mit der Hand an Mütze und Hut, so könnte man glauben auf einem Kriegsschiff zu sein. Dabei war an jungen Officieren auf dem „Vectis“ ein wahrer Ueberfluß, lauter hübsche Leute mit wohlfrisirten Haaren, feiner Wäsche und hellen Hand-

schuhen, die sich mit Seekarten, Compaß und Logtafel beschäftigten. Der Capitän war ein kleiner lächelnder Mann, mit starkem Bart und den größten schneeweißen Zähnen, die ich seit lange gesehen; er schaute mit stillem Vergnügen dem kräftigen Lauf seines Schiffes zu und rieb sich die Hände, wenn das Auswerfen des Log ergab, daß wir 16 bis 17 Meilen in der Stunde fuhren. Passagiere hatten wir ungefähr 40 an Bord, Engländer vorherrschend, einige Italiener, Franzosen und Deutsche.

Die Ueberfahrt von Livorno nach Marseille kostet 80 Fr., alle Verpflegung einbegriffen, und so eine englische Verpflegung genügt auch für das ausschweifendste Verlangen. Ein Frühstück um 9 Uhr ist eine wahre Ausstellung von kalten und warmen Fleischsorten aller Art, Käse, Bier, die verschiedensten Weine, sowie ungeheure Kannen Thee und Kaffe. Der Lunch um 12 Uhr ist eine kleine Wiederholung des ebengenannten und für Mägen bestimmt, denen es zu schwer wird bis 4 Uhr zu warten, wo ein sehr copiöses Diner den Reisenden gänzlich vergessen macht, daß er sich in den Räumen eines Schiffs mitten auf dem Wasser befindet. Für Uneingeweihte in englische Sitte, oder für jemand, der die Sprache gar nicht versteht, ist ein solches Essen eigentlich aber mit Tantalusqualen zu vergleichen. Ein schüchterner junger Mensch sieht die schönsten Sachen vor sich stehen, die so sehr zur Stillung seines außerordentlichen Hungers geeignet wären, umsonst, niemand bietet ihm davon an; der Kellner eilt mit vollem Teller, für andere bestimmt, an ihm vorüber, sein Nachbar schneidet das saftigste Rostbeef an, ohne ihm davon zu geben, so lange er ihn nicht freundlich darum ersucht, und das ist sehr schwer, wenn man kein Wort Englisch versteht. Auch in andere Verlegenheiten kann man hier gerathen, wie z. B. ein junger Schweizer, der neben mir saß, und vor den das schönste Exemplar eines wälschen Hahns gestellt war; ihm gegenüber befand sich eine ältliche Engländerin, die offenbar nach uns herübercokettirte, d. h. nach dem Turkey; vergeblich ermahnte ich den Schweizer: es sei seine Schuldigkeit den

Wälschen zu zerlegen und den Damen anzubieten, er wurde roth bis über die Ohren, indem er versicherte: das sei ihm gänzlich unmöglich, und als gleich darauf die Lady schüchtern sagte: „I will thank you for a little turkey,“ meinte er zu mir: „sehen Sie, ich hatte ganz recht, sie will ja gar kein Geflügel, denn sie bedankt sich bestens dafür!“ Um 6 Uhr ward zum Thee geläutet, und endlich um 10 Uhr erscheinen nochmals alle möglichen Weine, auch Rum, Brandy u. dgl., sowie Butter, Brod und kaltes Fleisch.

Der Capitän des Vectis hatte übrigens nicht zu viel versprochen, denn nach einer Fahrt von 5½ Stunden ließ er gegen 4 Uhr in dem reizenden Golf von Genua den Anker fallen. Da wir nur einige Zeit im Hafen blieben, so hatte ich keine Lust ans Land zu gehen. Was sollte ich auch einsam und allein in den Gassen der alten Stadt machen, die ich noch vor wenigen Wochen in Gesellschaft der Meinigen gesehen — eine Erinnerung, die mich mehr trüb, ja traurig stimmte, und die nicht heiterer wurde, als ich auf einmal auf dem Quai dieselbe melancholische Musik hörte, von der ich erzählte, und in deren Text wir Deutsche so schlecht bedacht sind. Gegen 8 Uhr dampften wir wieder aus dem Hafen hinaus und waren bald in Nacht und Nebel eingehüllt, durch welche unser Schiff einherzog, ein schwarzes, rauchendes, feuerspeiendes Ungeheuer, mit seinen stampfenden Maschinen und kräftig schlagenden Schaufeln, welche hastig das Wasser peitschten, so daß wir beständig in weißen Schaumwellen dahinfuhren. Bald ward es ruhig auf und unter dem Deck, nur hie und da krachte eine Planke oder stöhnte ein armer Seekranker in seiner Cabine.

Der Vectis lief übrigens in der Nacht nicht so geschwind wie am Tag. Die Schornsteine waren bedeutend abgekühlt, und der Kapitän gestand offenherzig: er spare jetzt seine Kohlen, denn es sei ja doch gleichgültig, ob man eine Stunde früher oder später nach Marseille komme. Sobald am andern Morgen die Sonne

aufgieng — und sie erhob sich schnell und strahlend — gieng ich aufs Verdeck hinauf um mich umzuschauen. Rechts hatten wir das offene Meer, links die Küste von Frankreich, der wir auch nun bis Marseille ziemlich nahe blieben. Um 10 Uhr sahen wir den Golf von Toulon, und gegen Mittag machte unser Dampfer eine kleine Wendung nach Norden, wandte sich um ein seltsames Vorgebirge, das nackt, steil, ja schroff in die See abfiel, worauf wir in den Meerbusen der alten Phönizierstadt einfuhren, die auf drei Seiten von der Küste und verschiedenen Inseln eingeschlossen ist. Der tiefblaue Himmel über uns, und das strahlende Sonnenlicht zeigte uns alles das im schönsten Glanz, und ich werde diesen Anblick nie vergessen: röthlichgelb, fast glänzend stieg die Küste mit ihren weichen schönen Formen aus dem grünen schillernden Wasser empor; scharf ausgezackte dunkle Felsen bildeten rechts den Vordergrund, während links die Inseln Ratoneau, Pomegne und jener gewaltige Steinhaufen, der das Château d'If mit seinen plumpen Thürmen trägt, sich im hellsten Licht, fast weiß aus der tiefdunkeln Meeresfluth erhoben. Von hier aus ahnte man kaum die Stadt; von der Bergwand im Hintergrund des Meerbusens sah man durch Nebel und Rauch Häusermassen emporsteigen, doch ganz undeutlich, da sie fast von der Farbe der Felsen waren, an denen sie lehnten; vor ihnen stiegen Wälle und Thürme auf in gewaltigen Dimensionen, die trotzig den Eingang zum Hafen bewachten, und dazwischen bemerkte man Mastspitzen, bunte Wimpel und weiße Segel. Mitten im Golf angekommen, minderte der Vectis die Kraft seiner Maschinen, und wir nahmen einen Lootsen an Bord, der von seinem Schiff auf eine eigene Art zu uns hinaufstieg, denn er erkletterte seinen Mast und sprang von da auf das Deck des Dampfers. Mit leichten Schlägen glitt unser Schiff nun dem innern Hafen zu, an andern Dampfern vorbei, die uns entgegenkamen, sowie an Kauffahrteischiffen der verschiedensten Größe, die mit ausgespannten Segeln den Landwind benutzten um in die See hinauszugehen.

Wenn man näher zur Stadt kommt, sieht man rechts die Höhen des Ufers mit phantastischen buntbemalten Häusern bedeckt, ein kleines Stück China, solche Formen haben sie, wie wir sie aus Abbildungen vom himmlischen Reich her kennen: luftige Gallerien, grüne sonderbare Dächer — hier ist einer der Vergnügungsorte der Marseiller aller Stände — à la Reserve, wo man gute Weine findet, Tafel zu jedem Preis und überall die berühmte Bouillabaisse, ein übrigens schauerliches Gericht aus allen möglichen Fischsorten zusammengekocht. Mein lieber Freund L., dem ich sie zu Liebe, da er sie mir außerordentlich gerühmt, in den ersten Tagen meines Hierseins versucht, möge mir verzeihen; aber entweder ich habe nicht die richtige Quelle gefunden, oder das Gericht ist überhaupt nur für den Magen eines Provençalen.

Zwischen der Citadelle St. Nicolas und dem Fort St. Jean fährt man in den alten Hafen, ein langes schmales, rings von Quaien und Häusern eingefaßtes Becken, tief genug für die größten Schiffe, und in seiner Lage vollkommen gesichert gegen die wildesten Stürme. Wenn man sich die Umgebungen hinwegdenkt, so hat es eine Aehnlichkeit mit dem goldenen Horn Konstantinopels; natürlich sieht man hier statt der bunten türkischen Häuser, statt Moscheen und Cypressen, große fünf- bis sechsstöckige steinerne Gebäude von grauer Farbe mit unzählbaren Fenstern, die auf das Gewühl im Hafen blicken, und lebhaft genug geht es hier zu: in langen Reihen liegen die Schiffe aller Nationen neben einander und jedes bietet ein besonderes Bild. Hier wird ausgeladen, wozu niedrige schwimmende Gerüste an die Seite gebracht werden, auf welche man nun Fässer, Bretter, Kisten in unendlicher Zahl aufstapelt und so hinwegführt; dort wird auf gleiche eingeladen, jenes Schiff ist angekommen und wird unter melancholischem Gesang der Matrosen in die Reihe der andern hineingezogen, ein anderes bereitet sich zum Auslaufen. Die Raaen werden aufgezogen, die Ruder befestigt und mehrere

Boote voll Mannschaft bugsiren den riesenhaften schwerfälligen Schiffskörper so langsam vorwärts, daß man kaum eine Bewegung an ihm wahrnimmt. Vor uns liegt eine ganze Reihe großer und kleiner Dampfer; einige haben angefangen zu heizen und rauchen leicht, andere lassen den weißen Dampf zischend ausfahren wie auch unser Vectis, der wie in weiße Wolken eingehüllt ist und nach allen Seiten seine überflüssige Kraft hinausspritzt. Unzählige Boote schwärmen zwischen den Schiffskolossen umher; alle sind mit dem Namen irgend eines Heiligen versehen, und die ganze biblische Geschichte schwimmt hier auf dem Wasser umher. Die Schiffer sind meistens in brauner Jacke, mit der rothen phrygischen Mütze auf dem Kopf, und bringen uns in kurzer Zeit für 1 Fr. 50 Cent. mit unserm Gepäck an den Quai d'Orleans, wo die berühmteste Straße von Marseille, die Cannebière beginnt, von der die hiesigen ehemaligen Phönizier in ihrer Bescheidenheit sagen: wenn Paris eine Cannebière hätte, so wäre es ein kleines Marseille. Uebrigens concentrirt sich auch fast das ganze hiesige Leben auf die Straße und die Hafenquais, an der Cannebière sind die schönsten Läden, Magazine, die ersten Gasthöfe, die prächtigsten Cafés, und wenn man hier umherschlendert, ist man sicher, nach und nach sämmtlichen Fremden zu begegnen, die sich in Marseille aufhalten. Die Quais an beiden Seiten des Hafens sind unendlich belebt; in langen Reihen folgt ein schwerbeladener zweirädriger Karren dem andern, mit starken, meistens grauen Pferden bespannt; die Geschirre sind mit Messing und rothen Quasten bedeckt, und an beiden Seiten des Kummets stehen lange geschweifte Hölzer wie Hörner hervor, die der ganzen Bespannung ein eigenthümliches Ansehen geben. Lastträger mit Säcken und Kisten durchkreuzen diese Linie jeden Augenblick, natürlicherweise unter vielem Geschrei, da sie oft in unangenehme Berührung mit den Wagen kommen. Schiffer stehen Cigarren rauchend in Gruppen beisammen oder irgend welche Kaufleute umgebend, die über Fracht und Ladung mit ihnen handeln; hier werden Kisten und

Fässer zugeschlagen und bezeichnet, dort große Haufen Getreide von Staub und Schiffsschmutz gereinigt. Auch an Eckenstehern fehlt es hier nicht, die auf dem Werft umherlungern und auf den Augenblick passen, wo sie mit dieser oder jener Dienstleistung einige Sous verdienen können, ebenso wenig wie an Müßiggängern aller Art, welche die Straße verengen und jedermann im Wege stehen; zu den letztern rechne ich besonders die Bootsleute der griechischen Schiffe, sowie die aus Algier, Tunis und Marocco, welche man den ganzen Tag im langsamsten Schritt auf den Quais umherschlendern sieht; doch bilden sie zwischen der andern Bevölkerung für das Auge eine malerische Abwechslung, und man sieht sie gern die gelben, braunen und schwarzen Gesichter unter dem weißen Turban oder den rothen und grünen Kopftüchern in ihren kurzen verzierten Jacken oder dem weißen Burnus, unter dem die hagern Arme hervorschauen und die knöcherne Faust, welche die lange Pfeife trägt.

Das weibliche Geschlecht ist hier nicht aufs zierlichste vertreten; die Matrosenweiber und Verkäuferinnen von Tabak, Wein und Branntwein haben ein schlampiges und schmieriges Aussehen, und wenn man zuweilen eine schlanke, wohlgebaute Gestalt sieht, die aufrechten Hauptes einhergeht und das gebräunte ernste Gesicht nur auf ihren Weg richtet, so ist sie vielleicht vom Dorf der Catalanen draußen. Zuweilen sieht man auch Mädchen aus der Gegend von Toulouse in einer eigenthümlichen, nicht unangenehmen Tracht; sie haben graue Röcke, schwarze Spenser, ein weißes Tuch, das über die linke Schulter herabfällt, und das schwarze Haar mit einem dunkelrothen Lappen umwunden.

Wie an allen Seehäfen, so herrscht auch hier ein unaussprechlicher Parfüm, ein Gemisch von Gerüchen aller Art, dessen Hauptbestandtheil die Ausdünstung des hier fast stillstehenden Seewassers bildet. Nur in der Nähe der Citadelle St. Nicolas auf dem Quai de la Rive neuve nimmt die Atmosphäre einen aus-

gesprochenen Charakter an, weil hier Theergeruch vorherrscht, der vom Kalfatern alter ruinirter Schiffe herkommt.

Einer unserer Reisegesellschaft vom Vectis hatte mir das Hôtel des Empereurs vorgeschlagen, ein imposantes Gebäude auf der Cannebière, doch war's mir nicht möglich, hier ein einigermaßen ordentliches Zimmer zu erhalten; man gab mir eines auf der Hinterseite des Hauses mit abgefallenen Kalkwänden, einem Steinboden ohne Teppich und der Aussicht auf ein paar Dutzend schwarzer Schornsteine, die mir nur den Anblick eines ganz kleinen Stückchens blauen Himmel gestatteten. Da ich aber voraussichtlich mehrere Tage in Marseille bleiben mußte, — denn weder waren meine beiden Freunde eingetroffen noch fand ich Briefe von ihnen — so suchte ich mir ein behaglicheres Quartier, das ich auch im Hôtel des Ambassadeurs fand. Es ging mir hier fast wie jenem Württemberger am Cap der guten Hoffnung, der nach einem Sindelfinger fragte und einen Böblinger traf, und wenn mich auch kein Landsmann aus letztgenannter Stadt bewillkommte, so fand ich doch in dem Geschäftsführer des Hauses einen Stuttgarter, der mich aufs freundlichste empfing. Es war übrigens ein glücklicher Zufall, der mir ein angenehmes Quartier verschaffte, denn ich hatte mich wahrscheinlich auf dem Meer erkältet, und eine hartnäckige Halsentzündung fesselte mich mehrere Tage ans Zimmer. Uebrigens rathe ich jedem, der es gut mit seiner Kasse meint, in Marseille nicht krank zu werden; denn für das Auflegen einiger hungrigen Blutegel und sehr unangenehmer Kataplasmen mußte ich ein ungeheures Geld bezahlen. Ohne mich in weitere Details einzulassen, will ich nur noch erwähnen, daß, wenn der Mistral durch die Straßen wehte, ich täglich für drei Franken Holz verbrennen mußte, wenn ich nicht halb erfroren vor meinem Kamin sitzen wollte.

Dabei war ich so entsetzlich allein, die Tage wollten nicht vorübergehen und die langen Abende nicht endigen. Bekannte

mir nach Barcellona zu schicken. Endlich besserte sich mein Hals ein wenig, Dank einiger energischen Einschnitte, die mir der Arzt auf meinen dringenden Wunsch machte. Die Entzündung ließ nach, bald konnte ich wieder ohne Schmerzen eine Fleischsuppe genießen und ein paar Tage nachher wurde mir eine Spazierfahrt erlaubt.

Es war ein prachtvoller, klarer Tag. Ich fuhr gegen den wunderschönen Spaziergang zum Château des Fleurs hinauf, aus der engen dunkeln Gasse hinweg, in der mein Gasthof lag, wollte ich mit einem Male den Anblick der prachtvollsten Natur genießen. Gegen das Verbot des Arztes ließ ich ein Wagenfenster herab, denn die Sonne schien so entzückend warm, und fuhr so, nein ich schwelgte auf dem schönen breiten Wege am Ufer des Meeres dahin. Die Wellen waren vom Mistral, der vor wenigen Tagen geherrscht, noch ziemlich bewegt und schlugen tosend gegen die Felsengestade empor. Weiter hinaus hatte die See schon wieder ihre tiefblaue Farbe, die am Horizonte fast ins Schwarze überging und aus der die Gestade gegen Toulon hin, sowie vor mir die Insel Ratonneau und der helle Felsen mit dem Château d'If, blendend weiß hervorblickten. Dampfer und Segelschiffe zogen ihre Bahn; erstere finster und traurig, den langen Rauch wie einen schwarzen Schleier hinter sich drein ziehend; die andern lustig und elegant, vor dem Wind auf den Wellen tanzend, mit den weißen Segeln kolossalen Schwänen vergleichbar.

An einem kleinen Häuschen — es war eine Wirthschaft, ich glaube auf dem Schilde war sogar: Bière allemande angezeigt, es hatte eine kunstlose Veranda, aus ein paar Latten bestehend, die an Bäumen befestigt waren und um welche sich eine gewaltige Rebe schlang — ließ ich meinen Wagen halten. Das Häuschen stand an einer Stelle des Weges, wo eine schroffe Felswand fast senkrecht in's Meer hinabhing, an der sich die Wogen, Schaum spritzend und tosend, brachen. Ich blickte in das Meer hinaus, vergnügt, fast glücklich. Es lag ein so unermeßlicher Sonnen-

reichthum auf Land und See, daß das Herz davon anschwoll und freudiger schlug. Es strahlte, zitterte, leuchtete, glänzte rings um mich her von den Felsgestaden, von Meer und Himmel, und dazu wehte ein angenehmer, erfrischender Seewind, den ich begierig einathmete und der, das fühlte ich, für mein Leiden zuträglicher war als Zimmerluft und Arzneien. Ja nach beendigter Spazierfahrt hatte ich einen ungeheuern Schritt in meiner Genesung vorwärts gethan. Ich konnte seit vielen Tagen zum ersten Mal mit etwas Appetit essen und hätte auch vortrefflich geschlafen, wenn mich nicht um 11 Uhr in der Nacht der allabendliche Lärm, den die ankommenden Fremden machten, welche der letzte Pariser Bahnzug von Avignon herbrachte, wieder aufgeschreckt hätte. Heute wars besonders lebhaft und als ich eine halbe Stunde später wieder einschlummerte, war es mir gerade, als hörte ich die Stimme meines Freundes Horschelt vor der Thüre. Täuschung! dachte ich, schlief gleich darauf wieder ein und träumte von meinem Reisegefährten, daß er mir aus Paris einen Brief geschrieben, worin er mir mit dürren Worten anzeigt, er habe keine Lust, nach dem langweiligen Spanien zu gehen, wolle vielmehr lieber in Paris bleiben, um König der Franzosen zu werden. Höchst ärgerlich erwachte ich am andern Morgen und was sah mein erster Blick? Unter der Thüre stehend die lange Gestalt meines lieben Freundes, mit dem guten lächelnden Gesichte. Ich war außerordentlich erfreut, nun einen Gefährten zu haben. Der Arzt, der nachher kam und der mich untersuchte, erklärte den Zustand meines Halses für so befriedigend, daß er mich als genesen entließ. Von Baumeister Leins wußte Horschelt nur, was er ihm nach Paris geschrieben hatte. Zu den unaufschiebbaren Geschäften seien andere noch viel unaufschiebbarere gekommen, die ihn verhinderten, zur versprochenen Zeit in Paris einzutreffen; doch habe es gar keinen Anstand, daß er uns in wenigen Tagen, jedenfalls vor dem ersten December hier überraschen würde.

Marseille hat als Stadt, das Hafenleben abgerechnet, viel Aehnlichkeit mit Brüssel, ist auch wie dieses an den Berg hinangebaut, und seine Läden, Kaffees, Spaziergänge sind hier wie dort nach Pariser Modellen eingerichtet. Sehr angenehm ist es, daß in Marseille viele Straßen mit Bäumen bepflanzt sind, die ebenfalls wie in der Hauptstadt Boulevards genannt werden, ohne ehemals Wälle gewesen zu sein.

Was die Ausstellung und elegante Einrichtung der hiesigen Buden und Magazine anbelangt, so wird darin das Uebermögliche geleistet, und kann die Provinz mit der Hauptstadt concurriren. In den Hauptverkehrsstraßen der Cannebière, der Rue de Paradis, de Rome und andern herrscht Abends eine ungeheure Verschwendung an Gaslicht und macht die Nacht zum Tag, und wenn auch die Straßenbeleuchtung selbst nicht übermäßig glänzend ist, so strahlt doch aus den sogenannten Bazars und den großen Gewölben ein blendender Lichtglanz hervor. Dabei verstehen sie es auch hier ihre Waaren elegant und lockend auszulegen; man könnte leicht versucht werden, hier in ein glänzendes Porzellanmagazin einzutreten, dort den so sehr appetitlich aufgestellten Eßwaren aller Art einen Besuch zu machen, oder gar nach Californien zu gehen, einem Goldschmiedgewölbe mit den schönsten und reizendsten Sachen, wo edle Metalle und Steine durcheinander funkeln und glänzen. In einer dieser Straßen machte mir besonders ein Teppichmagazin einen heimlichen und angenehmen Eindruck; es war wie ein kleines Theater gebaut, dessen Hintergrund und Coulissen aus den weichen bunten Stoffen bestehen, deren vielfarbige Dessins von einander gegenüberstehenden Spiegeln ins unendliche wiederholt werden. Am ersten Tag meiner Anwesenheit sah ich in der Allée de Meilhan ein Gebäude, von oben bis unten vollständig illuminirt; an der Thüre waren Wachen aufgestellt, und eine Menge Volks drängte sich aus und ein. Natürlicherweise folgte auch ich dem Strom der Neugierigen, und sah, daß dieses Haus nichts mehr und nichts weniger als eine große

Niederlage von fertigen Kleidern und Stoffen aller Art war, die man aber auf eine wahrhaft lächerliche Art beleuchtet hatte; außer unzähligen Lüstren, die überall von den Plafonds herabhiengen, standen Armleuchter und Lampen auf den Fußböden, in den Fensternischen, auf den Treppengeländern, kurz wo nur irgend ein Platz war um Licht anzubringen; es war hier eine fabelhafte Helle, die den Augen weh that und grell von den hellen seidenen Stoffen abstrahlte. Der Besitzer mit seinen Ladengehülfen in schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden spazierte in den Zimmern auf und ab, und da ich nicht wußte, was ich von all dem zu halten hatte, so bat ich um Auskunft. Der Principal, an den ich mich zufällig gewandt, zupfte seine Halsbinde in die Höhe, strich sich durchs Haar und sagte mir: dieß große Kleidermagazin, la Maison du Prophète, werde auf gleiche Weise drei Tage lang wie heute in demselben Glanz gezeigt, worauf am nächsten Montag der Verkauf beginne; er halte sich in Pantalons, Westen und Paletots bestens empfohlen, und sei überzeugt, meinem dringenden, längst gefühlten Bedürfniß hiedurch abzuhelfen. Nach diesen Worten maß er mich mit einem Blick, der deutlich zu sagen schien: er speculire stark auf Abschaffung meines nicht sehr eleganten Reisecostüms.

Wenn man mit frischer Erinnerung an die italienischen Theater hieher kommt, die mit ihren regelmäßig abgetheilten Logen, mit den eleganten Damentoiletten und der reichen Beleuchtung einen so angenehmen Eindruck machen, und man betritt eines der hiesigen Schauspielhäuser, so findet man einen gar traurigen Contrast. Um unten anzufangen, besuchte ich le Gymnase, ein kleines Haus mit dunklem Parterre und einem breiten ringsherumgehenden Amphitheater, welches die Stelle der ersten Gallerie vertritt. Logen gibt es hinter demselben nur einige wenige, und man sieht alles in bunter Reihe durcheinander. Ueber die Brüstung herab hängen Damenhüte, Shawls, Paletots, und wenn die Sitze gerade nicht sehr besetzt sind, so legt sich jeder so bequem als möglich hin, der Arm wird auf die hintere Bank gestützt, der

Fuß auf die vordere gelegt, den Hut auf dem Kopf, summt auch nach der Melodie die Gesänge mit, oder spricht ziemlich ungezwungen mit seinem Nachbar. Man gab ein paar kleine Vaudevilles; das erste war durchaus unbedeutend, und das zweite so voll Zweideutigkeiten, die gar keine Zweideutigkeiten mehr waren, daß ich mich nicht erinnere ähnliches gehött zu haben. Es hieß l'amour qu'est ce que c'est que cela? und die Hauptpointe war, daß eine junge Müllerin und ein hübscher Bauerbursch, die sich unbewußt lieben, durch allerlei seltsamen Unterricht, den sie von einem alten Knecht erhalten, sowie auch durch praktische Anleitung endlich zur Erkenntniß kommen, was denn eigentlich die Liebe sei. Das große Theater, wo meistens Opern gegeben werden, ist ebenso wenig elegant und freundlich, wie das kleinere; auch hier statt der Logen im ersten Rang eine einzige große Gallerie, ebenso verziert mit herabhängenden Kleidungsstücken wie im Gymnase; Herren und Damen durcheinander, und wenig schöne Toiletten. Für den Fremden ist es sehr unangenehm, daß alle bessern Plätze für das ganze Jahr verkauft sind, und man bei einer guten Vorstellung für theures Geld das Vergnügen hat den ganzen Abend aur premiers an der Thüre stehen zu dürfen, oder vielleicht einen Platz hinter den Blechinstrumenten und Pauken zu erhalten, wo man zu wenig sieht und viel zu viel hört. Ich sah hier die Norma, welche von einer Mad. Lafont vortrefflich gesungen und gespielt wurde, namentlich den zweiten Act gab sie mit einer Gluth und Energie, wie ich in Italien von der besten Sängerin nie etwas ähnliches gehört. Sie hatte eine hohe prächtige Gestalt, und südlich leidenschaftlich war jeder Ausdruck ihres schönen Gesichts, niederschmetternd jeder Blitz aus ihren schwarzen Augen. Sever dagegen war ein vollkommener Waschlappen ohne den geringsten Geschmack in seiner Leidenschaft für eine sehr dicke Adalgise, die übrigens sonderbarerweise der Liebling des Publicums zu sein schien. Verdientermaßen kam Norma hinter die Schliche des römischen Proconsuls; bei uns verzeiht am Schlusse die Seherin mit deut-

scher Gutmüthigkeit, und nachdem Sever erfahren, „welch treues Herz er hintergieng," eilen sie gemeinschaftlich zum Tode. Mad. Lafont aber ließ sich kalt und stolz in den schwarzen Schleier hüllen, versicherte den erbärmlichen Liebhaber schließlich ihrer vollsten Verachtung, und ging, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, allein — in die Garderobe.

An sehr schönen geräumigen Kaffeehäusern hat Marseille keinen Mangel, und jedes Jahr entstehen neue, welche es an Glanz und Pracht der innern Einrichtung den andern zuvorthun wollen. So haben sie sich denn jetzt schon so gesteigert, daß zwei erst vor kurzem eröffnete, der l'Univers und Caffé Turc, so fabelhaft luxuriös eingerichtet sind, daß man sich nicht mehr behaglich in diesen Räumen findet. Im ersten sind alle Wände mit Spiegeln bedeckt, welche die Hunderte von Gaslichtern und sämmtliche Gäste wahrhaft unheimlich vervielfältigt in einer weiten, weiten Ferne zeigen, bis alles nur noch ein undeutliches Gewühl ist und sich die Gasflammen wie blaue Punkte ausnehmen. Die Decke wird getragen von Bronzefiguren, Faunen und Nymphen mit kleinen Amoretten, welche Blumenguirlanden halten oder um reichvergoldete Kronleuchter geschlungen sind; im Hintergrund plätschern Brunnen, dort stürzt das Wasser zwischen künstlichen Blumen und Früchten herab, die, am Tag ihre natürlichen Farben zeigend, Abends durch blaues Feuer nachgebildet sind. Die Einrichtung des Café Turc gränzt aber ans Unsinnige; hier sind nicht nur alle Wände von Spiegeln, nicht nur sämmtliche Tischplatten, wodurch man auf allen Seiten, selbst neben den Kaffeeschalen, beständig sein eigenes, uninteressantes Gesicht sieht, sondern horribile dictu auch die Plafonds des ganzen Etablissements, in deren Widerschein man beständig die Gäste wie Fliegen an der Zimmerdecke mit dem Kopfe abwärts herumspazieren sieht; namentlich gewähren hierbei die Damen einen sehr ängstlichen Anblick, denn man befürchtet jeden Augenblick, es müsse nothwendigerweise etwas schreckliches da oben geschehen. Um den Wahnsinn voll zu machen sind

alle Kellner türkisch gekleidet, und es macht einen komischen Eindruck, wenn unter dem rothen Fes ein gutmüthiges französisches Gesicht die Worte ruft: „versez au quatre!“

Sehr angenehm und behaglich ist das Café de Luxembourg, wo man vortreffliche Getränke aller Art, gute Gesellschaft und die Allgemeine Zeitung findet.

Einen Besuch auf dem Château d'If hatte ich mir aufgehoben, bis Freund Horschelt aus München angekommen sei, mit dem ich denselben gemeinschaftlich machen wollte. Einem Bekannten in Deutschland versprach ich bei meiner Abreise feierlich, mich auf dem alten Schloß umzusehen, nicht nach Mirabeaus oder Lafayettes Kerker, sondern nach den Spuren, die sich vielleich dort noch von Alexander Dumas fabelhaftem Monte Christo auffinden lassen würden; es gibt zarte Seelen, die sich für so etwas interessiren, und was man verspricht muß man halten. Um aber jenen Auftrag in vollkommenster Ausdehnung erfüllen zu können, machten wir einen Spaziergang um das ganze Hafenbecken, gingen durch die Vorwerke der Citadelle St. Nicolas und stiegen hinter derselben die kleine Anhöhe hinan, wo ein einfaches Wirthshaus liegt, dessen Besitzer uns die feierlichste Versicherung gab: in jener Laube vor seinem Haus, auf dem grob gezimmerten Tisch sei jene Denunciation geschrieben worden, die den unglücklichen Dantes ins Gefängniß lieferte.

Vor unsern Augen hatten wir das Dorf der Catalanen, eine Reihe kleiner ärmlicher Häuser, aber ohne die Spur einer Mercedes; rechts das Meer mit den weißen Massen des Château d'If. Wir befanden uns also vollkommen bei der Exposition des Romans und konnten unsere Fahrt nach der Insel getrost beginnen. Als wir zum Hafen hinabstiegen, begegneten wir auf dem Quai einer seltsamen Procession: weißgekleidete und vermummte Männer trugen das hölzerne und buntbemalte Bild irgend eines Heiligen, dem eine große Schaar Andächtiger mit brennenden Kerzen in der Hand folgte; voraus zog eine Militärmusikbande,

welche mit lustigen Klängen wieder an die gestrige Oper erinnerte, denn sie spielte zu der gewiß feierlichen Handlung aus dem ersten Act der Norma die Arie Severs:

„Mit Adalgise Hand in Hand
Stand ich am Traualtare."

Um den Preis von sechs Franken fanden wir einen alten Fährmann, der uns zum Château d'If hinausrudern wollte, doch bedingte er sich eine Zulage aus im Fall das Meer unruhig sei; die See war aber spiegelglatt, und unser Boot glitt dahin fast ohne alle Bewegung und schaukelte nur einmal bedeutend, als wir draußen in das Fahrwasser eines der großen Dampfer kamen, der vor uns zum Hafen hinausfuhr. Man braucht eine gute Stunde um das alte einsame Schloß zu erreichen. Die Felsen, auf denen man steht, heben sich fast senkrecht aus dem Wasser hervor, und oben hängen die kleinen Eckthürme der ersten Mauer wie Schwalbennester in der Luft. Auf einem Zickzackwege, den mehrere gewaltige Thore verschließen, stiegen wir hinauf in den Schloßhof. Ein ziemlich geräumiger Platz, dessen Hintergrund das Schloß einnimmt, ein rohes Gebäude mit vier runden gewaltigen Thürmen, einige kleine Häuser, die Wohnung des Aufsehers, eine Wachtstube und ein paar Schenken liegen ohne Symmetrie umher und fassen einen Platz ein, der vollkommen uneben, hier aus dem nackten Felsen besteht, dort mit Steingeröll bedeckt ist, und in ein paar Ecken auf sehr magerer Erde einen dürftigen Graswuchs zeigt. Die Aussicht von hier auf die See, auf die felsigen Gestade des Golfs von Marseille ist wahrhaft entzückend, namentlich heute, wo die weißen Felsen wie mit goldenem Licht übergossen waren und das Meer zwischen ihnen im hellen Sonnenschein funkelte und strahlte.

Man hatte uns in Marseille gesagt, auf dem Château d'If sei eine ständige Garnison, doch fanden wir neben ein paar französischen Soldaten, welche am Thor die Wache hatten, auf dem Schloß eine sonderbare Gesellschaft versammelt. Vielleicht dreißig bis vierzig

Männer trieben sich dort umher; einige gingen auf und ab, andere standen in Gruppen beisammen, dann auf verschiedenen Ueberresten der alten Mauer saßen viele und blickten, wie mir schien, nachdenkend in das Meer hinaus. Von einer Uniform war bei ihnen keine Rede, und wenn wir nicht gewußt hätten, daß das Schloß keine Gefangenen mehr beherbergt, so wären wir auf die Idee gekommen, es sei gerade die Zeit des Spazierengehens für derartige Unglückliche. Man sah hier die abgetragensten Kleider, fadenscheinige Blousen, dort einen alten zerrissenen Militärmantel, hier die rothe Hose des französischen Soldaten. Erst später sollte uns dieses Räthsel gelöst werden, denn als der Aufseher des Schlosses kam, um uns dasselbe zu zeigen, hatten wir vorderhand keine Zeit, Erkundigungen einzuziehen. Ein ziemlich tiefer Graben umgibt das alte Gebäude, und eine morsche Brücke mit ausgetretenen Planken führt hinüber unter einen breiten gewölbten Thorweg, durch welchen man in einen kleinen melancholischen Hof gelangt. Dieser hatte was unbeschreiblich trauriges und wahrhaft gefängnißartiges — ein würdiger Vorhof für einen Unglücklichen, der hier vielleicht auf Lebenszeit eingeschlossen wurde. Die hohen Wände des Schlosses, welche ihn umgeben, lassen kaum das Tageslicht, geschweige einen Sonnenstrahl eindringen; rechts und links sind kleine gewölbte Thüren, die in die ehemaligen Gefängnisse führen. An einer Seite windet sich von Säulen getragen eine steinerne Treppe in die obern Stockwerke und in der Mitte des Hofs befindet sich ein Brunnen, über dem unter drei eisernen Stangen an rostiger Kette ein Eimer hängt. Gleich bei unserm Eintritt sahen wir über einer kleinen gewölbten Thüre mit großen Buchstaben die Worte „Hôtel Monte Christo“; dieß war nun freilich von einem Unberufenen hingemalt worden, aber auf der kleinen schwarzen Tafel, die von Rechtswegen an derselben Thüre hing, las man deutlich: Nr. 1. Cachot Monte Christo.

Es ist in der That lobenswerth, daß die beaufsichtigende Behörde des Château d'If den französischen Schriftsteller nicht

ausschließt, vielmehr so bereitwillig auf seine Phantasie eingeht; bei uns würde man bei einer ähnlichen Veranlassung wahrscheinlich durch ein großes Placat an ein verehrliches Publikum die Warnung ergehen lassen, der Fabel keinen Glauben zu schenken, die sich der Schriftsteller N. N. unterstanden, über hiesiges königl. Gefängniß in seinem lügenhaften Buche zu verbreiten. Der Aufseher des Château d'If aber schwört auf seinen Monte Christo, indem er uns die kleine Thüre öffnet. Man gelangt in ein niedriges schmales Gewölbe, und von dort ein paar Stufen tiefer in ein finsteres Loch, das in den Felsen gehauen ist, in dem man nur gebückt stehen und vielleicht sechs Schritte machen kann. Wenn auch jene Person Dumas' eine Fabel ist, so durchrieselte es uns doch kalt bei dem Gedanken, daß hier ein Mensch Wochen, Monate, Jahre zugebracht — und daß hier wirklich Unglückliche vielleicht ihre ganze Lebenszeit verseufzten, ist wohl unzweifelhaft.

Unser Aufseher indessen wußte seinen ganzen Roman auswendig und zeigte uns in der Ecke eine aufgewühlte Stelle, wo der berühmte Verbindungsweg gewesen sei, und führte uns später durch eine andere Thüre in das Gefängniß des Abbé Faria. Die obern Räume des Schlosses enthalten ebenfalls unheimliche finstere Hallen; doch hat man jetzt mehrere durch Abbrechen der Zwischenwände vereinigt und so größere Räume geschaffen, die jedoch immer noch unfreundlich genug aussehen; hier waren elende hölzerne Schragen aufgestellt mit dürftigen Strohsäcken und mit braunen abgenutzten Teppichen bedeckt, die Lagerstätten der bedauernswerthen Gesellschaft im Hofe. Wir mußten mehrere derselben durchschreiten, um einige andere merkwürdige Kammern des Schlosses zu besichtigen, so das Zimmer Mirabeau's und ein rundes vollkommen finsteres Gewölbe, in welchem die sogenannte eiserne Maske eine Zeitlang eingesperrt war.

So traurig der kleine Schloßhof, zu dem wir jetzt wieder hinabstiegen, auch war, so hat er doch etwas so malerisches, daß Horschelt eine Zeichnung davon entwarf; er hatte sich aber kaum

hier an einer Seite auf einen Stein niedergelassen, als mehrere der Leute, von denen ich vorhin sprach, uns neugierig umstanden; sie blickten aufmerksam auf das Papier, und endlich, „o süßer Laut vom Ufer der Garonne", hörte ich einen im reinsten Kölnisch sagen: „Es ist wohl der Mühe werth, das alte Loch hier abzumalen." Natürlicherweise wandte ich mich an den Mann, und als ich ihn deutsch ansprach, drängten sich die andern auch hinzu, und ich muß leider gestehen, daß unter den abgerissenen Gesellen mit den confiscirten Gesichtern fast der ganze deutsche Bund vertreten war. Ehemalige badische Dragoner waren mehrere da, auch nicht wenige Preußen, von denen einer sogar in einer abgetragenen, freilich kaum mehr kenntlichen Uhlanenuniform erschien. Wir erfuhren denn auch in kurzer Zeit, daß auf Château d'If ein Depot der Fremdenlegion sei, und alle die armen Menschen klagten sehr über den hiesigen Aufenthalt und hofften sehnsüchtig auf den Augenblick, wo ein Dampfboot sie fern von der Heimath nach der Küste Afrika's bringen werde. Als Horschelt seine Zeichnung beendigt hatte und wir das Schloß verließen, wurde gerade zum Essen getrommelt. An dem äußern Pfeiler der Zugbrücke lehnte ein junger, schöner, großer Mann mit wohlgepflegtem Bart, der vorhin den andern seine Fahrten erzählte; er war aus Magdeburg und sagte jetzt mit einem tiefen Seufzer: „Seht, wir Deutschen kommen immer zuletzt, jetzt sind die Franzosen in der Küche und fressen das Fett von der Suppe, und dann gießen sie für uns Wasser nach — o du Heimath." Der Mann that mir weh und ich verstand vollkommen sein letztes Wort; denkt man doch gern und dennoch schmerzlich an die ferne Heimath, selbst wenn man in glücklichen Verhältnissen und aus freiem Willen reist, wie viel mehr aber noch, wenn man ohne Hoffnung der Rückkehr in halber Gefangenschaft auf dem Château d'If sitzt und mit Wasser verdünnte Suppen essen muß — armer Magdeburger! Die Sonne sank eben hinter der Insel Ratoneau unter, als wir das Schloß verließen und unsern Nachen wieder bestiegen; ihre letzten Strah-

len gossen einen unbeschreiblich schönen Schein, einen warmen violetten Duft auf die Gestade ringsumher aus. Auf dem glühenden Abendhimmel zeichneten sich die früher weißen Formen des alten Gefängnisses jetzt dunkel und schattenhaft ab. Wir warfen einen Blick rückwärts und sahen schwarze Gestalten auf den Mauern umhersitzen, die gewiß sehnsüchtig unserm Boot nachschauten, das auf der glänzenden Fluth so leicht dahinglitt; waren wir doch freie Menschen und uns die Rückkehr in die Heimath wohl nicht verschlossen. Meer und Hafen hüllten sich allmählich in Nacht ein; kleine Fischerbarken mit weißen Segeln schossen vor uns dahin, vom Werfte beim Catalanen-Dorfe schallte ein melancholischer Gesang herüber und während sich der Abendnebel auf den Mastenwald und die Stadt herniedersenkte, erglühten über uns am dunkeln Himmel Tausende von Sternen — bekannte Bilder — süße Erinnerungen an andere schöne Nächte.

Sechstes Kapitel.

Von Marseille nach Barcelona.

Abreise von Marseille. Schlechte Einkäufe. Hafenleben. Der Eid auf stiller See. Neue Reisegefährten. Mondnacht auf dem Meere. Barcelonata. Barcelona. Mauthquälereien. Die Fonda del Oriente. Spanische Briefausgabe. Eine Trauerfeierlichkeit. Bergartillerie. Neue Straßen. Die Kathedrale. Straßenleben. Das Militairspital. El Paseo nuevo. Der Garten des Gouverneurs. Auf der Rambla. Der neue Marktplatz. Die alte Stadt. Bilderläden und einfache Buchhandlungen. Fleißige Hunde. Der große Friedhof. Der Monjuich. Abends am Hafen. Theater. Spanische Tänzerinnen.

Wie in einigen anderen Seestädten findet man auch an der Börse von Marseille einen Anschlag, der besagt, welche Schiffe ankommen sollen, angekommen sind oder abgehen. Es ist das eine sehr angenehme Einrichtung, und der Reisende kann seine Abreise danach projectiren. Wir sagen: projectiren, denn es ist immer noch ein großer Unterschied zwischen der angezeigten Abfahrtszeit eines Schiffes und der wirklich erfolgten Abfahrt. Doch ist hier die Differenz nie groß, und man geht in diesem Punkte sehr gnädig mit den Passagieren um, wogegen wir später in Spanien die traurige Erfahrung machten, daß auf

heute angezeigte Schiffe erst in vierzehn Tagen oder drei Wochen eintrafen, wie es uns z. B. in Barcelona erging.

Auf den vierten December war der „Cid“ annoncirt, ein, wie man uns sagte, recht gutes spanisches Schiff. Mir war es nicht unlieb, Spanien unter der Aegide des tapfern Campeador zu betreten, weßhalb ich mich denn auch mit meinem Reisegefährten auf das Dampfboot-Bureau begab, um Plätze zu nehmen und einige Procente der Ueberfahrtspreise herunterzuhandeln. Leider ist dieses Handeln an der ganzen spanischen Küste Mode, und wer darin etwas leisten kann, soll manchmal außerordentlich billig fahren.

Vergeblich forschten wir am Tage vor der Abfahrt noch auf allen Bahnzügen und ankommenden Diligencen, die von Paris kamen, nach unserem Baumeister Leins, der vor dem ersten December nicht erschienen war, wie er versprochen, sich aber, wie ich zufällig erfahren, in der Hauptstadt Frankreichs umher bewegte — er kam nicht, weßhalb wir Briefe und Adressen nach Barcelona für ihn zurückließen und uns am vierten December mit unseren sämmtlichen Habseligkeiten auf das Dampfboot begaben. Auch waren wir beide, Horschelt und ich, recht froh, endlich Marseille verlassen zu können; es ist hier ein sehr theures Pflaster, und obendrein hatte der Maler alle Ursache, mit Marseille unzufrieden zu sein: hatte man ihm doch für theures Geld sehr schlechte Farben verkauft, und als er sich ein ledernes Riemenwerk machen ließ, um Mappe und Farbenkasten darin zu tragen, war dieses Ding so unpraktisch gemacht, daß das Eingeschnallte schon nach wenigen Schritten herausrutschte. Doch da man suchen muß, jedem Ding eine praktische Bedeutung abzugewinnen, so wurde das Riemenwerk sorgfältig aufgehoben und diente später als Freßkorb, indem wir es den Maulthieren mit Heu gefüllt umhängten. Auch einen soliden Feldstuhl hatte sich Horschelt angeschafft, der ihn aber am ersten Tage des Gebrauches fast ins Unglück gebracht hätte; denn

als er auf einer steilen Klippe am Meer zeichnend saß, brach der hintere Fuß dieses Möbels, und Horschelt wäre um ein Haar in die Fluthen hinabgerollt.

Die Abfahrt des Cid war auf acht Uhr Morgens festgestellt: als wir aber eine halbe Stunde früher an Bord ruderten, stiegen erst ganz leise Rauchwolken aus dem Schornstein auf, das Verdeck wurde jetzt erst gewaschen, der Kellner machte seine Morgen-Toilette, und vom Capitän und den übrigen Passagieren war noch keine Spur zu sehen. Das Schiff lag ziemlich am Ende des Hafens und war rings von andern Fahrzeugen umgeben, wodurch es nicht an amüsanten und lebendigen Scenen fehlte. Hier wurde aus-, dort eingeladen, zu unserer Rechten ein Schiff in den Hafen hineinbugsirt, links eines zum Auslaufen fertig gemacht. Dazu waren die Segel schon halb herabgelassen und schlugen leicht gegen den Mast, am Pavillon war die Flagge aufgezogen, und die Matrosen in ihren rothen und blauen Hemden hatten ein langes Tau erfaßt, vermittelst dessen sie das Schiff langsam vorwärts bewegten. Dabei riefen sie ihr gewöhnliches: Oho — i! oder sangen auch wohl eine lustige Melodie, wozu sie den Tact mit den Füßen trampelten, während sie vorwärts strebten.

Endlich gegen halb neun Uhr ließ sich unser Capitän blicken, nach und nach kamen einige Passagiere, aber sehr wenige, dann wurde der Anker gehoben, der Schornstein begann dichte und schwarze Rauchwolken auszuspeien, die Schiffsmannschaft beschäftigte sich eifrig damit, Ballen, Fässer und Koffer in den Raum hinabzustauen, dann fingen die Räder langsam an zu schlagen, und wir trieben fast unmerklich durch das Gewühl der Schiffer dem Ausgang des Hafens zu.

Es war ein prächtiger und klarer Tag; die Inseln vor dem Hafen von Marseille sowie Château d'If lagen da mit ihren gelben Felsen hell im glänzenden Sonnenlichte wie vergoldet; das Gestade zu unserer Rechten hatte eine etwas dunklere Färbung und verlor sich vor uns in einem bläulichen Streifen nach der spanischen

Küste zu. Ich erinnere mich nicht, ein ruhigeres Meer gesehen zu haben, der Ausdruck „wie ein Spiegel" paßte heute vollkommen hieher; auch nicht die mindeste Bewegung war auf dem Verdecke zu spüren. Der Cid glitt so ruhig dahin, wie ein Dampfer auf dem Rheine, und man hätte wirklich an eine Flußfahrt glauben können, wenn man rechts und links die Berge und Felsen betrachtete, die Schlösser und Ruinen und rückwärts Marseille, die mächtige Stadt mit den grünen Höhen, die es überragten, und mit dem Mastenwald zu seinen Füßen.

Bald aber ließen wir alles das hinter uns, die letzte der Inseln blieb zurück, das zerklüftete Gestade gegen Toulon mit seinen zackigen, sonderbaren Felsen schien nach und nach flach und weich zu werden und verschwamm endlich zu einer langen farblosen Linie. Am längsten konnten wir die weißen Mauern des Château d'If erkennen und gaben ihm noch manchen Gruß zur Bestellung auf an Frankreich und Italien, die es ausrichten konnte durch eines der vielen Schiffe, die täglich bei ihm vorüberfuhren. Auch unserer armen Landsleute von der Fremdenlegion gedachten wir, die dort oben auf den Mauern saßen und gewiß sehnsüchtig dem Cid nachblickten.

Jetzt lag zu unserer Linken das weite, gewaltige Meer, ohne Wellen, ja fast ohne Schwingung, eine tiefblaue Fläche, die das Sonnenlicht strahlend zurückwarf; zu unserer Rechten behielten wir das Ufer in Sicht, welches mit seinen malerischen kühnen Felsenbildungen, seinen scharf ein- und ausspringenden Winkeln seinen Weinbergen, Dörfern und Schlössern die beiden großen Nachbarstaaten verbindet. Wie schon bemerkt, hatten wir wenig Passagiere; uns interessirten eigentlich nur zwei Herren, die sich ebenfalls auf dem Hinterdeck befanden und, wie mir schien, geläufig Englisch zusammensprachen. Gleich Anfangs aber war ich überzeugt, daß sie keine Engländer seien, namentlich der Eine, der etwas außerordentlich Gutmüthiges und Deutsches in seinem ganzen Wesen zeigte. Ich hatte mich auch nicht geirrt, denn als

ich die Kajüte hinabstieg, mich dort ans Clavier setzte und ein deutsches Lied spielte, kamen Beide zu mir und baten mich in unserer theuren Muttersprache, das Lied noch einmal zu spielen. Beide Herren waren Kaufleute, seit langen Jahren in England etablirt, Herr Weinberg, ein Hamburger, Herr Erichsen, ein Däne, der übrigens auch ganz geläufig Deutsch sprach. Ich habe dieses Zusammentreffen, sowie die Namen der beiden Herren erwähnt, weil wir in Spanien längere Zeit zusammen reisten und weil beide Herren beständig für uns sehr angenehme und liebenswürdige Reisegefährten waren.

Unsere Meerfahrt ging in ihrer Gesellschaft so unterhaltend wie möglich vor sich; wir frühstückten, rauchten, spielten Domino, dinirten, befanden uns aber trotz allem dem die meiste Zeit auf dem Verdeck, um dem schönen Lauf der Ufer, wenn auch von fern, folgen zu können. Dort war Port Vendre mit seinen alten maurischen Thürmen und dem Fort St. Helena; bald waren wir gegenüber dem Dorfe Bagnols, wo ein scharfer Gebirgseinschnitt die französisch-spanische Gränze bezeichnet. In später Nachmittagsstunde sah man auch die Bucht von Rosas mit ihren vielen Ortschaften und der alten trotzigen Araber-Burg, überragt von den schneebedeckten Häuptern der Pyrenäen, hinter denen bald darauf die Sonne prächtig niedersank.

Als es endlich Nacht geworden war, saßen wir in der Kajüte zusammen, erzählten gegenseitig von unserem vergangenen Leben und brauten einen kräftigen Punsch, bei dem wir uns so lange unterhielten, bis die Kajüten-Uhr Eilf schlug und unsere Bekannten ihre Betten aufsuchten. Horschelt und ich stiegen auf das Verdeck hinauf und erfreuten uns dort noch längere Zeit an der prachtvollen, wahrhaft blendenden Mondnacht. Wohl nie sah ich eine größere Klarheit des Himmels und der See; dabei hatte letztere, von dem weißen Mondlicht übergossen, etwas unnennbar Erhabenes, ja Geheimnißvolles. Wie still und feierlich hob und senkte sich das Wasser, jedoch fast unmerklich, so, als wage

es kaum zu athmen unter dem süßen Kuß des strahlenden Gestirns. Gewöhnlich wird die nächtliche Ruhe der See durch den Schlag der Wellen unterbrochen, die im Mondlicht vielfach strahlend und glänzend ebenfalls ihr Reizendes haben wie das Schlagen der Räder und das Stöhnen und Seufzen des Schiffes und der Maschine. Heute Nacht aber glitten wir so ohne alle Bewegung dahin, völlig gespensterhaft; die Wimpel hingen schlaff an den Masten herunter, kein Lufthauch bewegte die Taue, ja die Schatten, welche dieselben auf das Verdeck warfen, zitterten nicht einmal. Vorn im Schiffe saßen die Matrosen in leisem Gespräch beisammen, und der Steuermann hinten schien unbeweglich: das Steuerruder folgte dem leisesten Drucke der Hand.

Es war eine unvergeßliche Nacht, eine Nacht, in der man oft unwillkürlich und lauschend stehen blieb, als müsse man jetzt den Gesang der Sirenen und Meerjungfern vernehmen, und als müsse man sie sehen, wie sie langsam aus der Tiefe aufstiegen, gelockt von dem weißen Mondlichte, um den schlafenden Wellen zu singen und zu spielen. Aber es kam nichts dergleichen; nur derbe irdische Gestalten unterbrachen zuweilen den Lauf meiner Phantasie: der Kellner, der jetzt schlaftrunken über das Verdeck stolperte, oder der Capitän mit brennender Cigarre, der leise mit dem Steuermann sprach, dann in das erhellte Compaßhäuschen blickte und hierauf mit uns eine spanische Conversation anfing, die uns aber leider vollkommen spanisch vorkam. Das mochte er auch einsehen und zog sich daher bald wieder von uns zurück. Zuweilen drehte sich das Schiff ein wenig, aber so leicht und geräuschlos, daß man, in den Mond blickend, hätte glauben können, dieser spaziere zu seinem Vergnügen ein wenig um uns herum.

Jetzt verkündete vorn am Schiffe der Klang der Glocke die zweite Wache und dann war Alles wieder still wie zuvor. — Und war ich denn wirklich so weit von der Heimath, befand ich mich wirklich auf dem Cid und schwamm an den herrlichen Gestaden

Spaniens? Ich konnte das oftmals selbst nicht glauben und trat dann zum Steuermanne hin, um ihn zu fragen, wann wir ankämen. Es war das ein Franzose und deßhalb verstand ich ihn, als er mir zur Antwort gab: „Wenn die See ruhig bleibt, werden wir gegen acht Uhr Barcelona erreichen — Barcelona, eine sehr schöne Stadt", fügte er hinzu. — Also doch! In solchen Augenblicken fiel mir immer das Lied Alfred de Musset's ein, welches Freiligrath so schön übersetzt hat:

Wer, der auf Barcelona's Gasse
Mein andalusisch Mädchen sah,
Wer sah sie stehn auf der Terrasse?
'S ist meine Löwin, meine blasse
Marquesa d'Amangui ja! —

Ich konnte es zwar damals nicht recht begreifen, warum es gerade ein andalusisches Mädchen sein sollte, die auf den Gassen von Barcelona solche Wirkung hervorbrachte. Später aber begriff ich es vollkommen.

Der Tag kam schön und klar herauf, ein würdiger Sohn der vergangenen herrlichen Nacht. Auf der See bin ich immer sehr frühzeitig, und so betrat ich denn auch heute schon das Verdeck gleich nach dem gähnenden Kellner, der auf meine Frage nach den Gestaden Spaniens auf einen schon ziemlich deutlichen Landstreifen vor uns zeigte. Zu erkennen war da freilich so gut wie gar nichts; die Formen der Küste waren noch sehr unregelmäßig und wechselten ab mit hellen und dunklen Stellen. Eine der letzteren sollte Barcelona sein und die bedeutende Spitze daneben, die schon etwas klarer aus dem Wasserdunste hervorsah, der Monjuich. Es ist für mich immer ein höchst angenehmes Gefühl, so einem mir gänzlich fremden Lande zuzusteuern; man macht sich allerlei Phantasien von der Lage einer Stadt, die sich derselben dann beim Näherkommen öfters anpassen, so daß man meint, man habe sich dieselbe so und nicht anders vorgestellt.

Die Stille des Meeres hatte sich nicht geändert. Der Cid

arbeitete wacker darauf los, und wie die Küste vor uns höher und höher aufstieg, so wurde sie auch deutlicher, und bald konnten wir genau unterscheiden, wo kleine Buchten ins Land hineingingen und wo die Felswände ins Meer vorsprangen und sich schnell aus denselben erhoben. Dieses war namentlich bei dem Monjuich der der Fall, der in seiner imposanten Gestalt herausfordernd allein an der Küste zu stehen schien, ein trotziger Wächter, dessen Kanonen rings umher Alles beherrschen und an dessen Fuß sanft hingeschmiegt Barcelona liegt, über welche Stadt er schützend oder drohend seine eiserne Hand ausstreckt.

Hohe Gebirge erheben sich nicht hinter Barcelona, und der Horizont ist nur begränzt von einer unbedeutenden Bergkette, schön gezackt in dunkelvioletter Färbung. Hinter derselben, rechts vom Monjuich, aber weit ins Land hinein, bemerkte man an dem klaren Morgen ziemlich deutlich einen einzelnen Bergkegel von seltsamer, sonderbar ausgezackter Gestalt — Monserrat, den heiligen Berg, dem wir ebenfalls einen Besuch zugedacht; bei unserem Näherkommen sank er langsam hinter die vor ihm liegende Bergkette, wogegen der Monjuich immer höher und stolzer emporstieg. Bald konnte man schon die Festungswerke droben erkennen, so wie den Weg, der hinauf führt — ein hellerer Streifen auf dem gelben Sandstein, bald über den nackten Felsen im Zickzack hinlaufend, bald rechts und links mit grünen Hecken besetzt.

Jetzt lag auch der Hafen deutlich vor uns, der, begränzt durch die hohen Ufermauern, von den Häusern der Stadt nicht viel sehen läßt. Die Einfahrt in denselben, namentlich wenn man von Marseille kommt, stimmt die Erwartungen des Reisenden sehr herab; dort das Gewühl der großen Stadt, welches am Hafen am lebhaftesten ist, die hohen Häuser, dicht an die Quais gebaut, im Hafen-Bassin selbst Hunderte von Fahrzeugen aller Nationen, worunter oft ein Dutzend Dampfer in einer Reihe, Alles voll Leben und Bewegung; hier eine stille Wasserfläche,

ein fast todter Hafen mit wenigen unbedeutenden Schiffen, die wie schlafend an den Ankerketten liegen, fast gar kein Verkehr zwischen ihnen und dem Lande. Zwei kleine Dampfer in der Mitte des Hafens waren alles, was auf eine Communication mit dem Auslande deutete, rings am Strande dagegen eine unzählige Menge Schifferbarken in der bekannten malerischen Unordnung, dabei aber in Allem ihre Armuth zur Schau tragend; hinter ihnen ein sandiger Strand und dann erst bis auf die schon genannten Hafenmauern zur Linken unbedeutende Uferbauten, hinter welchen man die graue Festungsmauer sah und kleine, niedrige Häuser.

So war der Anblick des Hafens von Barcelona. Glücklicherweise Weise brauchten wir nicht lange auf Erlaubniß zu warten, um das Land betreten zu können; wir vertrauten uns mit unserem Gepäck einem Nachen an und wurden von zwei Kerlen in zerlumpten braunen Mänteln ans Ufer gerudert. Dort hatte sich ein artiges Gesindel versammelt, um uns in Empfang zu nehmen; Strauchdiebe aller Art in abgerissenen kurzen Hosen, nackten Beinen, schmierigen Jacken, was aber alles von der blutrothen Manta verdeckt wurde, welche weithin leuchtet und den Burschen das Aussehen von Scharfrichtern gab, die mit uns schleunigst fertig machen würden; dazu paßten auch ihre wilden Bewegungen und der Ausdruck ihrer unrasirten Gesichter.

Von uns Vieren, die wir nun ans Land stiegen, der Maler nämlich, Herr Erichsen und Herr Weinberg, sowie ich, wußte Keiner sich im Spanischen auch nur halbwegs vernünftig auszudrücken. Herr Weinberg, der ein Vocabulaire in der Hand schwang, radebrechte freilich aus demselben allerlei seltsam klingende Phrasen, welche aber den Cataloniern eben so wenig verständlich schienen, als unser ehrliches Deutsch. So standen wir denn ziemlich rathlos da, und wenn uns auch pantomimisch allerlei Hülfsleistungen angeboten wurden, so ließ uns doch gerade die Verschiedenheit derselben zu keinem Entschlusse kommen. Der Eine wies uns auf unsere Fragen nach Barcelona hierhin, der Andere dorthin;

eine Partie wollte unsere Koffer auf die Schultern laden, die andere auf einen Karren werfen, und ein paar Zollsoldaten schienen den Wunsch zu hegen, sie in einem der dunklen Gewölbe deponirt zu sehen, die sich in der Ufermauer befinden. Und dabei lärmten die Kerle über alle Gebühr, drängten sich uns auf den Leib und rochen nach Knoblauch, daß es zum Erbarmen war. Ich glaube, sie wären noch unsertwegen in Händel gerathen, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Retter erschienen wäre, ein wohlgekleideter Mann nämlich, der sich uns in ganz gutem Französisch als Lohnbedienter der Fonda del Oriente, des Gasthofes, den wir aufsuchen wollten, dargestellt hätte. Ihm überließen wir denn auch gleich die Sorge für unser Gepäck, welches er auf einen großen Karren laden ließ, dem wir folgten.

Es ging aufwärts das Ufer hinan durch einen halb zerstörten Thorbogen, dann kamen wir auf einen weiten öden Platz, der einstens zum Schiffswerfte für kleinere Fahrzeuge gedient haben mochte; jetzt lagen da unbrauchbare Schiffsplanken, altes Tauwerk, rostige Anker, auch hier und da ein Haufe Ballen oder Fässer, durch Strohmatten gegen die Sonne geschützt. Dieser Platz war auf der der See gegenüber liegenden Seite mit einer langen Reihe niedriger Häuser besetzt, alle von gleicher Bauart und gleicher Höhe. Viele waren roth angestrichen, und die zahlreichen weißen Fenstereinfassungen hätten dem Anblick etwas Heimathliches gegeben, wenn nicht jedes dieser Fenster mit einem kleinen eisernen Balken versehen gewesen wäre, welcher uns erinnerte, daß wir endlich in Spanien waren. Es war eine kleine Stadt, die vor uns lag, aber mit unscheinbaren Häusern, so ärmlich aussehend, daß wir uns schüchtern fragten: Soll das Barcelona sein? Worauf uns übrigens der Lohnbediente zu unserem Trost mit einem sanften Lächeln sagte: Das ist nur die Vorstadt Barceloneta; dieselbe ist übrigens nicht unbedeutend, neuer als die große Stadt, und ihre Straßen laufen ganz gerade und durchschneiden einander rechtwinkelig. Hier ist das Fischer- und Matrosenviertel, es gibt

hier viele Kneipen und viele Tabakläden, dazwischen Gewölbe mit bunten Schifferhemden und rothen Mantas, welche Farbe für dieses Kleidungsstück hier in Catalonien Mode zu sein scheint.

Die Straßen sahen recht öde und leer aus, eben so die Häuser; die meisten Fenster waren verschlossen, zum Theil auch nur mit weißen Gardinen verhängt, und nur hie und da lehnte eine weibliche Gestalt an dem Balcongeländer, mit vollen Körperformen, blassem Gesicht und sehr schwarzen Haaren, die mit silbernen Nadeln aufgeputzt waren.

Barceloneta, zwischen 1755 und 1775 durch den Marquis de la Mina gegründet, ist sehr lang gestreckt, und wir brauchten eine gute Viertelstunde, ehe wir die Gräben und Mauern der wohlbefestigten großen Stadt erreichten. Das Thor, welchem wir uns näherten, hatte uns schon von Weitem, sehr hell von der schmutzigen Häusermasse, an der wir vorbeikamen, abstechend, durch seine seltsame Formenbildung und die Prätension seiner ganzen Anordnung, die ein ganz modernes Bauwerk verrieth, besonders interessirt; die zwei Thorbogen neben einander, der eine zur Ein-, der andere zur Ausfahrt bestimmt, schienen die völlig geschlossene Kreisform zu haben, eingespannt zwischen einen Wald von griechisch-dorischen Säulen, und bei näherer Betrachtung zeigte es sich auch fast so, denn aus der untern Hälfte der Kreise war nur ein so großes Stück ausgeschnitten, um eine ebene Schwelle zu erhalten. Der Aufwand an reichen Architekturformen und die Präcision der Ausführung wären einer besseren Gesammtanordnung werth gewesen.

Hinter dieser Puerta del Mar sah es auch nun gleich ganz anders und großstädtisch aus. Vor uns hatten wir einen weiten, wohlgepflasterten Platz, in dessen Mitte man eben irgend ein Denkmal aufzurichten im Begriffe stand, dessen ansehnlicher, würfelförmiger Unterbau bereits fertig war. Auf einer Seite des Platzes befinden sich vier- bis fünfstöckige Häuser, neben diesen die sehr gering aussehende Lonja oder Börse, links ein großes

Gebäude mit Arcaden, unter welchen sich, beiläufig gesagt, ein Kaffeehaus befindet, das „Zu den sieben Thüren" heißt. Dieses besagte die Inschrift auf der gleichen Anzahl Eingänge in sieben verschiedenen Sprachen, worunter sich auch eine deutsche befindet. Es ist dieß der Palast eines Amerikaners, in welchem nach den Bürgerkriegen Espartero wohnte, als sich der Hof damals hier befand, und der Balcon des Siegesherzogs war dem der beiden Königinnen gerade gegenüber, denn rechts am Platze ist der königliche Palast, ein rothes Gebäude in einem mittelalterlich sein sollenden Style; doch sind die theilweise sehr geschmacklosen Verzierungen nur gemalt. Es ist darin eine Nachahmung des Dogenpalastes zu Venedig versucht worden, aber blos der Schein statt des Wesens; die fingirten Incrustationen bunter Marmorplatten, die halb gothischen, halb arabischen Einzelheiten und die ausgezackte hölzerne Mauerkrönung geben dem Ganzen ein sehr barockes Aussehen. Hübsch nahm sich nur der im Hauptstockwerke auf die ganze Hauslänge sich erstreckende verglaste Balcon aus, eine in dieser Ausdehnung uns noch ganz neue Sache, die wir erst mehr im Süden des Landes in vielerlei mannigfaltigen Arten wiederfinden sollten. Unmöglich kann ich hier noch zwei Schilderhäuser unerwähnt lassen, blau und weiß angestrichen, in Zeltform, da ich nicht leicht etwas Plumperes der Art gesehen habe.

Neben dem Palast ist das Mauthgebäude, wohin unser Karren dirigirt wurde. So viel Unangenehmes man mir auch schon über die spanische Mauth gesagt, so fand ich doch, daß die Barceloneser besser sei als ihr Ruf; die Leute behandelten uns recht artig, ließen freilich unsere Koffer öffnen, begnügten sich aber damit, mit der linken Hand nur leicht auf den Kleidungsstücken umherzufahren, wogegen die Rechte, wie ich nicht läugnen darf, eine vielsagende Bewegung machte, die ich denn auch durch Hineingleitenlassen einer Peseta alsbald ausglich. Diese Visitationen in Spanien, abgesehen von hier, wo wir von Frankreich kommend die Landesgränze betraten, sind nicht genug zu rügen und für den

Reisenden wahrhaft empörend. Jedes miserable Nest glaubt das Recht zu haben, den müden und hungrigen Reisenden unter dem Thore festzuhalten und Geld von ihm zu erpressen; denn nur das ist die Absicht. Bei unseren späteren Touren zu Pferde brauchte nur Einer vorauszureiten und einfach seine Börse hervorzuziehen, so verlangte man nicht einmal, daß das Maulthier abgepackt wurde, sondern ließ uns nach Spendung einiger Peseten (die Peseta ist vier Realen, gleich einem französischen Franc) ruhig weiter ziehen.

Nachdem wir mit der Mauth fertig waren, folgten wir abermals dem Lohnbedienten; er hieß Maurice, und ich kann ihn jedem meiner Leser, der zufällig nach Barcelona kommt, bestens empfehlen. Von dem freien Platze geriethen wir gleich in das Gewühl der Stadt, das in den sehr engen Straßen, die mit vier- bis fünfstockigen Häusern besetzt sind, in einigen Vierteln wahrhaft betäubend ist. Heute war es Sonntag, und die hellen und tiefen Glockenstimmen der vielen Kirchen riefen die Andächtigen zur Messe. Maurice, der den Karren führte, eilte indessen so schnell vorwärts, daß wir beständig nach ihm zu sehen hatten, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Und so mußten wir denn ziemlich theilnahmlos an der bunten, uns begegnenden Menschenmenge vorübereilen, welche in ihren Costümen viel Neues für uns darbot, namentlich die bunten Mantos, welche die Männer über ihre Schultern hangen hatten, die seltsam geformten catalonischen Hüte von schwarzem Filz mit ziemlich breitem Rande, oben sich verengend, vor allem aber die zahlreichen Schaaren des weiblichen Geschlechts mit der reizenden Mantilla, Blumen im Haar, scharf gezeichneten Augenbrauen und glänzenden Augen.

Nach ziemlich langem Marsche kamen wir endlich auf eine breite Straße nach Art der Pariser Boulevards, eben so wie diese mit Bäumen besetzt — die Rambla, der Hauptspaziergang der Barceloneser, welcher die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt, ihr öffentlicher Garten, ihr Alles in dieser Hinsicht. Hier befinden

sich die Theater, die vorzüglichsten Kaffeehäuser und die ersten Gasthöfe, unter ihnen die Fonda del Oriente, uns als der beste bezeichnet, wo wir unsere Einkehr hielten. Monsieur Maurice sorgte auch hier aufs beste für uns, und bald waren wir vier auf dem ersten Stock installirt; H. und ich hatten ein gemeinschaftliches großes Zimmer, an welches zwei Schlafkabinette stießen; der Fußboden war mit guten Teppichen bedeckt. Dazu hatten wir uns mit dem Oberkellner über Frühstück und Diner verständigt und sollten für Alles zusammen Jeder täglich 20 Realen zahlen, ungefähr 2 Fl. 30 Kr., was keine übertriebene Forderung war.

Wenn ich eine fremde Stadt betrete, ist es für mich ein wahres Vergnügen, ohne Ziel und Zweck in den Straßen umher zu streichen, mich bald hierhin, bald dorthin wendend, wobei ich es dem Zufall überlasse, mich zu führen, wohin es ihm beliebt. Natürlich dauert eine solche Promenade immer mehrere Stunden, denn ich flanire in aller Beharrlichkeit umher, betrachte mir Menschen, Häuser, Straßen und Magazine. Dadurch bekomme ich einen frischen, ursprünglichen Totaleindruck, der sich mir später nicht mehr verwischt, und der auch nach langer Zeit in dem inzwischen schon verschwimmenden Bilde einer Stadt in meinem Gedächtniß wie ein heller Streifen zurückbleibt. Auch hier in Barcelona hatten wir kaum unsere Schiffstoilette etwas corrigirt, so betraten wir die Rambla und folgten dem Strome der Spaziergänger, gleichviel, wohin er uns treiben würde; doch hatten wir nur wenige Schritte gethan, als wir schräg unserem Gasthofe gegenüber den Correo, die Post, bemerkten, wohin wir uns wandten, um nach Postrestante-Briefen für uns zu forschen. Was diese betrifft, so hat man in ganz Spanien ein eigenthümliches Verfahren für die Ausgabe derselben. In einem Vorplatze der Post findet man nämlich große Listen angeklebt, worauf, mit einer fortlaufenden Numer versehen, die Adressen aller Briefe aufgeschrieben sind, welche postrestante einliefen. Selbstverständlich sind diese Listen in den größeren Städten, wie hier in Barcelona, sehr zahl-

reich, und man hat große Mühe, seinen eigenen, meistens arg verstümmelten Namen aus den Hunderten der anderen heraus zu finden. Da man alsdann am Postschalter nur die Numer anzugeben braucht, unter welcher der Brief auf der Liste vorgemerkt ist, um ihn zu erhalten, so kann man sich denken, daß hiedurch mancher Mißbrauch geschieht; denn jeder Unbefugte kann ohne irgend welche Legitimation eine beliebige Nummer fordern und erhält vielleicht meinen Brief, was auch häufig genug vorkommen soll, weßhalb Fremde viel besser daran thun, ihre Briefe an irgend einen Banquier adressiren zu lassen oder an den Consul ihrer Nation, welche sich meistens ein Vergnügen daraus machen, ihren Landsleuten auf diese Art behülflich zu sein.

Obgleich es für die allgemeine Promenade auf der Rambla noch ziemlich früh war — erst eilf Uhr Vormittags —, so war doch eine ansehnliche Menschenmenge da, welche etwas zu erwarten schien. Ohne zu wissen, um was es sich handle, warteten wir ebenfalls und vernahmen bald die Klänge eines Militärmusikcorps, welches sich auf dem Spaziergange gegen uns herbewegte. Doch habe ich nicht leicht etwas Erbärmlicheres gehört, als diese Musik. Obgleich die große Trommel so wie ein paar Becken ihr Möglichstes thaten, einigen Tact in dieses Musikcorps zu bringen, so konnten sie doch damit nicht zu Stande kommen, und jeder der Musici schien nicht blos eine andere Tact- und Tonart, sondern auch sogar seine eigene Melodie zu spielen. Und das Ganze klang immer toller, je näher das Musikcorps an uns heran kam. Jetzt defilirten sie bei uns vorbei; die Leute sahen gar nicht schlecht aus, waren auch gut uniformirt und marschirten mit der größten Ostentation vorüber, denn sie nahmen die ganze Breite der Rambla ein, und um dieß zu bewerkstelligen, hatte jeder Musicant zwischen sich und dem Nebenmann einen Zwischenraum von wenigstens drei Schuh — ein wahrer Horreur für ein preußisches Herz, dem die „Fühlung" beim Marsch zur zweiten Natur geworden ist.

Hinter dem Musikcorps kamen ein paar Bataillone Infan-

terie. Die Leute sahen gut aus, und ihre sauberen Uniformen hatten etwas vom französischen Schnitte an sich; nur waren die Farben heller und bunter, man sah viel Roth und Gelb. Ihre Fahnen waren mit schwarzem Flor umwickelt; das muß etwas zu bedeuten haben, eben so die einzelnen Kanonenschüsse, die sich vom Monjuich herab vernehmen ließen, sobald die Truppe die Rambla betrat. Natürlich nahmen wir unsere Spazierstöcke hoch in den Arm und marschirten, in Erinnerung an unsere Jugendzeit, im Schritte neben dem Musikcorps her, welches sich am Ende der Rambla vor einer kleinen Kirche aufstellte, deren Façade mit schwarzem Tuch beschlagen war. Ein General der Garnison war gestorben, und ihm galten diese Trauerfeierlichkeiten. Eine große Menschenmenge umflutete die Kirche, doch bemerkten wir, daß nur Wenigen der Eintritt gestattet wurde. Auch wir traten in den Vorhof und wandten uns in französischer Sprache und mit der Bitte an einen Offizier, uns den Eintritt erlauben zu wollen. Obgleich uns der Spanier gewiß nicht verstand, so schien er doch unseren Wunsch zu errathen und ließ uns mit einer freundlichen Handbewegung und einigen höflichen Worten passiren.

Ueberhaupt ist Höflichkeit und ein sehr zuvorkommendes Betragen gegen Fremde ein schöner Zug im spanischen Charakter. Mit der größten Bereitwilligkeit erhält man auf seine Fragen jederzeit die beste Antwort, und wenn man selbst sehr schlecht Spanisch spricht, so bemüht sich der Angeredete, den Sinn dessen, was man ihm sagen will, zu verstehen, und hilft gern mit einem erklärenden Worte. Das ist so in allen Schichten der Gesellschaft; der Arbeiter hilft einem bereitwillig irgend ein Haus aufsuchen, und es ist mir später öfter passirt, daß aufs eleganteste gekleidete Herren mehrere Straßen mit mir gingen, um irgend Jemanden zu suchen, den wir oft erst nach vielem Fragen in einem Hinterhause fanden. Dann schied der freundliche Führer, meistens mit einem freundlichen Händedruck und dem bekannten „a la disposicion

de usted", was so viel heißt, als: ich bin auch später ganz zu Ihrer Verfügung.

Wir traten also in die Kirche, die ebenfalls mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und angefüllt war von Offizieren aller Waffen und Grade. Die Fenster waren dicht verhängt, und es brannten in dem Kirchenschiff und dem Chor eine unzählige Menge von Wachskerzen, deren rothe, wehende Flammen die bunten Uniformen und das viele Gold und Silber an denselben mit düsteren Streiflichtern beleuchteten, was einen eigenthümlichen Effect machte, der noch erhöht wurde durch die melancholischen Klänge einer Trauermusik, die, unterstützt von einer Sängerschaar, im Chor aufgestellt war. Dazu donnerten zuweilen die Kanonen vom Monjuich dumpf herüber und es ertönten die Gebete der Priester. Auf einem hohen Katafalk in der Mitte des Kirchenschiffes lag der Verstorbene unter einer weit herabfallenden schwarzen Sammtdecke, die mit Silber gestickt war und deren vier Ecken je von einem Unteroffizier gehalten wurden, welche regungslos wie Statuen an ihrem Posten aushalten mußten, weßhalb sie aber auch häufig abgelöst wurden.

Als die Trauerfeierlichkeiten bis zu einem gewissen Grade gediehen waren, dessen Bedeutung ich übrigens nicht anzugeben vermag, wo das Musik- und Sängercorps in der Kirche eigentlich viel zu laut für den kleinen Raum derselben einsetzte, ertönte auch die Musik draußen auf der Rambla, und zwischen den dumpfen Kanonenschüssen von der Festung herab krachten die Geschütze jetzt in unmittelbarer Nähe von der Kirche, was mich veranlaßte, diese zu verlassen, um zum ersten Male dem Feuern einer spanischen Batterie zuzusehen. So sehr uns Anfangs das Feuern mitten in der Stadt überraschte, so wurden wir doch alsbald gewahr, daß den Barcelonesen dieß keineswegs ungewohnt war, und beim Umschauen sahen wir am Ende der Rambla als Schlußpunkt der Muralla del Mar eine hohe Bastei über den Platz hereinragen, aus deren Scharten man die Rambla der Länge nach nordwestlich

bestreichen kann, und von wo aus etwaige Volksaufläufe kräftig zerstreut werden können, auch wohl schon zerstreut worden sind.

Es war Bergartillerie, die sich auf einem kleinen Platze neben der Rambla aufgestellt hatte, für mich von besonderem Interesse, da ich dieselbe bisher noch nie manövriren sah. Es sind kleine Geschütze, die dreipfündige Vollkugeln und Granaten schießen; die Laffette ruht auf Rädern, hat aber keine Protze, da sich der Munitionskarren auf dem Rücken eines Maulthieres befindet, welches rückwärts aufgestellt wird. Die Fortbewegung des Geschützes geschieht vermittelst zweier anderen Maulthiere; beide haben Packsättel, wovon jeder mit Packtaschen und dergleichen einen Centner wiegt. Ein Maulthier trägt die Laffette — Corunna, ein Gewicht von zwei Centnern, das andere das metallene Rohr, Pieza, von gleichem Gewichte. Die Munition im zweiten Kasten besteht aus sechs Granatwürfen und zwei Kartätschenladungen und wiegt circa 1 $^1/_8$ Centner. Die Bedienungsmannschaft jedes Geschützes besteht aus acht Leuten, drei, welche die Maulthiere führen, und drei, welche bedienen, mit zwei Mann Reserve.

Bei der großen Last, welche die Maulthiere tragen müssen, sind diese sehr ausgesucht und waren hier vortrefflich im Stande; sie werden nicht vor dem sechsten Jahre genommen und sind mit einzelnen Ausnahmen bis zum sechszehnten und achtzehnten Jahr im Dienste. Eigenthümlicher Weise nimmt man nur dunkelfarbene Maulthiere zur Bergartillerie, indem man aus Erfahrung wissen will, daß die hellfarbenen nicht so kräftig seien; man wählt kurze, gedrungene Thiere mit starker Brust und Hals, rundem Rücken und kurzen festen Beinen. Das schwarze Geschirr ist so einfach wie möglich, das Kopfzeug besteht aus einer Trense und der Hufbeschlag ist ohne Stollen; dabei werden diese Maulthiere im Gegensatz zu allen übrigen, welche man in Spanien sieht, nicht geschoren. So viel ich bei dem heutigen Schießen nur mit der Manövercartouche bemerken konnte, bedienen die Leute ihre Geschütze rasch und pünktlich. Ob irgend ein anderer Staat Bergartillerie

in dieser Art besitzt, weiß ich nicht genau, doch ist sie für das gebirgige Spanien gewiß von großem Nutzen; man kann sie fast wie die Raketenbatterien verwenden, denn das bepackte Maulthier ist ja im Stande, auf dem schmalsten Pfade sehr steile Berggipfel zu erklettern. Dabei soll ihr Marsch außerordentlich schnell sein, so daß Infanterie auf längere Zeit nicht folgen kann. Die Bergbatterie that noch einige Schüsse, dann wurden Rohr und Laffette, wie schon bemerkt, jedes getrennt, auf die sehr feurigen Maulthiere gehoben, ich sah ein paar, die schwer beladen, kaum zu halten waren, obgleich ihre Nasen durch tüchtige Knebel aufs stärkste zusammengedrückt waren, und an diesem Knebel wurden sie geführt.

Der Trauergottesdienst ging jetzt zu Ende, die Kirche entleerte sich, und die Truppen marschirten ab unter einem Trommelschlag, so langsam, so melancholisch und schläfrig, wie ich bis jetzt nichts Aehnliches gehört; doch war derselbe nicht gedämpft, wie gewöhnlich bei Trauermärschen, und ich hörte das gleiche Tempo später, öfters auch beim Exerciren. Nachdem sich die ganze Menschenmenge verlaufen, nahmen wir unseren Spaziergang wieder auf.

Für einen Fremden wäre es sehr schwer, sich in den Straßen von Barcelona zurecht zu finden, wenn man nicht, wie z. B. in Paris die Seine oder die Boulevards, auch hier zwei große Linien hätte, auf welche man beim Umherstreifen immer wieder zurückkommt, die Muralla del Mar, so wie die Rambla. Die letztere bildet mit der ersteren einen rechten Winkel und scheidet die Stadt in zwei ungleiche Hälften, von denen die gegen den Monjuich zu das alte, die gegen die Citadelle hin das neue Barcelona genannt werden könnte. Letzteres ist weit glänzender und belebter; hier reihen sich Läden, Magazine und Gewölbe an einander, und an diesen erkennt man die emporstrebende große Stadt. Die Magazine fangen an, sich nach französischem Schnitt zu formiren, und große helle Spiegelfenster, welche fast die ganze Breite des Hauses einnehmen, lassen eine reiche Auswahl von Waaren aller Art

sehen, hier Gold und Silber, dort Krystall und Porcellan, und neben einem Gewölbe voll buntfarbiger Teppiche sieht man kostbare Stoffe in Seide und Sammt, von denen sehr viele in Barcelona selbst erzeugt werden. Der Gewerbefleiß der Catalonier ist bekannt und um so anerkennenswerther, da Barcelona wohl die einzige Stadt Spaniens ist, welche bedeutende Fabriken und Manufacturen hat. Es gibt hier eine Menge Spinnereien, Webereien, Druckereien, die Strumpfwirkerei ist sehr ausgebildet, eben so die Anfertigung von Tressen und Fransen aller Art, so wie grober und feiner Lederarbeiten. Der Verkehr, den dieß in den Straßen hervorruft, ist außerordentlich, und es gibt Stadtviertel, welche sich in dieser Hinsicht mit den belebtesten von Paris messen können. Die eleganten Gewölbe und Magazine, von denen wir vorhin sprachen, befinden sich hauptsächlich in der Straße Ferdinands VII., welche von der Rambla nach dem Constitutionsplatze führt. Früher war dieses nur eine enge Gasse, doch fing man schon vor mehreren Jahren an, sie ansehnlich zu erweitern; und das geschah, um einem längst gefühlten, dringenden Bedürfniß abzuhelfen. Der Constitutionsplatz, sehr hoch gelegen und nicht mehr im nächsten Bereich der Kanonen des Monjuich, war nämlich bei den zahlreichen und blutigen Aufständen, welche die Stadt von jeher beunruhigten, der Heerd der Empörung; dort war der Palast der Provincialdeputirten, und auch meistens die Häupter der Aufständischen, welche da ziemlich agitiren konnten, denn wegen der engen Straßen war es unmöglich, mit Cavallerie und Geschütz gegen sie zu operiren. Dort hinein hat man nun durch die neue Straße eine artige Bresche gelegt, sie führt in gerader Linie auf die Rambla und hat eine Breite von ungefähr fünfzig Schuh.

Trotzdem man dort noch immer beschäftigt war, ein vortreffliches Pflaster von breiten Steinplatten, so wie Gasröhren zu legen, welche Arbeiten die Passage erschwerten, so bedienten sich doch die Barceloneser häufig dieser neuen Straße, ja, es war an

den glänzenden Magazinen vorbei hier ein beständiges Spazierengehen, so daß man oft Mühe hatte, sich durch den Menschenstrom durchzuwinden.

So vergingen mehrere Tage mit Wanderungen durch die Stadt, die H. und ich theils gemeinsam, theils Jeder allein ausführten, bis wir eines Abends, zum Diner heimkehrend, unseren dritten längst erwarteten Gefährten, den Baumeister Leins, auf der Treppe des Hôtels zu unserer größten Freude uns entgegeneilen sahen. Er war, da in langer Zeit kein Schiff von Marseille nach der spanischen Küste mehr abging, auf dem Landweg über die Pyrenäen zu uns gestoßen, und nachdem er uns ausführlich seine Reiseabenteuer erzählt, unterhielt er uns später, während wir auf der Muralla del Mar unter sternenhellem Himmel und im Wiederschein Tausender von Lichtern der Stadt am Meer uns ergingen, von der überraschenden Schönheit von Toulouse, dessen Gebäude allermeist in gebrannter Erde und zum Theil in höchster Vollkommenheit ausgeführt sind, von den dortigen alten Meisterwerken des Bildhauers und Architekten Bachelier, von dem prächtigen Platze des Capitols, von der St.-Sernin- und Dalbadekirche, und als er uns den riesigen, leider unvollendeten Dom von Narbonne, die originellen alten Bauwerke von Perpignan, und seinen Uebergang über die Pyrenäen mit den Mühsalen des Weges über la Junquera und Figueras, Gerona nach Mataró geschildert, mußten wir gestehen, daß, wenn er auch den längeren und beschwerlicheren Weg gewählt, seine Ausbeute doch die Annehmlichkeit unserer Seereise weit aufwog.

Des anderen Morgens gingen wir zusammen auf den Constitutionsplatz zur Besichtigung des dortigen alten Stadttheiles, der uns, je genauer wir die übrige Stadt kennen lernten, durch seine interessanten alten Bauten immer stärker anzog. Die Straße San Fernando durchschneidet denselben, und einander gegenüber erheben sich zwei merkwürdige Gebäude, welche die ganze Länge des Platzes einnehmen: diesseits der oben genannte Palast der

Provincialdeputirten, jenseits der Palast des Gouverneurs, auch Udiencia genannt. Beide Gebäude haben zwar moderne Façaden, aber der innere Kern ist alt und noch ganz wohl erhalten.

In dem ersten fesselt den Besucher gleich nach Ueberschreitung des Hofes die ganz eigenthümliche Art des Abschlusses der Treppe von der Vorhalle. Aus der Uebergangszeit des Gothischen in die Renaissance, ist der große Bogen des Treppenaufganges bedeckt mit der reichsten Sculptur; zwei kleine Thüren, zu beiden Seiten mit gothischem freistehendem Maßwerk überwölbt, schließen sich beiderseits in schiefer Stellung an erstere an; Säulenbündel, spiralförmig um die dazwischenstehenden Pfeiler gewunden, ziehen sich bis zum Capitäl empor und bilden mit dem großen Wappenschild in der Mitte und den Statuen, die daneben stehen, das pikanteste Ensemble, das man sich denken kann. Der große Saal im oberen Stockwerke ist ebenfalls sehr merkwürdig.

Die Udiencia, noch älter, hat im Aeußeren noch die dreitheilige Fensterform, mit feinen Marmorsäulchen abgetheilt, so fein, daß man sie mit der Hand umspannen kann, und über jedem das dreifach durchbrochene Kleeblatt. Der Hof im Innern gehört zu dem Kecksten, was in der Architektur je geleistet worden. Das von einer frei im Hofe aufwärts führenden Treppe mit zierlich durchbrochenem Steingeländer zugängliche Hauptstockwerk kehrt eine ringsum laufende Spitzbogenstellung gegen den Hof herein, ebenfalls mit unglaublicher Dünne der Säulchen, die in Gruppen von vier an einander gewachsen, stehen; aber diese Colonnade ist nicht von Grund aus unterstützt, sondern ruht auf einer Anzahl um die ganze Breite des Bogenganges hervorragender Consolen, wodurch sich der Hof im oberen Stockwerk verengt und diese Bauweise noch um so kühner erscheinen läßt, weil über dem Säulengang im Hauptstock sich noch ein schweres, massives drittes Stockwerk befindet. Die Nebenseite dieses Palastes geht auf eine enge finstere Gasse, und der Hof ist von dieser durch eine hohe Mauer abgegränzt, die Chapuy im Moyen-Age archéologique

so schön abgebildet hat. Ueber dem Thor in der Mitte ist der heilige Georg, den Drachen erlegend, in wunderschöner gothischer Einrahmung, und die Mauer mit einem herrlichen Auffatze von durchbrochener Arbeit mit Fialen und Laubwerk gekrönt. Die Thoröffnung ist mit schweren Thorflügeln aus dunklem Holz verschlossen und übersäet mit großen zugespitzten Nägeln, die drohend in die Straße herausragen. So hat dieser Bau ein durchaus finsteres Ansehen und eine gleichsam trotzige Abgeschlossenheit nach außen.

Diese enge melancholische Gasse weiter verfolgend gehen wir immer zwischen fast schwarzen, massiv gebauten Häusern, die, obgleich sie wenig Luft und Licht haben, doch in den Zeiten ihrer Erbauung von keiner armen Classe der Gesellschaft bewohnt wurden. Blickt man an ihnen hinauf, so sieht man nur einen schmalen Streifen des schönen spanischen Himmels, zu gleicher Zeit aber, wie zierlich, phantastisch und prächtig diese Häuser erbaut sind. Willkürlich ist oft ein Fenster breit, das andere schmal, aber die meisten sind mit Sculpturen versehen, von schlanken zierlichen Säulen getragen und lassen ahnen, daß hinter ihnen ein trauliches Gemach liegt, dem sie Licht und Luft verleihen. Fast alle diese Gebäude haben eine große Ausdehnung und man erräth leicht, daß sie einen Hof und einen kleinen Garten umschließen. Das Ziel findet diese Straße bei der Kathedrale, die uns lange festhielt, und deren Kreuzgang durch ein gastlich geöffnetes Portal uns zum Eintritt einlud.

Dieser Kreuzgang unterscheidet sich wesentlich von denjenigen, die wir bei den alten germanischen Klöstern zu sehen gewohnt sind, welche blos aus einem, den viereckigen Klosterhof umgebenden Spaziergang unter Bogen bestehen; der hiesige aber ist noch überdieß auf drei Seiten von Capellen eingefaßt, so daß jedem Bogen des Kreuzganges eine dahinter liegende Capelle entspricht, welche wie dieser mit zierlichem Sterngewölbe überspannt und mittelst hoher Eisengitter von demselben abgeschlossen ist.

So bildet dieser Kreuzgang gleichsam eine Kirche im Freien, und nicht allein die glücklichen Dimensionen desselben und die edlen Verhältnisse der Pfeiler und Bogen, die Schönheit der Gitter, die kräftige Vegetation des grünen Platzes in der Mitte, so wie der reizende Brunnen in der Ecke machen diesen Ort zu einem der anziehendsten, die es geben kann. Wenn auch an den Altären der Kapellen, die aus den verschiedensten Zeiten herrühren, hier und da sehr ausschweifende Formen vorkommen, so verleiht doch gerade diese Mannigfaltigkeit und diese abwechselnde Färbung der zahlreichen Wand- und Altarbilder und die zum Theil phantastischen Ausschmückungen dem Gesammt-Anblick einen solchen Reichthum, daß man sich nur schwer von diesem schönen und bei allem Ernste doch so freundlichen Hofe trennen kann.

Ich habe der Eisengitter, welche die Kapellen abschließen, erwähnt, und sie verdienen in der That die ganz besondere Aufmerksamkeit des Kunstfreundes; sie sind sämmtlich aus geschmiedetem Eisen, und die einzelnen senkrechten Stäbe derselben, oft zierlich gewunden und cannelirt, endigen oben in Blumenbüschel; aber diese sind von so gewählten Formen und so lieblich mit einem wahrhaft griechischen Gefühl gruppirt, daß sie zu den Meisterstücken mittelalterlicher Metallarbeit gehören.

Der Brunnen, der meist in den Kreuzgängen auf der halben Länge einer der Seiten in den Hof hinausspringend angebracht ist, befindet sich hier in der Ecke, beschattet von einigen hochstämmigen Bäumen; aus der Mitte des größeren unteren Beckens erhebt sich auf einem niederen Untersatz eine zierlich gearbeitete achteckige Schale, aus ihren senkrechten Achteckseiten dicke Wasserstrahlen speiend, und eine kleine niedliche Bronze-Statue eines gewappneten Ritters, wohl des heiligen Georg, bildet die Spitze; das baldachinartig über das Ganze gespannte Gewölbe ist an den Rippen ausgezackt, und diese sind an den Kreuzungen mit hübschen Schildern ornirt. Eine erquickende Kühle verbreitet dieser Brunnen in seiner Umgebung, nach dem man im-

mer wieder umschaut, wenn einen die Betrachtung entfernter Gegenstände von ihm abgezogen.

Ganz in seiner Nähe führt eine herrlich eingerahmte Spitzbogenthür in den südlichen Kreuzarm der Kathedrale. Ein mächtiger, majestätischer Bau! Wie gewaltig wird man, aus dem klaren, sonnigen Hofe tretend, von dem geheimnißvollen Dunkel in diesem weit ausgehöhlten Raume erfaßt! Je tiefer man nach dem Süden kommt, um so mehr verschwindet aus den Kirchen die Lichtmenge, die den nordischen Kirchen des Mittelalters durch ihre vielen schlanken Fenster zugeführt wird; hier sind die Fenster an und für sich schon viel kleiner, und eine große Zahl derselben ist zugemauert, so daß die zahlreichen Kerzen ein wirkliches Bedürfniß sind, da auch den lichtgebenden Oeffnungen ein Theil ihrer Kraft entzogen wird durch Glasmalereien, die meistens mit dunklem oder nachgedunkeltem Grunde leuchtende Punkte in Roth, Blau, Grün zeigen, deren Zeichnungen und Ornamente aber schwer zu enträthseln sind.

Nach einigem Verweilen entwirren sich die in der anfänglichen Dunkelheit sich nach oben verlierenden Säulenbündel; das Auge verfolgt die aus ihnen sprossenden Rippen bis zu deren Vereinigung in dem hoch oben schwebenden Gewölbe, und unwiderstehlich fesselt den Beschauer der allmälig klarer hervortretende herrliche Anblick des Chores, dessen schlanke Formen von einem bewundernswerthen Ebenmaße sind und dessen weit und weiter entfernte polygonisch hinter einander weglaufende Bogenreihen im reichsten Spiel von Streiflicht, Halbdunkel und Schlagschatten durch die Vieltheiligkeit und die magische Dämpfung der Helle einen unvergeßlichen Eindruck machen.

Der Hochaltar, umgeben und gekrönt von einem hohen, reich durchbrochenen gothischen Schnitzwerk mit zierlichen Giebeln, ausgefüllt vom feinsten Maßwerk und unterbrochen von unzähligen kleinen Pyramiden, ist an seinen beiden, nach vorn gekehrten Flügeln von zwei auf gewundenen Säulen stehenden vergoldeten

Engeln begränzt, die wie die Wächter des Heiligthums glänzend aus der verschwimmenden Dämmerung hervortreten.

Am westlichen Ende beim Haupteingang ist das Mittelschiff durch eine hohe achteckige Kuppel mit kunstvollen Gewölb-Durchdringungen abgeschlossen, eine sonst seltene Anordnung, die aber eine sehr schöne Wirkung macht. Die Orgel der Kathedrale ist ein bedeutendes Werk, prächtig von außen und im Tone von gewaltiger Wirkung. Wir sahen hier zum ersten Mal eine Partie der Pfeifen horizontal in die Kirche hereinragen; ob der Ton hiedurch verstärkt wird, weiß ich nicht anzugeben, aber sie machen einen ganz eigenen Eindruck, denn aus dem Halbdunkel hervor, in dem die Orgel steht, sehen sie aus wie eben so viele blitzende Posaunen, von unsichtbaren Händen gehalten und von unbekanntem Odem geblasen, und ihre tiefen Töne dringen gewiß mit ernster und ergreifender Mahnung herab zu der im Gebete versunkenen Menschheit. Eigenthümlich ist die untere Verzierung der Orgel, welche, aus braunem und vergoldetem Holzschnitzwerk bestehend, in einen Saracenenkopf endigt, der mit langem schwarzem Barte so täuschend gemacht ist, daß man nach dem ersten Anschauen unwillkürlich zurücktritt und, an einen blutigen Scherz früherer Jahrhunderte glaubend, meint, jetzt müssen sich die halbgeöffneten Lippen krampfhaft schließen, jetzt die Augenlider über die blitzenden Augen niederfallen und sich darauf der ganze Kopf mit tiefer erschreckender Blässe überziehen. Etwas Angenehmes hat dieses Saracenenhaupt durchaus nicht, doch hat seine Anwesenheit hier unter der Orgel gewiß irgend einen Grund, den ich aber leider nicht erfahren konnte.

Dem erhabenen Inneren der Kathedrale entspricht aber keineswegs das Aeußere der Kirche; in winkelige Gassen versteckt, bietet es sich nirgends zu einem Gesammt-Anblicke dar. Die Thürme sind unbedeutend, und die einem großen Platze zugekehrte westliche Giebelseite ist noch eine unvollendete rohe Mauer, wie

an vielen italienischen Kirchen, und dazu noch stellenweise sehr ungeschickt und verschnörkelt bemalt.

Gleich neben der Kathedrale scheint uns ein interessantes Haus, obgleich seine Mauern fast schwarz sind und trotzig in die Höhe ragen, durch den Wechsel der Zeit schon zugänglicher geworden. Seine beiden Flügel sind durch eine Gartenmauer verbunden, über welche ein außerordentlich hoher Orangenbaum herübernickt und sich mit dem grünen Laub und den goldgelben Früchten so gar anmuthig in dieser finsteren Umgebung ausnimmt. Die Thorflügel sind halb geöffnet, und nachdem wir einen Augenblick den zierlichen bronzenen Thürklopfer bewundert — er stellt ein fabelhaftes Thier vor, welches zwischen den Vordertatzen das Wappen des Erbauers trägt — schauen wir in den Hof hinein und erstaunen über die Zierlichkeit desselben, sowie auch über die Melancholie, welche seine theilweise Zerstörung ausspricht. Hier befinden sich mächtige Citronen- und Orangenbäume, die immer noch grünen und blühen, während der Strahl des Springbrunnens in der Mitte des Hofes, der früher so anmuthig zu erzählen wußte, schon längst versiegt ist. Auch die Marmorplatten des Bodens sind hier und da zersprungen, eben so einige von den Säulen, welche eine kleine Halle im Hintergrunde des Hofes trugen. Man sieht auch wohl, daß diese Stelle lang kein menschlicher Fuß mehr betreten, denn Steinbrocken aller Art, Marmor-Ueberreste und herabgefallene Ornamente sind dort zusammengetragen, und zwischen ihnen gingen Schlingpflanzen auf, die sich anmuthig darüber hinranken. Rechts neben dem Thore wand sich eine schlanke Treppe frei in den ersten Stock hinauf, welche auch heute noch von den Bewohnern des Hauses benutzt wurde, denn wir sahen auf den Stufen derselben ein paar hübsche Kinder spielen, welche Orangenblätter abrissen und sich damit bewarfen.

Alle Gebäude in der Nähe des Constitutionsplatzes waren in früheren Zeiten und sind wohl auch jetzt noch die Wohnungen

hoher und niederer Geistlichkeit. Für uns, die wir oft hierher spazierten — denn wir fanden hier Jeder in seiner Richtung zu thun: unser Baumeister, indem er Ornamente maß und zeichnete, Horschelt, der eine hübsche Mädchenfigur oder ein paar kecke Gestalten, die an den alten Thorbogen lehnten, in sein Skizzenbuch nöthigte, und mir, der ich diese finsteren Häuser so gern mit Gestalten einer alten, längst vergangenen Zeit bevölkerte — war besonders das Gebäude mit dem seltsamen Thürklopfer von großer Anziehungskraft. Wir nannten es nur das Priesterhaus. Oben statt des Daches hatte es einen Bogengang mit kleinen zierlichen Säulen, und dort genoß man gewiß eine entzückende Aussicht über Land und Meer. In unseren Träumen war es uns oft zu Muthe, als müsse jetzt plötzlich dort oben eine wohlgenährte Gestalt im langen schwarzen Kleide lustwandelnd erscheinen, während zu gleicher Zeit aus einem kleinen zierlichen Fenster im unteren Stocke, das von den Blättern der Orangen dicht beschattet war, leise Lautenklänge und gedämpft ein Lied, von schönen Mädchenlippen gesungen, hervortönte.

Wie treue Wächter umgeben übrigens diese finsteren Häuser den mächtigen Bau des Domes von Barcelona.

Unseren Spaziergang verfolgend, betreten wir die Calle de Escudelleros, wo sich ebenfalls Hunderte von Läden und Magazinen an einander reihen; doch sind hier weniger die glänzenden Gewölbe als in der Straße Ferdinand's VII. Hier kauft die immer ab- und zuströmende Menge Stoffe und Geräthschaften für den täglichen Gebrauch, und während man dort meistens elegante Toiletten, feine Paletots und glänzende Damenroben sieht, bemerkt man hier mehr Gestalten aus dem Volke und die Costume der ländlichen Bewohner aus der Umgegend von Barcelona. Hier ist das Gewühl belebt durch die über die Schulter geworfene lange Manta, meistens in Roth, Blau oder Grau; auch bemerkt man hier den langen braunen Mantel mit dem kleinen Kragen über die Achsel herab, ein Kleidungsstück, welches die Spanier so gewandt und

malerisch umzuwerfen verstehen. Vorherrschend sind die kleinen zugespitzten Hüte, die oftmals verzierte rund geschnittene Jacke, kurze Hosen und weiße Gamaschen. So stehen die Männer in und vor den Gewölben, Papier-Cigarren rauchend, während sie lachend und plaudernd um die verlangten Artikel handeln. Und dazwischen sieht man das weibliche Geschlecht in der unentbehrlichen Mantille, die meistens schwarz und selbst bei der niederen Classe von Spitzen oder Seide und nach der Laune der Besitzerin mehr oder minder phantastisch aufgesteckt ist.

Das Gewühl und der Lärm in diesen Hauptstraßen Barcelonas ist an den Wochentagen wahrhaft betäubend, und dabei sind die Gassen so schmal, daß der Menschenstrom oft kaum den schweren Karren auszuweichen vermag, die, mit Fässern und Kisten beladen, meistens in langen Reihen daherkommen. Doch bemerkt man auch hier den angenehmen Grundzug und Charakter der Spanier, sich gegenseitig mit größter Höflichkeit zu behandeln und sich nicht leicht aus der guten Laune bringen zu lassen. Ein junges Mädchen, an das man unsanft hingestoßen wird und dessen Mantille man zerdrückt, wendet sich um und wird lachend sagen: Das ist ein kleiner Schaden, der durchaus nichts zu bedeuten hat! Sie blitzt uns mit ihren schwarzen Augen an und hüpft davon. Kommt man vielleicht zufällig in verdächtige Berührung mit den Rädern eines Karrens, so sagt der Führer desselben auf die artigste Weise von der Welt: Erweisen Sie mir die Gunst, sich in Acht zu nehmen. Auch das beständige Cigarrenrauchen ist mit daran schuld, daß gänzlich Fremde bei einander stehen bleiben und ein paar Worte zusammen plaudern; hier bittet man um Feuer, dort reicht man selbst die Cigarre einem Fremden zum Anzünden, wobei es häufig vorkommt, daß, wenn dieser sieht, mein Endchen sei bedeutend herabgebrannt, er sich gleich daran macht, mir aus dem Vorrath von Papier und Tabak, den er stets bei sich trägt, eine neue zu drehen. Natürlich schlägt man das niemals ab, der Spanier

sagt: a la disposicion de Usted, langt nach seinem Hute und entfernt sich freundlich grüßend.

Je mehr man sich vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, desto seltener werden die glänzenden Magazine, und man kommt nun in Gassen, wo Sattel und Riemenzeug aller Art verkauft wird, Fuhrmannspeitschen, Hüte und Manta's von der gröbsten Sorte. Hier glaubt man sich oft, was Leben und Verkehr anbelangt, in einer Gasse von Damascus oder Kairo zu befinden; denn der Schuhmacher sitzt mit seinen Gesellen auf der Gasse, der Schneider flickt Röcke unter Gottes freiem Himmel und die Obstverkäuferin nebenan hat hier wie im Oriente die gleichen Früchte ausgestellt: Orangen, Citronen Granatäpfel, Datteln und Feigen. Was übrigens in ganz Barcelona, und leider nicht auf angenehme Art an den Orient erinnert, das ist der gänzliche Mangel aller Dachrinnenröhren, um das Regenwasser auf den Boden zu leiten, weßhalb denn bei Regenwetter das himmlische Wasser auf beiden Seiten der Straße von den Dächern herab wie aus unzähligen Gießkannen niederschießt.

Quer über die enge Gasse ist hier ebenfalls wie in vielen orientalischen Städten eine alte Matte gespannt, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, und wenn man dort jene beiden Gestalten aus der Gegend von Sitgas und Tarragona betrachtet, nach Art der Beduinen in langem weißem Mantel, um den Kopf ein buntfarbenes Tuch, mit den gebräunten Gesichtern, den blitzenden Augen und dem schwarzen Barte — Einer hält, um die Täuschung vollständig zu machen, da er ein Viehtreiber ist, eine lange Lanze in der Hand, — so könnte man glauben, es seien Araber aus der Wüste von Gizzeh. In diesem Stadtviertel sieht man auch kleine heimliche Kneipen; nach der Straße zu weit offen, zeigen sie dem Blick ein oft finsteres und schmieriges Gemach mit grob gezimmerten Tischen und Bänken; an der Decke hängt der Weinvorrath in gegerbten Häuten von Ziegen und Schweinen; Hals und Pfoten sind zugebunden und die Körper sehen unförmlich geschwollen

aus. Der Wein soll sich in ihnen recht gut halten, bekommt aber einen Beigeschmack, der für eine Zunge, die nicht daran gewohnt, sehr unangenehm ist. Die Oeffnung vor diesen Kneipen ist häufig mit einer Matte überhängt, aus dem Inneren dringen zuweilen Guitarrenklänge hervor, und als Wirthshauszeichen oder Schild hängt draußen eine brennende Lunte, deren sich auch die Vorüberwandelnden zum Anzünden ihrer Cigarren bedienen.

Natürlicher Weise gibt es auch hier in Barcelona Straßen, welche nicht von dem eben erwähnten Verkehr berührt werden, wo Beamte oder große Kaufleute wohnen, wo man weder Boutiken noch Magazine sieht. Hier sind meistens stattliche aber finstere Gebäude, vier bis fünf Stockwerke hoch, und man kann oft eine lange Strecke wandeln, ehe man ein menschliches Wesen sieht; hier oder dort lehnt wohl eine Mädchengestalt an einem der Balcons, und unten am Thore sitzt vielleicht ein Bettelweib, welches mit stummer Geberde die Hand ausstreckt, wenn der Spaziergänger einen Augenblick stehen bleibt. Und trotz der Oede und Stille dieser Straßen bleibt man hier gern an einzelnen Häusern stehen und schaut zuweilen in die kleinen reizenden Höfe hinein. Freilich sind diese meistens durch eiserne Gitter verschlossen, welche aber doch den Blick nicht abhalten können, der entzückt bemerkt, wie der Hof mit Marmorplatten bedeckt ist und wie ein Springbrunnen seine klaren Strahlen emporschleudert mitten zwischen die Zweige der Orangen und Citronen hinein. Auch Höfe mit alter und ernster Architektur bemerkt man hier, mit stolz gewölbtem Eingange, mit Säulen, welche Arcaden tragen, und mit einer prächtigen Treppe im Hintergrunde, die, quer an dem Hause aufsteigend, gewundene Säulenschafte zeigt, reich verzierte Capitäle und schwere Steingeländer, auf welchen zierliche Bildwerke ausgehauen sind — Gestalten aus dem alten Testamente oder Neptun mit seinen Seepferden und Tritonen. Oft, wenn ich allein auf den Straßen strich, hörte ich aus einem dieser Höfe ein leichtes

Hüsteln und war angenehm überrascht, unseren Baumeister zu finden, der sich da zeichnend und Cigarren rauchend stundenlang amusirte. Für ihn, so wie für den Maler war auch in den Straßen von Barcelona genug zu finden, und wenn nicht gerade immer eine schöne Architektur an Gebäuden oder Höfen, so oft nur der Blick in einen langen dunklen Gang, an dessen Ende durch eine schmale Thüre im scharfen Contrast Licht und Sonnenglanz hereindrang, eine roh zusammen gezimmerte Veranda beleuchtend oder eine kleine gewundene Treppe, die versteckt und geheimnißvoll in den oberen Stock führte.

Eine riesenhafte Palme, die wir bei unserem Umherstreifen zwischen Häuserlücken hervorragen sahen mit weit ausgebreiteten Blättern — ein Anblick, der mich mächtig anzog, denn Palmen sind mir immer noch eine liebe Erinnerung an Syrien und Aegypten —, führte uns in ein altes ehemaliges Kloster, das jetzt zu einem Militärspital eingerichtet wird — ein lieber, reizender Platz. Von außen durch hohe, geschwärzte Mauern dem Blicke der Vorübergehenden entzogen, besitzt dieses Kloster einen vollkommen erhaltenen Kreuzgang von zierlichen gothischen Arcaden, mit Säulen von erstaunlicher Dünne und niedlich mit Blätterwerk ausgemeißelten Knäufen, der in seiner einfachen Schönheit, in seiner Ruhe und Stille im länglichen Viereck einen kleinen Garten umgibt, wie man nichts Poetischeres sehen kann; die Säulen sind so fein, daß man kaum zu glauben vermöchte, die darauf ruhenden Spitzbogen könnten sich halten, wenn nicht an den vier Ecken kräftige, flache Strebbogen in der Richtung der Diagonale die Bogenstellungen mit den dicken Umfassungswänden rückwärts verspannen würden und so im Vereine mit der vieltheiligen Balkendecke, die über dem Gange liegt, den beruhigenden Eindruck einer genügenden Festigkeit erweckten. Lorbern und Orangen bilden dichte Gruppen in demselben, unter welchen sich kleine Steinbänke befinden, von denen einige noch besonders gegen die Sonne geschützt sind, indem man sie mit Veranden

bedeckte, die höchst einfach aus Lattenwerk und Weinlaub bestanden und ganz willkürlich hier und dort an den Zweigen der Bäume festgemacht waren. Gebüsche und Bänke umgaben einen kleinen freien Platz in der Mitte des Gartens, wo sich der unentbehrliche Springbrunnen befand, hier aber mit einem klaren Wasserstrahle versehen, der hoch hinaufgeschleudert wurde und mit schwarzen, ernsten Cypressen zu wetteifern schien, welche den Brunnen und das dazu gehörige Steinbassin umstanden. Die gothischen Arcaden des Kreuzganges standen doppelt über einander, und obgleich die obere Reihe zugemauert war, sah man doch deutlich Säulen, Bogen und Capitäle. Der Campanile der Klosterkirche oder eigentlich der Glockenstuhl — denn er besteht nur aus einer einzelnen mit Bogen durchbrochenen Mauer, die auf der Wand des Kreuzganges ruht — schaut, von der Sonne beschienen, freundlich zwischen den Cypressen durch den Hof herein, und die in seinem Bogen schwebenden Glocken feiern jetzt wohl für lange Zeit, da keine Mönche mehr da sind, die ihrem Rufe folgen.

Die Gestalt dieser Kreuzgänge ist eine unendlich glückliche und gut gewählte; es spaziert sich so angenehm darin umher, und was in einem Parke die verschlungenen Wege sind, das sind hier die Ecken des Ganges, welche das Einerlei eines langen Spazierganges wohlthuend unterbrechen. Dabei waren die Mönche vor Sonne und Regen geschützt, und die Umgebung, die sie hier hatten, unterstützte sie bereitwillig in ihren mannigfachen Betrachtungen. Der heitere Blick, welcher gern auf dem Laub und den Blüthen des Gartens, auf den von der Sonne beschienenen Blumen und dem glitzernden Wasserstrahl verweilte, wurde ernst und düster, wenn er sich alsdann auf die Steinplatten des Bodens niedersenkte oder auf die Wände des Kreuzganges, wo eine lange Reihe von Namen derer eingehauen war, die einstens hier gewandelt, ebenfalls umgeben von Blüthenduft und Sonnenglanz.

Dieses Kloster liegt dicht an der südöstlichen Stadtmauer, und wenn man dieser folgt, so kommt man in ein ärmliches Stadt-

viertel, welches aber nicht uninteressant ist. Die engen Gassen laufen hier eigensinnig durch einander, finster und schmutzig, zuweilen durch kleine Plätze unterbrochen, wo Häuser niedergerissen wurden, deren Formen man noch deutlich erkennt an den Mauern der stehen gebliebenen, gerade wie die Ueberbleibsel eines Schwalbennestes, das man von der Mauer herabgestoßen. Auch recht feuchte Winkel gibt es hier, welche sich wuchernde Pflanzen zu Nutze gemacht haben, die, hoch auf dem Dache entsprossen, längs den grauen Mauern herabgekrochen sind. Hier und da erblickt man auch einen freundlichen Balcon, neben dem sich eine mächtige Weinrebe hinaufschlingt, deren Ranken oben, durch Latten oder Pfähle unterstützt, ein weit vorspringendes Schattendach bilden.

So umherschauend, und bald hier, bald dort stehen bleibend, kommen wir auf einen breiten, mit doppelten Baumreihen bepflanzten Spaziergang, el Paseo Nuevo, der parallel mit der Rambla läuft, gegen diese aber sehr einsam und öde liegt; er ist zu sehr vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, um von der eleganten Welt benutzt zu werden. Doch scheint sich hier die jüngere Generation oder vielmehr die Bonnen und Wärterinnen derselben ein Rendezvous zu geben; denn wie z. B. im Garten der Tuilerien zu Paris auf einer Stelle, die wegen ihrer sonnigen Lage la petite Provence heißt, sieht man auch hier eine große Anzahl geputzter Kinder, die sich unter den Bäumen umhertummeln und allerlei Spiele treiben. Ich kann hier nicht eine eigenthümliche Kopfbedeckung der kleinsten dieser Kinder, welche anfangen laufen zu lernen, unerwähnt lassen. Es sind das Fallhüte von Stroh geflochten, die wie ein Turban aussehen, und dem Kopfe beim Niederstürzen eine elastische Unterlage geben. Die kleinen Spanierinnen mit sehr großen und glänzenden Augen tanzen im Kreise, während die jungen Dons exerciren und Soldaten spielen; denn in dieser Richtung sehen sie hier treffliche Vorbilder; dieser Spaziergang stößt nämlich an das Glacis der Citadelle, und auf demselben werden die Soldaten abgerichtet, müssen stehen und gehen

lernen, rechts- und linksum machen, nach Zählen marschiren, ganz wie bei uns — ein Anblick, der uns denn auch deßhalb so äußerst angenehm an die Heimath erinnerte. Der heutige Tag schien den Tambours gewidmet zu sein, und diese spazierten zu Zweien oder Dreien recht melancholisch auf den Wällen und in den Gräben umher, sich und dem begleitenden Unteroffizier etwas vormusicirend.

Die Citadelle, deren Werke beim Aufstand 1842 theilweise gelitten haben, ist vollkommen wieder hergestellt; man sieht von dem Spazierwege aus deutlich die lang gezackten Linien vor sich liegen, Schießscharten und Geschütze, so wie eine einsame Schildwache. Wir lassen die Citadelle links liegen; ehe wir aber den breiten Weg verlassen, stoßen wir auf einen kleinen melancholischen Garten, mit Mauern und einsamen Gittern eingefaßt, den einstens ein Gouverneur der Citadelle für sich und seine Familie angelegt. Jetzt ist eines seiner Thore dem Publikum geöffnet, durch welches wir denn auch eintreten. Der Garten ist klein und erscheint als eine große Spielerei, wie die Essenz eines großen Parkes: Laubgänge, Alleen en miniature, Seen und Teiche wie Entenpfützen, Hügel, die man fast mit einem guten Schritte übersteigen kann, auf ihnen kleine Pavillons zu anderthalb Personen, und im Verhältniß dazu Marmorstatuen, die alten Götter darstellend, wie sie wohl in ihrer Jugend ausgesehen haben mögen; auch eine kleine Menagerie fehlte nicht, in welcher neben Vögeln einer sehr niedrigen Rangclasse auch ein armer Lämmergeier war, der trübselig auf das gewaltige Meer hinausblickte, welches man hier und da zwischen den Zweigen durchglänzen sieht.

Vom Glacis der Citadelle haben wir nicht weit zur Puerta del Mar mit ihrem großen Platze, über welchen wir hinwegschreiten, bei dem schon erwähnten Caféhause der sieben Thüren vorbei, und auf einer breiten Rampe hinauf zur Muralla del Mar, wo wir dem Gewühl und Geräusch der Stadt, dem Spectakel der Feilen, Meißel und Hämmer, dem Schwirren der Web-

stühle, dem Rasseln der Maschinen, dem ganzen unendlichen Lärmen des gewerblichen Fleißes, den man an allen Enden der Stadt hört, glücklich entronnen sind, wo das Auge, nicht mehr geblendet von dem buntfarbigen, sich eng durch einander drängenden Menschenstrom, endlich ausruhen kann. Diese Muralla del Mar, eigentlich eine prachtvolle Terrasse, die sich in einer Breite von sechszig Fuß an die Brustwehr der Hafenmauer lehnt, ist eine der angenehmsten Promenaden Barcelonas. Vor uns haben wir den Felsen des Monjuich, zu unserer Linken den Hafen, Rhede und Strand, letzteren mit seinem eigenthümlichen Leben, weiter hinaus Barceloneta und vor uns ein unermeßliches Stück des mittelländischen Meeres; rückwärts aber liegen in der Tiefe lange Reihen von Gebäuden und Palästen, Haus an Haus, von der Terrasse durch eine Straße getrennt, über die nur einige Mal, wie z. B. an der Wohnung des Gouverneurs, Brücken in das zweite Stockwerk führen.

Wie ich schon früher bemerkte, stoßen diese Hafenmauern mit der Rambla unter einem rechten Winkel zusammen. In diesem Winkel liegt das starke Fort Atarazanas, welches auf diese Art die beiden Hauptspaziergänge Barcelonas dominirt und mit seinen Kanonen bestreichen kann. Man sieht, daß hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden ist. An diesem Ende und dem anderen entgegengesetzten, bei dem Café der sieben Thüren, führen gewaltige Rampen von der Höhe der Terrassen hinunter auf das Niveau der übrigen Straßen, und ist der Anblick des Menschengewühls, zumal bei der aufziehenden Parade, auf diesen schiefen Flächen ein außerordentlich lebendiger.

An Sonntagen, wie heute, in der kälteren Jahreszeit namentlich, zwischen zwei und vier Uhr, ist nun die Rambla, die von genanntem Fort eine gute Viertelstunde lang in gerader Linie zur Puerta Isabella II. hinaufführt, mit Wagen, Reitern und Fußgängern besäet. Für letztere ist der mittlere, mit Bäumen bepflanzte Weg, die anderen bewegen sich rechts und links von

diesem auf der gepflasterten Straße längs den Häusern. Alles, was sehen oder gesehen sein will, oder was Ansprüche auf elegante Toiletten und Schönheit macht, findet sich hier auf der Rambla zusammen. Das Auge ist geblendet von dem buntfarbigen Strome, der plaudernd und lachend auf und ab wogt, der Körper aber bald ermüdet von dem ewigen Ausweichen, von dem langsamen Gehen und von dem beständigen Durchwinden zwischen dieser gedrängten Menschenmasse. Namentlich das weibliche Geschlecht ist hier stark vertreten, um gewählte Toiletten oder auch oft sehr geschmacklose Anzüge zur Schau zu tragen. Die Barceloneserinnen sind nicht wegen ihrer Schönheit berühmt: etwas derb, wohl voll und üppig, dabei aber steif, ohne die eleganten Formen ihrer südlichen Landsmänninnen, scheinen sie die ihnen mangelnde Grazie durch die bunten, auffallenden Farben ihrer Gewänder ersetzen zu wollen. Neben sehr bescheidenen und gewählten Anzügen sah ich hier andere, so aus schreienden Farben zusammengesetzt, daß sie dem Auge ordentlich wehe thaten. Glücklicherweise mindert die schwarze Mantille, wenigstens von oben herab, manchen auffallenden Anzug; doch haben auch schon Viele diese allerliebste Landestracht bei Seite gelegt und prangen in Hüten, die einstens in Paris Mode waren und stark mit wehenden Federn und bunten Bändern aufgeputzt sind. Drei Dinge findet man übrigens auch am Kopfe einer Barceloneserin selten unschön, das sind Zähne, Augen und Haare, wogegen leider bei Vielen auf der Oberlippe ein dunkles Bärtchen bemerkbar ist, dessen sich bei uns mancher junge Offizier nicht zu schämen hätte. Die Mädchen aus dem Bürgerstande sieht man häufig in einem Kleiderschnitte, den man fast einen altdeutschen nennen könnte, wenigstens findet man bei uns auf alten Bildern denselben Spenzer, knapp die Taille umschließend, mit kurzen, engen Aermeln, die mit Spitzen oder weißen Manchetten eingefaßt sind — eine Tracht, sehr kleidsam, die auch seit einiger Zeit bei unseren Damen wieder Mode zu werden anfängt.

Die jungen spanischen Elegants sind einfacher gekleidet, thun aber schon ein Uebermögliches in der Farbe der Cravaten und Handschuhe. Paletot und Frack haben übrigens kein ausschließendes Recht auf die Rambla, und es ist sehr angenehm, auch die Nationaltracht mit kurzer Jacke, weißen Gamaschen, spitzem Hut und farbiger Manta stark vertreten zu sehen. Dabei stehen die Träger der letzteren, was anständiges Benehmen anbelangt, hinter den Ersteren nicht zurück; ja, man könnte die meisten unter ihnen für vornehme Leute halten, die sich zu ihrem Vergnügen so costumirt haben; gewandt und anständig führen sie ihre Damen, bleiben eben so bei Begegnenden stehen, schauen lachend einem hübschen Mädchen nach, und führen ihre Papiercigarren eben so coquet zum Munde, wie der Elegant in seinen Glacéhandschuhen die Puros.

Für eine so große volkreiche Stadt wie Barcelona — sie hat ungefähr 250,000 Menschen — sieht man wenige und fast gar keine eleganten Equipagen, was wohl daher kommen mag, daß ein leichtes schönes Fuhrwerk nur in den breiten Straßen der Stadt zu gebrauchen ist, aber nicht zu Ausflügen in die Umgegend. Denn kaum hat man die Thore der Stadt hinter sich, so fängt das spanische Straßen-Elend an, und man geräth in fußtiefe Löcher und Geleise, wo leichte Achsen und Räder in kurzer Zeit zusammenbrechen müssen. Deßhalb bemerkt man viele und gute Reiter und die jungen Leute von Barcelona lieben es, sich auf der Rambla vor ihren Schönen auf raschen Pferden sehen zu lassen. Diese sind meistens von andalusischer Race, also arabischer Herkunft, fast alle dunkelbraun oder schwarz mit außerordentlich starken Mähnen und lang herabwallendem Schweife.

Auch in der Woche ist die Rambla fast so belebt wie an Sonn- und Festtagen; wenn es alsdann der eigentlichen Spaziergänger weniger sind, so ist dagegen der gewerbliche Verkehr größer und Käufer und Verkäufer gehen eilfertig mit einander dahin. Die Bewohner der umliegenden Dörfer lassen sich alsdann auch

häufiger in den Straßen Ferdinands VII. und auf der Rambla erblicken; dort betrachten sie die glänzenden Magazine, hier die ansehnlichen Gebäude der großen Theater und Gasthöfe. Eine eigenthümliche Zusammenkunft bemerkte ich öfters hier, Morgens früh nämlich eine bedeutende Anzahl Weißputzer, die mit ihren langen Stangen auf der Schulter wie zum Appel zusammen zu treten schienen und sich gleich darauf nach allen Seiten zerstreuten.

Um einen neuen schönen Marktplatz für Barcelona zu gewinnen, hat man ungefähr gegenüber der Straße Ferdinand's VII. eine Menge alter Häuser zusammengerissen und den Raum, wo diese standen, sowie die Höfe derselben zu einem ziemlich großen Ganzen vereinigt. So ist es ein stattlicher viereckiger Platz geworden, rings von neuen prächtigen Häusern umgeben, welche im unteren Stocke eine um den ganzen Platz hinlaufende geräumige Halle von schlanken Steinsäulen haben, in der sich kleine Läden ebenfalls für die täglichen Lebensbedürfnisse, befinden. Die Produkte aber, welche von Tag zu Tag wechseln: Fleisch, Fische, Gemüse, Früchte aller Art, befinden sich auf dem Platze selbst, wo jeder Stand für sich recht zierlich geordnet ist, und alle regelmäßig aufgestellt, unter sich breite Gänge bildend, die sich rechtwinkelig durchschneiden und den Verkehr bequem und angenehm machen. Die meisten dieser Stände sind von oben durch graue Leinwand oder Matten gegen die Sonne geschützt, und der ganze Markt hat namentlich durch die stattliche Umgebung etwas Großartiges und sieht bei Abend, wo der Ein- und Verkauf recht lebhaft geht, von vielen Lichtchen erhellt, recht freundlich aus.

Dieser Marktplatz, östlich von der Rambla, gehört zur alten Stadt, die sich auffallend von den Theilen, welche wir vorhin durchwanderten, unterscheidet. Hier sind die Häuser noch dunkler, noch höher, und in den meisten Straßen so eng beisammenstehend, daß man sich in einigen ohne große Mühe von einem Balcon zum andern die Hand reichen könnte. Diese Balcone geben überhaupt diesen Häuserfronten mit unzähligen Fenstern ein ganz eigenes

Ansehen, jedes derselben ist damit versehen, alle haben fast das gleiche schwarze eiserne Gitter, wodurch der Anblick hier über alle Beschreibung monoton wird. Dabei ist in diesem Theile der Stadt wenig Verkehr, man kann ganze Straßen durchwandern, ohne etwas Anderes zu sehen, als die trübseligen, hohen, dunklen Mauern mit verschlossenen Fenstern, und an einem derselben hier oder dort ein verkümmertes Geranium, auf der Straße ein paar Hunde, eine vorüberspringende Katze und zusammengekauerte Bettler beiderlei Geschlechts. Wenn es hoch kommt, begegnen wir vielleicht einem mageren Pferde, mit Fäßchen beladen und von seinem Eigenthümer geführt, der mit gellender Stimme den allervortrefflichsten Essig anpreist. Die Monotonie der Straßen der alten Stadt rührt auch wohl von den vielen Klöstern her, die sich ehemals hier befanden, und wenn man auch ihr Inneres vollkommen umänderte, so nahm man doch dem äußeren nicht sein finsteres und abschreckendes Aussehen.

Hier wohnen niedere Beamte, kleine Handwerker, Wäscherinnen. Letztere sieht man häufig bei ihrem Geschäfte, wenn man zu einem der finsteren Thorwege hineinblickt; dabei befindet sich im Hofe ein breites Steinbassin mit einem einfachen Brunnen, der seinen Wasserstrahl hineingießt, und ringsumher eine Anzahl Weiber, welche die Wäsche mit Hölzern und ihren Fäusten auf der Steineinfassung bearbeiten. Etwas, das diesem Stadttheile einiges Leben verleiht, sind die vielen Omnibus und Diligencen, die von hier aus nach der Umgegend, nach Saragossa, Madrid, Tarragona und Valencia fahren. Fast alle passiren das Thor, welches nach Sarria hinausführt, ein altes finsteres Gewölbe mit einer halbverfallenen malerischen Brücke und vernachlässigten Glaciseinschnitten. Dort rasselt gerade einer dieser Marterkasten bei uns vorüber, mit acht Maulthieren bespannt, deren Geschirr mit Messingstücken und kleinen Glocken bedeckt ist, die unaufhörlich klingeln und klimpern. Schon innerhalb des Thores und der Stadtmauer ist Weg und Pflaster so entsetzlich schlecht, daß der Wagen wie betrunken hin

und hertaumelt; auch muß er eine Zeit lang warten, bis eine Menge Lastkarren, die vor ihm sind, die schmale Passage endlich befreit haben. Vor der Brücke nimmt ihn gleich eine dichte Staubwolke in Empfang und entzieht ihn bald unseren Blicken. Wir lassen ihn für heute gern ziehen, denn in kurzer Zeit werden auch wir dort eingezwängt sein, immer noch früh genug für ein solches Vergnügen.

Uebrigens fehlt es auch diesem Stadttheile nicht ganz an Läden, doch sind es meistens Obst- und Victualienhändler, kleine Bilderläden oder ambulante Musikalienhandlungen. Die beiden letzteren haben mir manche Viertelstunde gekostet, denn ich konnte selten bei ihnen vorübergehen, ohne die ausgehängten Kunstschätze bewundert zu haben. Natürlich sind sie für die unteren Volksclassen berechnet, und die Bilder, eigentlich Bilderbogen, behandeln Gegenstände, welche dem spanischen Volkscharakter am meisten anpassen. Da sind Don Quixote und Sancho Pansa, verschiedentlich während ihrer Irrfahrten aufgefaßt, nach unseren Begriffen furchtbar carikirt, mit passenden Unterschriften versehen; ferner blutige Räubergeschichten mit einer wahren Verschwendung von brennenden Farben, hier ein Gefecht zwischen Räubern und Guardias Civiles, wobei die ersteren Sieger bleiben, dort die Beraubung einer herrschaftlichen Kutsche oder großes Würfelspiel der ganzen Bande um vollbusige Weiber, die auf den Knieen liegen und Schonung zu erflehen scheinen. Die Musikalienhandlung ist ein sehr einfaches Etablissement und besteht aus einem Stuhle, auf dem der Eigenthümer sitzt, und mehreren Schnüren an der Mauer eines Hauses, woran die betreffenden Musikalien aufgereiht sind. Hier spielen Stierfechterromanzen, Geschichten von verwegenen Contrebandisten, ebenfalls verdrießliche Abenteuer eines Corregidors mit einer schönen Müllerin, so wie Don Juan's Thaten und Ende eine Hauptrolle. Für einige Realen kaufte ich mir hier eine ganze Sammlung von Volksliedern.

Diese neue lange Wanderung hat mich indessen müde und hungrig gemacht. Es ist fünf Uhr, und ich begebe mich zurück

nach der Fonda del Oriente. Im Hofe derselben finde ich meine beiden Reisegefährten; der Baumeister studirt an großen Placaten die Abfahrt der Dampfschiffe, während Horschelt eine der oben erwähnten Diligencen skizzirt, die eben zum Abfahren bereit steht. Die Maulthiere sind ungeduldig und treten hin und her, und einem, das sich gar ungeberdig anläßt, hat der Delantero seine Manta um den Kopf gewickelt, wodurch es geblendet wird und ruhig steht. Ich trete einen Augenblick in die große Küche des Hauses, die sehr reinlich ist und an deren Thür unser vortrefflicher Maurice steht, umgeben von einem halben Duzend fetter Hunde, unter deren Beihülfe das Diner bereitet wurde; sie müssen nämlich vermittest eines Tretrades sämmtliche Braten drehen, und damit, wenn sie vielleicht bei dem süßen Duft in hungrige Träumereien verfallen und stillstehen, dieses von den betreffenden Küchenjungen augenblicklich bemerkt wird, ist oben an der Decke eine Glocke angebracht, welche, durch einen sinnreichen Mechanismus bewegt, alsbald anfängt zu klingeln, sobald Hund und Rad stillstehen.

Jetzt läutet Maurice an der großen Glocke des Hauses; in diesem Augenblick sind auch sämmtliche Passagiere in die Diligence eingezwängt worden, der Delantero schwingt sich auf, reißt zu gleicher Zeit dem unartigen Maulthiere die Manta vom Kopfe weg und, während wir zum Diner hinaufsteigen, rasen die acht Maulthiere wie toll zu dem engen Hofe hinaus. So ist das Reiseleben und nach einiger Zeit werden auch wir mit Neuangekommenen die Rollen gewechselt haben.

Wenn man uns von den interessantesten Sehenswürdigkeiten außerhalb der Stadt sprach, so hatte man immer in erster Reihe des Friedhofes erwähnt, der einzig in seiner Art sei und seines Gleichen nicht in Spanien, ja nicht in der ganzen übrigen Welt haben solle. Wir dachten dabei an Anlagen, wie z. B. Père la Chaise, prächtig wie dieser berühmte Friedhof gelegen, vielleicht mit einer weiten Aussicht aufs Meer. Eines schönen Nachmittags beschlossen Baumeister Leins und ich den-

selben aufzusuchen. Wir gingen zur Puerta del Mar hinaus und kamen gleich vor der Stadt in einen breiten, mit einer vierfachen Baumallee bepflanzten Weg, welcher der Beschreibung nach auf den Kirchhof führen mußte. Den Bahnhof der Eisenbahnroute nach Mataró, sowie den Stierplatz ließen wir rechts liegen und schritten auf dem fast schnurgeraden Wege fort, welcher sich ungefähr tausend Schritte vor der Stadt plötzlich, aber nur an einer Stelle, auf ein Drittel verengt, weil er hier durch das Glacis der Festung führt und Behufs der Zoll- und Thorabgaben mit einem Palissadenthor gesperrt werden kann.

Von dem Thore der Stadt hatten wir eine kleine halbe Stunde zu gehen, um den Kirchhof zu erreichen, dessen Mauern und Eingangspforte wir übrigens schon längere Zeit am Ende der Allee vor uns sahen. Sie schien aus gelben Sandsteinen gebaut und blickte hell und schimmernd zwischen Lorbeerbüschen hervor. Rechts und links von dem großen Gitter, welches den Eingang verschloß, befanden sich kleine Gebäude, ägyptisch verziert; man muß es wohl so heißen, denn neben den bekannten, sich nach oben verjüngenden Formen waren gleich wieder welche von einem anderen Styl, kurz, ein sonderbares Gemisch von ernst sein sollenden Formen. Obgleich wir das Meer zur Rechten hatten, sahen wir es doch nur zuweilen, da hier niedrige Dünen sind, die es dem Blicke entziehen; doch bot die Stadt zu unserer Linken von hier aus einen wahrhaft prächtigen Anblick. Man sieht sie langgestreckt mit ihren großen Häusermassen in dem Thale liegen, welches von Ausläufern der Pyrenäen gebildet wird, die Barcelona im Halbkreis umgeben. Von hier aus erkennt man auch die fabrikreiche Stadt; denn über den glatten Dächern und Terrassen erblickt man zahlreiche Dampfschornsteine, deren schwarzer Rauch die sonst so reine und klare Luft etwas verfinstert. Von Weitem gesehen, hat Barcelona eine gelbliche Sandsteinfärbung, welche sich namentlich im Strahl der Sonne warm und glänzend ausnimmt; über den Häusermassen ragen zahlreiche Kirchen her-

aus, vor allen aber die majestätische Masse der Kathedrale mit ihren beiden hohen durchbrochenen schwarzen Thürmen, welche ziemlich genau den Mittelpunkt der Stadt anzeigen.

Doch sind wir am Thore des Friedhofes und stehen verwundert über den seltsamen Anblick, der sich uns darbietet. Wir schauen in das Innere und suchen vergeblich einen Friedhof nach unseren Begriffen. Da ist weder Rasen, Baum, Strauch, noch Monument, Kreuz, vor allen Dingen aber kein Grab zu sehen; es liegt vielmehr eine kleine Stadt vor uns, in deren Hauptstraße wir überrascht hineinschauen; ja, eine förmliche Straße, aus Gebäuden von vielleicht sechzehn Fuß Höhe gebildet, die, aneinander stoßend, auf beiden Seiten eine lange Linie bilden, nur unterbrochen durch Querstraßen, welche die, in der wir wandern, rechtwinkelig durchschneiden. Sämmtliche Gebäude haben nach Art der großen Fabriketablissements unzählige Oeffnungen in regelmäßigen Linien, eine neben der anderen — Fenster könnte man sie nennen, doch haben sie nicht viel über dritthalb Schuh im Quadrat und sind statt des Glases mit Marmorplatten versehen, deren Inschrift uns die Bedeutung dieser Zellen vollkommen klar macht. Denn die goldenen oder auch blos eingegrabenen Buchstaben auf schwarzem oder dunkelgrauem Grunde erzählen uns, wer hier liegt, wann er geboren, wann er gestorben.

Der Kirchhof von Barcelona ist eine Stadt der Todten, deren Gebäude aus dicken Mauern, fast geformt wie Bienenzellen, bestehen, in welche man die Särge wagerecht hineinschiebt und dann die Oeffnung mit der oben erwähnten Tafel verschließt, wodurch blos das Kopfende des Sargbehälters im Aeußeren zum Vorschein kommt. Wie man uns versicherte, hat die Luft hier die merkwürdige Eigenschaft, die Körper der Verstorbenen in wenigen Jahren auszutrocknen, was sie zu Stande bringt, ohne dadurch eine schlechte Atmosphäre zu erzeugen. Hier in diesen seltsamen Straßen merkt man wenigstens nichts davon, daß man zwischen Tausenden von Todten umherwandelt, von denen doch ein großer

Theil hier schon Jahre lang so gut wie in freier Luft wohnt, nur durch eine dünne Marmortafel von uns geschieden. Wie viele Grabstätten hier sind, bin ich nicht im Stande anzugeben, denn es sind ihrer unzählige, und ich muß den Begriff einer Stadt der Todten festhalten. Wir biegen rechts in eine Seitenstraße und haben vor uns eine gleiche lange, lange Linie von Gräbern; wir wenden uns links und finden kurze Zeit nachher abermals eine andere lange Straße, die unseren Weg durchschneidet. Auch Neubauten sehen wir: hier wurden noch mehrere Stockwerke aufgesetzt, dort errichtete man ein ganzes Stadtviertel für neue Ankömmlinge. Da konnten wir ganz gut auch die Constructionsweise sehen; sämmtliche Grabkammern sind aus Backsteinen errichtet und auch mit Backsteinen in flachem Kreissegmentbogen überwölbt, jedoch so, daß die wagerechten wie die senkrechten Scheidewände nicht mehr als die Dicke eines einzigen Backsteines haben.

Auch zwischen den bewohnten Zellen sah man hier und da ganze Reihen leer stehen und geöffnet, woher ich vermuthe, daß es den Einwohnern von Barcelona frei stehe, sich Straße und Nummer auszusuchen, wo sie nach ihrem Tode ruhen wollen. Begreiflicher Weise hat jedes Tafel- oder Mauernquadrat einen freien Raum in seiner Mitte, der als Garten angelegt ist, auch Kreuze und Monumente hat, die man aber beim allgemeinen Ueberblick nicht sieht und erst gewahr wird, wenn man an dem zugehörigen Eisenthor vorüber kommt. Hier befinden sich große gemeinschaftliche Gräber, in welche nach einer Reihe von Jahren die Ueberreste aller derer zusammengelegt werden, die eine eigene Grabzelle für ewige Zeiten nicht bezahlen konnten oder wollten; dieselben sind schön mit Cypressen umpflanzt, und man sagte uns, die Gebeine werden darin mit einem Ueberguſſe von Kalk versehen. Anfänglich verursachte es uns ein eigenthümliches Gefühl, in diesen stillen, öden Straßen umherzuwandeln, und man liest schüchtern die Namen derer, die hier ruhen; bald aber hatten wir uns mit dieser Begräbnißart befreundet und fanden es für die Ueberlebenden

bei Weitem angenehmer, ihre Angehörigen so in der freien Luft aufgestellt zu wissen, statt sieben Fuß tief unter dem feuchten Rasen in der traurigen Grube, so weit entfernt von Sonnenlicht und Mondenschein.

Man darf sich jedoch nicht denken, daß der Anblick ein allzu monotoner sei; die Kreuzungen von zwei Straßen sind meist benutzt, um Monumente wichtiger Personen nicht allein in ihrer Mitte aufzustellen, sondern auch die einspringenden Winkel je auf den vier Ecken sind mit solchen Denkmalen ausgefüllt, häufig mit Eisengittern umgeben und oft von wahrhaft edler künstlerischer Anordnung. Dem Haupteingang gegenüber am Ende der großen Mittelstraße ist in erhöhter Lage eine Capelle erbaut, die der ganzen Anlage eine höhere Würde verleiht. Die Straßen selbst sind weit, vortrefflich gepflastert und geplattet, und die Reinlichkeit und Ordnung eine musterhafte. Hierbei kann ich ein Denkmal nicht unerwähnt lassen, welches sich dicht am Eingange des Friedhofes befindet. Es stellt eine vielleicht zehn Fuß hohe Pyramide von weißem Marmor vor, auf deren Untersatze sich auf zwei Medaillons der Kopf eines Mannes und der einer Frau befinden; es ist dieses ein sehr in Liebe erglühtes Ehepaar, welches am Tage seiner Hochzeit dieses Monument errichten ließ, um der staunenden Mitwelt zu verkünden, daß Beide auch nach ihrem Tode ungetrennt bleiben wollen. Die Sache kam indessen anders; denn schon im ersten Jahre nach ihrer Verbindung fielen Streitigkeiten so ernster Art vor, daß sie bald darauf eine förmliche Scheidung herbeiführten. Daß unter diesen Umständen die Gruft unter dem Denkmale nicht benutzt werden wird, versteht sich wohl von selbst. Auch sollen sich die Betheiligten, welche beide noch leben, bereits andere Ruhestätten an zwei entgegengesetzten Enden des Kirchhofes ausgesucht haben.

Wenige Spaziergänger trafen wir auf unserer Wanderung durch die stillen Straßen, nur hie und da fanden wir Jemanden beschäftigt, einen Immortellenkranz an einer der Marmortafeln

aufzuhängen. Zufälliger Weise aber wurde es uns vergönnt, ehe wir den Kirchhof verließen, noch einem Begräbnisse beizuwohnen, und zwar dem eines deutschen Landsmannes. Da wir in Begleitung desselben ein paar Bekannte sahen, so schlossen wir uns ebenfalls an. Die Beisetzung geschieht auf sehr einfache Art: der Sarg wird von einigen Leuten auf einer hohen Treppenleiter emporgetragen und in die Zelle geschoben; darauf wird die Platte mit der Inschrift befestigt, und Alles ist vorüber. Die Bekannten, denen wir uns angeschlossen, der Schweizer Consul, so wie sein Associé, Herr Müller aus Köln, die überhaupt für uns von großer Freundlichkeit waren, boten uns einen Platz in ihrem Wagen an und luden uns zu gleicher Zeit zu einer Besichtigung des Monjuich ein, zu welchem Zwecke sich Herr Müller eine Erlaubnißkarte verschafft hatte. Eine solche zu erhalten ist nicht mehr so schwierig wie früher, doch bedarf es immer noch gewisser Formalitäten, um zur Besichtigung dieses Zwing-Barcelona zugelassen zu werden.

Wir fuhren nach der Stadt zurück und durch dieselbe bis zur Puerta San Antonio. Rechts von dieser führt längs der Stadtmauer der Weg nach Madrid, wir aber fuhren gerade aus bis an den Fuß des Monjuich — Mons Jovis der Römer — der sich unmittelbar vor der Stadt erhebt. Der Weg hinauf, den wir zu Fuß zurücklegten, ist sehr malerisch und abwechselnd; zur Linken hatten wir das Meer, das seine Wellen taktmäßig zwischen die felsigen Gestade warf und so eine leichte Brandung verursachte. Umschauend sah man das uralte Thor, zu welchem wir hinausgegangen, aus dunklen Steinen erbaut, mit Epheu bekleidet, welches sich um die morschen Balken geschlungen hatte, die noch von ehedem aus dem Gemäuer hervorragten und die dazu dienten, die Zugbrücke aufzuziehen, aber augenscheinlich lange nicht mehr benutzt worden waren.

Der Weg zum Monjuich — der Breite nach eine Fahrstraße — geht im Zickzack aufwärts, wodurch wir jetzt eine Aussicht auf die blaue unendliche Flut des Meeres hatten, gleich darauf

die Stadt und das weite Gebiet des Llobregat zu unseren Füßen sahen, dann auf die Dörfer der Umgegend: Garcia mit seinen Fabriken und Schornsteinen, Sanz, Sarria, zwischen Gärten liegend, auf San Gervasio und San Andrea. Alle diese Ortschaften sind durch Baumgruppen, Alleen und jetzt noch grünende Felder mit einander verbunden und geben auf diese Art der weiten Ebene ein freundliches Aussehen. Den Platz zwischen den Stadtmauern und dem Fuße des Monjuich bedecken Gemüsegärten, und hier grünte ebenfalls Alles trotz der späten Jahreszeit. Sonderbar nehmen sich zwischen den Kohl- und Salatfeldern die Bewässerungsanstalten aus, die sich noch aus der Maurenzeit herschreiben, jedenfalls mit ihrem Paternosterwerk und mit großen Steinbassins orientalischen Ursprunges sind. In der willkürlichen phantastischen Zusammenstellung der einfachen Bedachung durch Stangen und Bretter, um welche sich die Rebe geschlungen, so wie in den alten gezahnten Triebrädern boten sie treffliche Studien für unseren Maler, der sie auch fleißig benutzte und halbe Tage lang zeichnend auf den Felsen des Monjuich saß.

Langsam stiegen wir den Berg hinan, der einige Hundert Schuh über dem Meer fast ganz kahl ist, röthlich-gelbe zerklüftete Felsenmassen zeigt, über welche man den Weg mühsam geebnet. Einige Abwechselung gewähren uns seine Einfassungen von riesenhaften Aloen und großen Cactus. Während man an den unteren Abhängen des Berges hinaufklettert, ist man nicht im Bereiche der Batterien; bei dem letzten Viertel des Weges aber, während dessen die Straße ziemlich gerade und steil aufwärts führt, sieht man die Geschütze der Außenwerke drohend auf sich gerichtet und begreift bei diesem Anblick wohl, daß es noch niemals gelungen ist, den Monjuich im Sturm zu nehmen, um so weniger, da auch die Anlegung von Breschebatterieen hier unmöglich ist. Der Monjuich ist bis auf den heutigen Tag eine jungfräuliche Festung geblieben; denn wenn er auch schon einige Male im Lauf der Zeiten in andere Hände übergegangen ist, so geschah das doch nur durch

Vertrag oder Verrath, wie z. B. während der Unabhängigkeitskriege, als General Duchesme, der als Alliirter nach Spanien kam, eine Parade dazu benutzte, um die harmlosen Spanier zu überrumpeln und sich in Besitz der Feste zu setzen.

Der Monjuich ist eine Festung, denn das Wort „Schloß" oder „Fort" gibt einen viel zu schwachen Begriff von seinen Werken. Diese haben wenigstens eine starke halbe Stunde im Umkreis und nach der Landseite drei oder, wenn man die obere Plattform mitrechnet, vier Vertheidigungslinien. Nach der Seeseite, wo der Felsen steil und zerklüftet hinunterfällt, ist nur ein einziger Wall, der aber zur vollständigen Sicherheit mehr als genügt. Dazu sind alle Werke größtentheils aus Quadern und sehr solid gebaut. Besonders schön construirt sind die Batteriefronten an der westlichen Abdachung des Berges, die sie bestreichen können, und obgleich alle durch geheime Ausfallsthüren verbunden sind, ist doch jede Schanze von der anderen unabhängig und kann sie beschützen, aber auch zerstören. Aus einem Bombardement würde sich die Festung gar nichts machen, denn sie hat luftige, geräumige und vor allen Dingen sehr trockene Casematten, welche eine Besatzung von 3000 Mann Soldaten ganz bequem beherbergen können.

Jetzt zur Friedenszeit sind diese riesenhaften Gewölbe vermittelst Bretterboden durchschoren und dienen als Caserne. Alle Räumlichkeiten des Monjuich sind gut und reinlich erhalten, die Lagerstätten der Soldaten einfach, aber genügend, und die Küchen groß und geräumig; dabei fehlt es nicht an einer kleinen Capelle, so wie an einem Club oder Café für die Offiziere, wo sich ein Lesecabinet, eine Bibliothek und ein Billard befinden. Wie schon bemerkt, wurde der Monjuich niemals durch Waffengewalt bezwungen, und man versichert, daß die Festung nur durch Aushungern oder Verrath der Besatzung genommen werden könne. Gegen den Wassermangel sorgt eine große Cisterne, welche in den Felsen gehauen ist, durch Regenzufluß gespeist wird und gutes

Wasser genug enthalten soll, um die ganze Besatzung reichlich damit zu versehen.

Die Aussicht auf der oberen, sehr weiten Plattform, die den inneren quadratischen Hof umgibt, ist großartig und reizend. Vor sich hat man die gewaltige Meerflut, zur Linken Barcelona mit den vielen Dörfern, die es umgeben, und der reichen Ebene, begränzt von Gebirgen in schönen Formen, die, mit anderen Thälern und neuen Ketten untermischt, rückwärts immer mehr ansteigen und sich endlich am Horizont mit dem gewaltigen Zuge der Pyrenäen vereinigen. Rückwärts sieht man in das hügelige Land, welches hier einen anderen, minder großartigen Charakter hat. Doch sind da die Berge grüner bewachsen, gekrönt mit kleinen Dörfern, einzelnen Kirchen und den Ruinen alter Schlösser; in den Thälern glänzen kleine Seen, und ein gelber Streifen durch das grüne Land zeigt eine kurze Strecke die Straßen nach Madrid und Valencia.

Es dämmerte schon, als wir nach Barcelona zurückkehrten. Um diese Zeit entfaltet der Spaziergang auf der Hafenmauer, wenigstens nach meinem Geschmack, seine ganze Schönheit. Dunkel liegen die Schiffe am Fuße derselben, hier und da glänzt ein Licht aus den Kajütenfenstern; das Meer, welches leise über den Strand hinspült, glänzt phosphorisch, und sein bei Tage weißer Schaum spritzt silberglänzende Sterne auf den Sand; dazu strahlt das Mondlicht auf den dunklen Fluten, und wo ein Boot durch den Hafen fährt, wo die Ruderschläge das Wasser beunruhigen, da scheint es in lauter Flammen zu tanzen. Die Fischer haben ihr Tagewerk vollendet, hier und da hat eine Familie derselben im Freien ihr Feuer angezündet, und die rothe Gluth überstrahlt die ernsten Züge der Männer und glänzt in den verlangenden Augen der Kinder, die nach den Fischen schmachten, welche in der Pfanne braten. Rings um den Hafen her flammen nach und nach die Gaslichter auf, und da die Candelaber nah am Wasser stehen, so spiegeln sich die weißen Flämmchen in demselben ab und bilden

zitternde Punkte auf den dunklen Wellen. Aus den Schenken am Ufer tönt Gesang und Guitarrenklang; ein Spaziergänger der dir begegnet, bittet dich um Feuer für seine Cigarre, und wenn du am Ende des Weges angekommen bist, so beeilst du dich, wieder umzukehren; denn der spanische Soldat, der hier auf Posten steht und der dich am Tage vielleicht unbehelligt läßt, fällt das Bayonnet und ruft dir sein lautes: „Halt! wer da?" entgegen. Dieses geschieht jedoch nur in der Nähe des Arsenals, der übrige lange Spaziergang ist völlig zur Verfügung des nächtlichen Wanderers; man kann sogar die Schießscharten hinaufsteigen, sich über die Brüstung lehnen und wird nicht gestört, wenn man auch stundenlang hier verweilt, um die Blicke über das nächtliche Meer hinschweifen zu lassen, der Gegend zu, wo die theure Heimath liegt.

Abends ist die Rambla meistens belebt. Wir hatten während unseres Aufenthaltes ein unvergleichlich schönes Wetter: ziemlich heiß am Tage und nicht kühl in den ersten Stunden der Nacht. Der lange Spaziergang ist jetzt durch eine Menge von Gaslichtern erhellt, von denen sich namentlich große Candelaber in der Mitte der Allee prächtig ausnehmen. Diese haben sechs Arme, jeder mit mehreren Flammen, und so glaubt man aus der Entfernung, wo man die dunklen Träger nicht sieht, es hingen große Kronleuchter an unsichtbaren Schnüren zwischen den Baumreihen. Wir hatten das Glück, einem Feste beizuwohnen, wo die Rambla in einem wahren Lichtmeer strahlte, wo auf verschiedenen Punkten Musikchöre aufgestellt waren, welche unter dem Zudrang vieler Tausend Spaziergänger sehr oft die Volkshymne spielten und diese sowie Donizetti'sche und Verdi'sche Melodieen mit ungleich größerer Präcision, als vor einigen Tagen die Märsche bei der Trauerfeierlichkeit.

Bei diesen nächtlichen Promenaden bekommt man auch hier schon einen kleinen Begriff von dem lebhaften spanischen Volkscharakter. Wie das dahinwandelt, wenn die Musik eine lustige

Polka spielt, wie das durch einander wogt, lacht und plaudert! Dabei sind die Fächer in einer beständigen Bewegung, und die Mantille verhüllt jetzt ein blitzendes Auge, das wenige Secunden darauf einen vorüberwandelnden Bekannten ziemlich herausfordernd anschaut. An diesem Abende waren die öffentlichen Gebäude an der Rambla illuminirt und fast taghell, und bis zur Puerta Isabella hinauf, in deren Nähe die großen Bäume aufhören und durch dichte Oleanderbüsche ersetzt werden, war Alles bei der rauschenden Musik voll Leben, Lust und Lichterglanz, namentlich in der Nähe der Kaffeehäuser und Theater, wo die Menge immerfort aus- und einströmte.

Was die ersteren anbelangt, so findet man sie, namentlich in Erinnerung an die prächtigen französischen Etablissements dieser Art, einfach, ja oft ärmlich. Die Locale sind eng und finster, ohne großen Luxus eingerichtet und ebenso möblirt. Statt der Dame de Comptoir, welche in einem französischen Café die Honneurs macht, sitzt hier der oftmals schmierige Eigenthümer auf einer Erhöhung an der Thüre, die, statt wie dort mit Blumen-Bouquets und prächtigen Aufsätzen decorirt, hier ein halbes Duzend Liqueurflaschen enthält. Die Kellner haben sich nach dem Muster ihres Herrn gebildet, und von der reinlichen weißen Schürze und dito Halsbinde ist hier keine Spur zu sehen. Dabei befleißigt sich weder Herr noch Kellner einer übertriebenen Höflichkeit, und wenn man Geld wechseln läßt oder herausbekommt, so hat man gewöhnlich Schaden, indem man häufig alte abgenutzte Realen bekommt, die derselbe Kellner, der sie Einem gegeben, am andern Morgen nicht wieder annimmt. Dagegen aber haben die Fremden den Vorzug, daß sie andere Preise bezahlen dürfen als die Einheimischen, und was mich z. B. acht Realen kostete, wurde vielleicht dem neben mir sitzenden Spanier für sechs servirt.

In den meisten dieser Kaffeehäuser ist der Kaffee mittelmäßig, dagegen die Chocolade vortrefflich. Echt spanisch und nicht unangenehm ist eine Art Zuckerwasser, die häufig getrunken wird,

da das Wasser in Barcelona wie in allen Küstenstädten nicht besonders gut ist. Man verlangt eine Zucarilla und erhält eine schuhlange Stange harten Schaumzuckers von vielleicht zwei Zoll Dicke, die mit Fleur d'Orange versetzt ist und augenblicklich schmelzend zusammensinkt, sobald man sie ins Wasser stellt. Fremden ist ein solches Zuckerwasser, namentlich zur warmen Jahreszeit, Morgens vor dem Frühstücke zu empfehlen.

Barcelona hat zwei Theater, das Theater Principal und das Theater del Liceo. Letzteres ist das größte in ganz Spanien und neben der Mailänder Scala vielleicht das geräumigste von ganz Europa. Es hat ebenfalls sechs Logenreihen und ist reich, geschmackvoll, mit blendender Pracht decorirt; die Behandlung der Prosceniumsloge ist von vieler Eleganz und sehr schönen Proportionen. Leider blendet aber diese Pracht nur von Weitem und wenn man sich die Sachen näher betrachtet, so findet man die meisten Ornamente gemalt und die schweren goldenen Verzierungen von Papiermaché gemacht, die z. B. an den Logenbrüstungen traurig eingesunken sind, wo sich zufälliger Weise eine schwere Hand darauf stützte.

Wir wohnten hier einer Vorstellung bei, wie es hieß, zum Besten des Volkes, d. h. mit sehr herabgesetzten Eintrittspreisen. Es wurde eine Zauberposse gegeben voll des schon hundertmal gesehenen Zauberspucks, wandelnder Statuen, verschwindender Tische und menschlicher Körpertheile, die zum Kamin herabfallen und vom Harlekin zusammengefügt werden. Später sahen wir Rigoletto, ausgeführt von mittelmäßigen Sängern, die aber von einem guten Orchester unterstützt wurden. Ein Ballet, das darauf folgte, war nicht der Rede werth. Das Publikum ist an einem solchen Beneficeabend kaum noch ein gemischtes zu nennen; überall machte sich die rothe Mütze und die bunte Manta breit, Orangen- und Zwiebelduft wechselten mit einander ab, und in den Zwischenacten drang der Geruch unzähliger Papiercigarren aus dem

Corridor in die Logen und stieg sogar aus dem Parterre zu uns herauf. Ein deutscher Intendant würde, was diesen Punkt anbelangt, fast allen Theatervorstellungen in ganz Spanien mit entsetzt zusammengeschlagenen Händen beiwohnen. Denn wenn es z. B. in dem königlichen Theater von Madrid seltener vorkommt, daß Jemand mit der brennenden Cigarre den Zuschauerraum betritt, so sind doch auch da die Gänge selbst um den ersten Rang, wo der höchste Adel des Landes und die fremden Gesandten im Zwischenact spazieren gehen, wo man die reichsten Toiletten, Spitzen und Brillanten sieht, so mit Rauch angefüllt, daß einem oft im wahren Sinne des Wortes das Athmen erschwert wird.

Das andere Theater Barcelonas, obgleich es Theatro principal heißt, steht der Größe nach weit hinter dem ersten zurück, ist auch nicht mit so schreiender Pracht, dafür aber feiner und eleganter eingerichtet, und hier findet sich die gute Gesellschaft zusammen. Es hat vier Logenreihen, ist weiß mit Gold decorirt, und in seiner Einrichtung und Ausschmückung, sowie in seiner Größe gleicht es auffallend dem königlichen Theater in Stuttgart. Wir sahen eine spanische Komödie. Die Acteurs schienen nicht besonders zu sein, auch füllte sich das Theater erst am Schlusse des Stücks, dem ein Ballet folgte, das auch uns für die Langeweile während der ersten Vorstellung vollkommen entschädigte. Wir sahen hier zum ersten Mal einen echt spanischen Tanz auf dem Theater in seiner ganzen liebenswürdigen und wilden Natürlichkeit. Die Costüme hierbei sind öfters valencianisch, größtentheils aber andalusisch. Aber es ist keine Verkleidung oder Maskerade für Tänzer oder Tänzerinnen; meistens sind sie ja aus dem glücklichen Lande jenseits der Sierra Morena, und die Tracht, in der sie hier auftreten, ist ja dieselbe, die sie von Kindheit an getragen, der Tanz, den sie ausführen, derselbe, den sie zu Hause oder auf der Straße oder bei einer Landpartie an den reizenden Ufern des Xenil hundertmal gesehen und selbst mitgetanzt. Auch scheinen

sie heute Abend keine Vorstellung zu geben, sondern einzig und allein zu ihrem Vergnügen umher zu wirbeln. Vielleicht sechszehn Paare bilden den Chor, schön gewachsene junge Leute, vortrefflich angezogen, und reizende Mädchen, gewiß keine über achtzehn Jahre alt — prächtige Gestalten. Und welche Köpfe, welche Haare, Augen und Zähne! Lauter Pepita's! nur daß die letzte dieser Chortänzerinnen wohl besser zu tanzen verstand, als die schöne Sennora de Oliva. Etwas Unvergleichliches liegt in der Art, wie diese Andalusierinnen ihre zierlichen Köpfchen zu tragen und zu wenden wissen, und unbeschreiblich ist dabei ihr Augen- und Fächerspiel. Doch die Musik beginnt, und zu gleicher Zeit fallen zweiunddreißig Paar Castagnetten so haarscharf im Tacte ein, daß man nur einen einzigen knatternden und dröhnenden Schlag hört. Und das bleibt sich immer gleich so! mögen sie die Musik in langsamem Tempo mit einzelnen Schlägen accompagniren, oder mögen die Castagnetten wirbeln und schmettern, man fühlt, daß diese Bewegung, welche die Töne hervorbringt, vom Herzen kommt oder vielmehr von dem heißen Blute angegeben wird und gerade so und nicht anders sein darf. Dieses Geknatter der Castagnetten beim spanischen Tanze ist hier selbst eine Art Musik, und ich möchte lieber die begleitenden Instrumente, als diese frischen lustigen Klänge vermissen.

Bei dem Tanze athmet jedes Paar Lust und Freude, es scheint nichts Gelerntes, man glaubt, Tänzer und Tänzerinnen seien entzückt, tanzen zu dürfen. Die Augen blitzen, die Wangen glühen, und zwischen den geöffneten frischen Lippen hervor schimmern die herrlichsten Zähne; dazu glänzen die bunten Farben der Costüme in Sammt, Atlas und Seide, bedeckt mit Gold- und Silberstickereien, wahrhaft blendend durch einander, und obgleich die Musik immer toller wird, scheint der Tact doch noch zu langsam zu sein für die beständig vorwärts strebenden Bewegungen der wilden und ausgelassenen Tänzerinnen. Jetzt schwingen sie sich in unbeschreiblichen Gruppen durch einander, jetzt öffnen sie

image
not
available

welches aber begreiflicher Weise nicht existirte, zu vernichten, konnte man nicht sehen.

Leider war ihr Tanz bald zu Ende, und nach ihrem Auftreten erschienen die schönen und blühenden Chortänzerinnen matt und farblos. Und ehe noch der Vorhang fiel, erhob sich schon ein großer Theil des Publikums, um nach Hause zu gehen. Es ist etwas Eigenthümliches um diese spanischen Tänze; man kann, was die Ballete des übrigen Europa anbelangt, vollkommen blasirt sein, die glänzenden Ballete von Paris, Mailand und Berlin bieten einem nichts Neues mehr; man gähnt bei den herrlichsten Decorationen, man gähnt bei den verschlungensten Touren, und ist nicht unzufrieden, wenn der Vorhang fällt, hütet sich aber vor allen Dingen, zwei Mal denselben Tanz zu sehen. Hier aber erblickt man gern jeden Tag dasselbe; bezaubert von dieser Frische und Natürlichkeit, ist man wieder Anfänger geworden, man kann es nicht erwarten, bis sich der Vorhang erhebt, und bedauert es unendlich, wenn die neidische Gardine uns so bald wieder von dem lustigen tollen Volke da oben trennt.

Siebentes Kapitel.

Ein Stiergefecht.

Einrichtung des Stierplatzes. Die Arena. Das Spital. Eigenschaften der Stiere. Der Leitochse. Die Quadrilla. Der große Montes. Das Publikum des Stierplatzes. Der feige Canario. Unglück eines Chulo. Salto sobre testuz. Stierhetze auf portugiesische Art. Ein glänzendes Gefecht.

Turniere und Stiergefechte, — zwei Namen, die schon in der Jugend die Phantasie reizen und beschäftigen; Schauspiele, die wir um so sehnlicher zu sehen wünschen, als es uns in der Regel nicht möglich ist, denselben beizuwohnen. Was die Turniere anbelangt, so sind wir ja in einem Zeitalter geboren, wo die eiserne Rüstung und das aufgezäumte Schlachtroß nur noch in Waffensammlungen zu sehen sind, oder die edlen Ritter selbst in ihrem ganzen Waffenschmucke, lang ausgestreckt auf staubigen Grabsteinen, unter welchen sie ruhen und vielleicht träumen von einer anderen, gewaltigen, schöneren Zeit. Sind wir, wie Leporello sagt, im kälteren Deutschland geboren, so bleibt unsere Sehnsucht nach einem Stiergefechte ebenfalls ungestillt; denn wenn auch dieses echte Nationalvergnügen der Spanier an den nördlichen Abhängen der Pyrenäen, in Nimes, Montpellier und einigen anderen Städten des südlichen Frankreichs versuchsweise eingeführt wurde, so blieb es doch bei den ersten Anfängen, und wer es sehen will, wie man mit dem Stiere nach allen Regeln der Kunst kämpft, muß sich schon entschließen, eine Reise nach Spanien zu machen.

Da die gewöhnlichen Stiergefechte — sie werden in den

größten Städten Spaniens am Montag gehalten — mit Ende September aufzuhören pflegen, so kann man von Glück sagen, wenn man in den Wintermonaten ein erträgliches Stiergefecht zu sehen bekommt. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Barcelona traf ich es übrigens hierin ganz vorzüglich; denn am Donnerstag den achten December klebte man in der ganzen Stadt große Zettel an, auf denen zu lesen war, daß mit hoher Erlaubniß am nächstfolgenden Sonntag den elften Dezember auf der Plaza de Toros ein Stiergefecht statt finden werde und zwar: por una sociedad de aficionados, d. h.: Dilettanten aus der Einwohnerschaft von Barcelona wollten sich das Vergnügen machen, an der Stelle der gewöhnlichen Kämpfer nach den Regeln der Kunst mit dem Stiere zu fechten. Wenn auch hiedurch das Schauspiel weniger blutig zu werden versprach, so rechnete ich doch anderentheils auf eine größere Theilnahme des hiesigen Publikums. Die Unternehmer sagten übrigens in dem Programme: Sin pretensiones de ninguna especie, ofrece la Sociedad esta funcion á los Sres. convidados. Si la buena voluntad con que lo hace, llega á suplir su falta de conocimientos en el arte, quedará recompensada con usura. Was ungefähr so viel heißt, als man bitte bei vorkommenden Fehlern um Nachsicht und wünsche, man möge überhaupt den guten Willen für die That nehmen. Ich muß gestehen, mir war es schon recht, zum ersten Male, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Liebhaber-Stiergefecht zu sehen; denn ich hatte ja dann später immerhin eine Steigerung zu erwarten.

Der Stierplatz von Barcelona liegt neben dem Eisenbahnhofe der Bahn, die nach Mataró führt, und ist ein großes, rundes Gebäude von vielleicht sechshundert Schritten im Umfange, das circa zwölftausend Personen faßt. Die Einrichtung fast aller Stierplätze hier zu Lande ist die gleiche, ähnlich der alten römischen Amphitheater, nur daß diese gewöhnlich prächtige Bauwerke waren, aus mächtigen Quadern aufgeführt, von innen und außen reich verziert, wogegen die Stierplätze, selbst der größten Städte, wie

Madrid, Barcelona, nur provisorisch dazustehen scheinen — der untere Stock von Backsteinen aufgeführt, oben aber Alles leicht und leichtfertig von Holz zusammengenagelt. Einzig der Stierplatz von Sevilla macht hier eine rühmliche Ausnahme; er ist über die Hälfte ebenfalls von schönen Quadern zusammengefügt und rings von Marmorsäulen umgeben, welche die darüber gesprengten Bogen tragen.

Statt der Eiform des alten Circus stellt der spanische Stierplatz einen vollkommenen Kreis dar. Die Arena ist mit einer über sechs Fuß hohen Bretterwand umgeben, um welche ein Gang von vielleicht sechs bis acht Schuh herumläuft, hinter dem die Zuschauerplätze anfangen. Diese steigen sechszehn bis achtzehn Stufenreihen nach hinten in die Höhe, wo der größere Theil des Publikums einen Platz findet; diese Sitzreihen sind einfach von Holz, ohne Rücklehne und so dicht hinter einander, daß nach alter, guter Weise der Vordermann zwischen Füßen und Knieen des Hintermannes seinen Platz findet. Wo diese Sitze aufhören kommen noch drei bedeckte Stufenreihen und über diesen die bequemer eingerichteten Logen — bevorzugtere und theurere Plätze; wo sich auch der Sitz des Ayuntamiento, des commandirenden Generals und der übrigen Behörden befindet. Auf der Seite dieser Logen sind die gesuchtesten Plätze; von hier aus zur Linken hat man das Musikcorps, von der rechten Seite kommt die Quadrilla, und gerade gegenüber sieht man das kleine Thor, durch welches die Stiere eingelassen werden.

Ehe ich den Gang des heutigen Stiergefechtes den Lesern vor Augen führe, wird es vielleicht für manchen derselben nicht uninteressant sein, einige kleine Aufklärungen über das Gebäude selbst, sowie über die Vorbereitungen zum Stiergefechte und die Zusammensetzung und das Wesen der Quadrilla zu erfahren. Das Gebäude des Stierplatzes ist meistens städtisches Eigenthum und wird, wie z. B. die großen italienischen Theater, einem Unternehmer (Empressario) für den ganzen Sommer oder für ein-

zelne Vorstellungen mit dem dazu gehörigen Inventarium zur Verfügung gestellt. Dieses Inventarium besteht aus den Waffen und Sätteln für die Picadores, den buntfarbigen seidenen Mänteln der Chulos, den Banderillas und dergleichen mehr. Die Räume zur Aufbewahrung dieser Sachen befinden sich in der Nähe des Stierzwingers und unter Aufsicht eines Angestellten, der zugleich Hausmeister ist und die Fremden bei Besichtigung des Stierplatzes herumführt. Hier in Barcelona war dieß ein ehemaliger Picador, welcher bei einem bösen Sturze von dem Pferde den Fuß gebrochen hatte und uns nun hinkend herumführte, wobei er uns seine Herrlichkeiten zeigte und mit großer Redseligkeit interessante Einzelheiten über Manches der edeln Stierfechterkunst mittheilte. Nahe seiner Wohnung, am Haupteingange, befand sich ein kleines Gebäude, wenige Schritte von dem Stierplatze, aber durch einen Hof von diesem getrennt — das Spital für verunglückte Fechter. Hier waren ein paar breite Betten, sowie in einem Wandschranke Bandagen, Schienen und die nöthigen Medicamente, um einem Verunglückten augenblicklich Hülfe leisten zu können. Dieß ist die ernste, ja traurige Seite dieses so beliebten Nationalschauspiels, und hier befindet sich auch bei jeder Vorstellung ein Geistlicher, der sich bereit hält, im Nothfalle den Verunglückten mit den Sterbesacramenten zu versehen. Wie unser alter Picador erzählte, ist es der Geistlichkeit aufs strengste verboten, den Stierplatz selbst zu betreten, weßhalb das oben erwähnte kleine Lazareth denn auch getrennt von diesem besteht und einen besonderen Eingang von der Straße hat.

Der Empressario ist zuweilen ein Besitzer von großen Viehheerden, zuweilen ein einfacher Speculant bei diesem Geschäfte, öfter aber auch einer der großen Espadas selbst, wie z. B. der berühmte Montes, Redondo, der eine Reihe von Stiergefechten oder ein einzelnes unternimmt. Er kauft die nöthigen Pferde und Stiere. Die ersteren sind meistens arme alte Thiere, die oftmals eine glänzende Laufbahn hinter sich haben und nun dazu

bestimmt sind, unter den Hörnern des Stieres zu verenden. Begreiflicherweise würde ein junges, kräftiges Pferd diesen eben so wenig widerstehen können und nur die Kosten bedeutend vergrößern; deßhalb nimmt man langgediente, meistens ausrangirte Reitpferde, die gewöhnlich mit nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Duros das Stück bezahlt werden. Bei den Stieren herrscht gerade das umgekehrte Verhältniß: je kräftiger, wilder und unzähmbarer ein solcher ist, um so besser für den Kampf; um so theurer wird er bezahlt. Der Preis eines vorzüglichen Stieres ist bis zu zweihundert Duros (ein Duro ist 2 Fl. 20 Kr.). Der Heerdenbesitzer kennt natürlich seine Zöglinge, und je nachdem das Stiergefecht glänzend ausfallen soll, werden die Thiere ausgesucht. Ein echter Toro, ein Stier von guter Race, de buen trapio, wie der Spanier sagt, ist nicht über sieben und nicht unter fünf Jahre alt, hat feines glänzendes Haar, einen langen elastischen Schweif, gelenke Kniee, kleine Hufe, starke, schwarze und nicht zu lange Hörner, bewegliche, runde Ohren und feurige, dunkle Augen. Wie sich von selbst versteht, will das Publikum eine Abwechslung oder Steigerung, und einem der wildesten und tollsten Burschen werden immer ein paar fügsamere Collegen beigegeben, damit die Quadrilla ihren Tollheiten und Neckereien zuweilen den vollen Lauf lassen kann, ohne ihr Leben gerade sehr in Gefahr zu bringen, was bei einem Stiere, wie er sein soll, fast jedesmal der Fall ist. Daß die Tauromaquia in alten Zeiten als eine edle und ritterliche Passion galt, liegt in den Regeln derselben, welche dem Toreador gebieten, seinem Feinde offen entgegenzutreten, ihn mit ehrlichen Waffen, ohne Hinterlist und mit der größten Ritterlichkeit zu bekämpfen; und nicht bloß tapfer soll der Toreador sein, man verlangt auch, daß all seine Bewegungen graziös seien, und daß keine linkische Wendung, kein übereiltes Zurücktreten oder Vorgehen die geringste Unsicherheit verrathe. Hiezu aber gehört ein außerordentliches Studium und eine Herrschaft über seinen eigenen Körper, die nur durch

langjährige Uebung erworben wird. Diese Herrschaft über sich selbst ist es aber auch fast allein, welche den Stierkämpfer vor den Hörnern des wüthenden Thieres zu retten vermag; der geringste Fehler ist verhängnißvoll; denn faßt ihn der Toro mit dem Horne, so geht es nicht mit einer leichten Verwundung ab, sein gräßlicher Tod ist dann fast jedes Mal gewiß. Und obendrein ist es unbegreiflich aber wahr, daß bei solchen Unglücksfällen das grausame Publikum die Partei des Siegers nimmt und der gestürzte Toreador noch obendrein lächerlich erscheint. Natürlicherweise gehören, wie bei jeder Kunst, so auch bei dieser, Talent und angeborene Anlagen dazu, um ein großer Espada zu werden, und neben der Geschicklichkeit, dem Thiere auszuweichen und ihm dann zur rechten Zeit den Todesstoß beizubringen, muß der Torero ein Auge dafür haben, um die Eigenschaften des Stieres, wenn ihm derselbe im Circus zum ersten Male entgegentritt, sogleich zu erkennen; deßhalb beobachtet der Espada hinter der Schranke, wie sich das Thier gegen die Picadores und Banderilleros benimmt und erkennt aus der Art des Angriffs, ob es boyante und claro (naiv und offen), revoltoso (rührig), celoso (mißtrauisch und mordlustig), gana terreno (schnellfüßig), sentido (listig) oder abanto (feige) ist. Jede dieser Eigenheiten erfordert eine besondere Taktik und vom kleinsten Versehen hängt der Ruf und nicht selten das Leben des Toreadors ab. In seinem Lehrbuche der Stierfechtkunst sagt Francisco Montes: „Ein Toreador muß muthig und leicht gebaut, aber nicht tollkühn sein, er muß zudem die Kunst gründlich studirt und geübt haben. Wer nicht kaltblütig und rasch wie der Blitz den rechten Augenblick zu benutzen weiß, endet früher oder später sein Leben auf den Hörnern des Stieres. Wem aber das Herz beim Kampfe nicht schneller schlägt, als beim Billardspiele, wessen Auge rasch und ruhig die kleinsten Bewegungen des Thieres verfolgen und voraus errathen gelernt hat, der spielt noch im hohen Alter mit dem wüthendsten und gefährlichsten Stiere, wie die Katze mit der Maus."

Der alte Picador, der mir diese Einzelnheiten erzählte, versicherte mir seufzend: wie so oft in dieser Welt das wahre Verdienst nicht anerkannt werde, so ergehe es namentlich dem Aufseher des Stierplatzes, der das höchst undankbare und gefährliche Geschäft habe, die wilden Stiere in der dem Feste vorhergehenden Nacht in ihre Zwinger einzusperren. Diese Zwinger haben die Gestalt von kolossalen Mäusefallen, sie sind kaum so lang, breit und hoch, daß das Thier darin Platz hat. Nach Art der Fallgitter kann die vordere und hintere Wand aufgezogen und herabgelassen werden, und alle correspondiren durch eben diese Fallgitter mit dem Thore, durch welches die Thiere den Kampfplatz betreten.

Herab von ihren freien Bergen werden diese nun, sobald es Nacht wird, meistens den Tag vor dem Feste, von Reitern mit langen Piken nach der Stadt und dem Stierplatze getrieben. Doch geht dieß nicht ohne einen Leitochsen, der vorausmarschirt und auf diese Art seine Brüder auf heimtückische Weise dem blutigen Spiele überliefert. Das Schwierigste ist, die Erwählten von der großen Herde abzusondern; ist dieß einmal geschehen, so wird der Leitochse an die Spitze gestellt, die Reiter umgeben den Schwarm und bringen ihn im Dunkel der Nacht meistens glücklich zwischen die Mauern des Stierplatzes. Hier werden die Thiere einzeln aus einem größeren Hofe in einen kleineren gebracht, auf den die Zwinger mit ihren Fallthüren münden; die betreffende wird aufgezogen, und auch hier spaziert der Leitochse voran in den dunklen Käfig hinein. Häufig folgt ihm bereitwillig der wilde Stier; oftmals stutzt er aber auch an der engen Thür: vielleicht warnen ihn gespenstige Schatten der Vorangegangenen, vielleicht verkündet ihm ein Blutgeruch sein kommendes Geschick; kurz, hier an der Schwelle des Zwingers erfolgt, wie uns der Picador sagte, schon ein heftiger Vorkampf, der oft um so gefährlicher wird, da der Aufseher mit seinen Knechten dem wilden Thiere unbewaffnet entgegentritt.

O, es ist nicht selten, versicherte uns der alte Picador, daß

das Einsperren von acht Stieren nicht nur eine ganze Nacht gedauert hat, sondern auch den anderen Vormittag, und ich habe Fälle erlebt, wo wir erst fertig geworden sind, nachdem schon die ersten Zuschauer ihre Sitze eingenommen. Bei ruhigen Thieren geht also der Leitochse voran, natürlich vorn wieder zum Kasten hinaus, während vor der Nase und dem Hintertheile seines unglücklichen Nachfolgers nun beide Fallthüren rasch herabgelassen werden. Daß bei allen dieser enge Käfig nicht zur Beruhigung der Nerven beiträgt, im Gegentheil das eingesperrte, ungeduldige Thier so toll und wild als möglich wird, kann man sich denken. Obendrein muß der Stier in seinem dunkeln Gefängniß Hunger und Durst leiden, und wenn die Stunde gekommen ist, wo er auf den Platz hinausgelassen wird, so sind die Knechte kaum im Stande, ihn gehörig herauszuputzen, d. h. auf seinen Rücken die lange, flatternde Banddevise zu befestigen, die ihm vermittelst eines kleinen Eisens mit Widerhaken in die Haut gestoßen wird. So gereizt und im höchsten Grade unmuthig gemacht, öffnet sich ihm die Thüre seines finsteren Käfigs; in tollen Sprüngen rast er hinaus, und statt sich nun, wie er wohl geglaubt, wieder in der stillen Einsamkeit seines Waldes zu befinden, steht er plötzlich in einem von der Sonne hell bestrahlten Kreise, eingehegt mit einer sechs Fuß hohen Schranke und umgeben von Tausenden von Zuschauern in glänzenden Toiletten; grelle Tücher wehen um ihn her, lauter Zuruf empfängt ihn, Musik schallt in seine Ohren, und vor seinen halbgeblendeten Augen spielen unzählige Fächer in der Hand der Zuschauerinnen und Zuschauer; denn auch der Spanier bringt seinen Abanico mit auf den Stierplatz, — ein kleines, zwei Fuß langes Stöckchen mit einer buntbemalten Fahne von starkem Papier, das er hin und her bewegt und sich so frische Luft zufächelt. Der Stier bleibt überrascht in der Mitte stehen, betrachtet murrend die ungewohnte Umgebung, dreht sich mit funkelnden Augen im Kreise umher, fängt an den Boden aufzuscharren, senkt den Kopf und sucht sich einen Kämpfer aus.

image
not
available

starkem weichen Bindfaden umwickelt, so, daß das Eisen kaum mehr als einen halben Zoll sichtbar bleibt. Die Picadores sind die Ersten auf dem Platze, sie müssen den Kampf beginnen und haben meiner Ansicht nach die schwierigste Rolle; sie müssen dem Stiere entgegenreiten, ihre alten, steifen Pferde sind zu ungelenk und zu schwach, um dem wüthenden Thiere ausweichen zu können oder vor ihm zu fliehen. Es kommt also Alles darauf an, daß der Picador kaltes Blut und Geistesgegenwart genug hat, den Stier mit eingelegter Lanze ruhig zu erwarten, um, wenn er ihm nahe genug ist, demselben mit Concentrirung aller seiner Kraft einen tüchtigen Stoß mit der Pike beizubringen. In vielen Fällen läßt sich der Stier hiedurch abtreiben, weicht zurück, um sein Heil bei einem anderen Picador zu versuchen. Ist aber das Thier sehr kräftig und wild und macht sich aus der leichten Verwundung, die es erhalten hat, nichts, dringt vielmehr noch wüthender vor, so bricht das Pferd des Picadors unter dem gewaltigen Stoße zusammen, und nachdem der Reiter oftmals weit aus dem Sattel geschleudert wird, sucht er sich so schnell als möglich der Aufmerksamkeit des Stiers zu entziehen. Glücklicherweise beschäftigt sich das wüthende Thier fast immer mit dem gestürzten Pferde und stößt mit seinen gewaltigen Hörnern so lange auf dasselbe hinein, bis es regungslos liegen bleibt oder bis der Stier einen anderen Gegner findet. Es ist das ein Glück für die Picadores; denn sonst würden bei ihrer Unbeholfenheit stets einige den Kampf mit ihrem Leben bezahlen müssen. Zuweilen auch wirft der Stier das Pferd nicht beim ersten Anlaufe nieder, sondern reißt ihm mit seinen Hörnern den Leib auf, wo es alsdann ein wahrhaft häßlicher Anblick ist, wenn man das unglückliche Pferd im Ring umhergaloppiren sieht, die Eingeweide auf dem Boden nachschleppend. Im Süden Spaniens, in Sevilla, Granada, wird übrigens jedes schwerverwundete Pferd augenblicklich abgeführt, wogegen es in den Städten des Nordens meistens auf dem Platze verenden muß.

Während sich die Picadores mit dem Stiere beschäftigen,

sind die Chulos meistens müßige Zuschauer. Diese kräftigen, schön gewachsenen Burschen erscheinen fast im gleichen Costume, wie auf unseren Theatern Figaro. Ihr volles, dunkles Haar ist zurückgestrichen und hinten an demselben ein kleiner schwarzer Haarbeutel befestigt, der mit schwarzen Bändern und meistens einer großen Masche verziert ist. Um diesen Haarbeutel anbringen zu können, lassen sich die Stierfechter ein Zöpfchen wachsen, woran man sie im gewöhnlichen Leben auch erkennt. Ueber einer enganliegenden Atlasweste, die reich mit Knöpfen und Goldstickereien verziert ist, tragen sie die rund geschnittene andalusische Jacke, ebenfalls von Seide oder von feinem Tuche. In beiden Taschen derselben befinden sich weiße und bunte Sacktücher, deren Spitzen herausflattern. Um den Leib haben sie eine dünne, seidene Schärpe, welche das eng anliegende kurze Beinkleid festhält; ein weißer oder fleischfarbener seidener Strumpf vollendet den Anzug, und dazu steht der Stierfechter in feinen, untadelhaften Schuhen.

Die Chulos und Banderilleros, welche, wie schon gesagt, zu Anfang des Gefechtes zuschauen und innerhalb oder außerhalb des Ringes müßig an der Schranke lehnen, bilden in den beschriebenen Costumen eine buntfarbige und glänzende Schaar. Auch ihre Beinkleider sind meistens von Atlas, und der ganze Anzug ist in den auffallendsten Farben: Weiß, Himmelblau, Dunkelroth, Violet, und wenn man dazu nimmt, daß alle Nähte reichlich mit Stickereien und Flitter besetzt sind, Jacke und Weste mit unzähligen blanken Knöpfchen, daß dabei die Chulos in ihren Händen lange bunte seidene Tücher von allen Farben haben, so kann man sich denken, wie alles das im Sonnenlichte glänzt und flimmert. Die Bestimmung der Chulos ist übrigens, den Stier mit ihren farbigen Tüchern zu reizen und seine Aufmerksamkeit von einem gestürzten Picador oder von einem Collegen abzulenken, der in Gefahr ist, in gar zu nahe Berührung mit den Hörnern des Stiers zu kommen.

Die Banderilleros haben schon ein schwierigeres und gefähr-

licheres Geschäft als die Chulos. Sie müssen dem wüthenden Stiere entgegentreten, um ihm die Banderillas einzustoßen. Dieß sind über zwei Schuh lange Pfeile mit eisernen Spitzen und Widerhaken, welche mit buntem, flatterndem Papier umgeben sind; nach den Regeln der Kunst dürfen sie dem Stiere nur im Angriffe und von vorn beigebracht werden, weßhalb der Banderillero dem Stier mit ausgebreiteten Armen entgegen geht, in jeder Hand einen dieser Pfeile tragend, und nun den Moment abpassen muß, wo das wüthende Thier ihm gerade entgegenstürzt, um alsdann auf die Seite zu springen und demselben im Sprunge den Pfeil in den Nacken zu stoßen. Daß dabei die Hörner des Thieres oft wenige Zoll an seiner Brust vorbeifahren, kann man häufig genug sehen.

Nachdem nun Chulos und Banderilleros ihr Wesen mit dem Stiere lange genug getrieben und ihn entweder so wüthend gemacht haben, daß sich Niemand mehr in seine Nähe wagt, oder ihn so lange gehetzt, daß er, wenn es ein schlechter Stier ist, anfängt Zeichen der Müdigkeit zu geben, so erscheint auf einen Trompetenstoß der Espada, bei schwachen Stieren gewöhnlich ein Anfänger, ein Neuling in der Kunst, der dann ein „halber Degen" genannt wird, bei wilden und gefährlichen Thieren aber einer der vorhandenen Virtuosen. Der Espada ist wie der Banderillero gekleidet und trägt in der linken Hand einen kleinen Stock, um welchen ein blutrother Lappen, Mantel genannt, befestigt ist, um durch diese Farbe die Wuth des Stiers noch mehr zu reizen. In der Rechten hat er einen Degen mit drei Fuß langer und zollbreiter Klinge, dessen sehr kleiner Griff und Bügel mit rothem Tuche umwickelt ist, wodurch er ihn fester halten kann.

Zu den Eigenschaften eines Espada gehört natürlich viel persönlicher Muth, eine große Gewandtheit, ein sicherer Blick und unbedingte Herrschaft über den eigenen Körper, denn er tritt dem oftmals rasenden Thiere Aug in Auge gegenüber, ganz allein, und alles, was er zu seiner Rettung thun darf, ist eine blitzschnelle Bewegung nach rechts und links, um dem furchtbaren Stoße aus-

zuweichen; er muß das Thier von vorn durch einen Stoß zwischen die Hörner tödten, muß also genau berechnen, wie er diesen Stoß anbringen kann, ohne sich selbst den gewaltigen Hörnern Preis zu geben. Dem Stiere den Rücken zu wenden oder gar zu fliehen, wäre ein Schimpf, den sich ein guter Degen niemals anthun würde. Er beschäftigt sich nun mit dem Stiere so lange, neckt ihn auf alle Weise und fordert ihn heraus, bis das Thier den Kopf tief herabsenkt zum tödtlichen Stoße ansetzend „sich demüthigt." Diesen Moment benutzt der Espada und stößt ihm den Degen in die Wurzel des Nackens; zuweilen gelingt es ihm, jene kleine Stelle zu treffen, „cruz" nennen sie die Kenner, wo der Stier alsdann, wie vom Blitze getroffen, todt zu Boden stürzt. Stößt er aber fehl, so fährt das Eisen oft dem Thiere bis an das Heft in den Nacken, das Blut spritzt heraus, der Espada muß den Griff fahren lassen, und der Stier rast brüllend, mit der Waffe im Leibe, toller als früher, im Kreise umher.

Da im Winter die Stiergefechte in Spanien selten und nicht glänzend sind, so hatte ich nicht das Glück, einen der großen Matadore zu sehen, weder Francisco Montes, noch Redondo, noch Cuccero. Was den ersten anbelangt, so ist er überhaupt für immer vom kleinen Schauplatze des Stiergefechts, so wie vom großen der Welt abgetreten. Er, der sein Leben tausend Mal den Hörnern des Stiers Preis gab, starb im Bette an einem hitzigen Fieber. Unser Picador hatte früher in Andalusien mehrmals mit ihm zusammen g e a r b e i t e t, wie er uns sagte, und meinte seufzend, ein Stern wie Montes würde nicht so bald wieder erscheinen. Und wie schade, daß er auf so stille Art endigen mußte! Als er damals in Madrid schwer verwundet wurde, war ich dicht dabei, erzählte der ehemalige Picador. Es mußte im Sandboden ein Stein gewesen sein; denn als er den Stier niederstoßen wollte, glitt sein linker Fuß aus, sein Körper, der sich einen Zoll zu viel rechts wandte, wurde vom Horne des Stiers erfaßt, das ihm so tief in den Leib und in die Lunge drang, daß ein Licht, welches man vor die Wunde hielt, ausgelöscht wurde. Ueberhaupt war der große Montes ein

braver Mann, gutmüthig wie ein Kind, der immer für sich lebte und mit den anderen wenig Gemeinschaft hielt. Nur hatte er Einen Fehler, er trank nämlich gern eine gute Flasche Wein und auch mehrere, wie es gerade kam. Das geschah aber nur, wenn er nichts zu thun hatte; alsdann nahm er sich in irgend einer Posada ein Zimmer, kaufte sich eine Anzahl Flaschen und trank so lange, bis sie leer waren. Wenn er gerade keine Kneipe fand, die ihm behagte, so sperrte er sich auch wohl zu demselben Zwecke in seine eigene Stube ein. Ja, ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er seinen Wein selbst trug und dann das Haus hinter sich abschloß. Hatte er dagegen ein Stiergefecht vor sich, so war niemand nüchterner als er, und dann kam schon längere Zeit vorher kein Tropfen Wein über seine Zunge. — Das ist überhaupt der Feind, vor dem wir uns in Acht nehmen müssen, versicherte lachend der Picador, denn zu anderen Geschäften ist es wohl erlaubt, sich damit ein Bißchen Courage zu machen, aber hier im Ringe ist der kleinste Nebel vor den Augen so gut wie der leibhaftige Tod. Montes hatte den Beinamen Chiclanero; doch heißt auch Redondo so, weil Beide aus Chiclana stammen, einem Städtchen in Andalusien, aus dem schon viele wackere Stierkämpfer hervorgegangen.

Cuccero, der noch existirt, ebenfalls ein Andalusier, ist jetzt wohl unstreitig der größte unter den spanischen Matadoren oder Degen. Er zeichnet sich namentlich durch seine sprichwörtlich gewordene Kaltblütigkeit aus, so wie durch die Gewandtheit, mit welcher er das lebensgefährlichste Spiel mit den tollsten Stieren treibt. Wenn er dem Stiere mit vorgehaltenem rothem Mantel und Degen entgegentrat, und dieser gereizt auf ihn zustürzte, so stieß er oft wenige Zoll vor dem schäumenden Thiere seinen Degen in den Sand, warf sich in diesem Augenblicke selbst den rothen Mantel über, stemmte einen Arm auf die Hüfte und ließ nun den Stier an sich vorbeispringen, wobei er ihm verächtlich über die Achsel nachschaute.

Schon oben wurde bemerkt, daß zur grande tenue des anda=

lusischen Costumes zwei Sacktücher gehören, welche in beiden Taschen des Oberjäckchens stecken. So gekleidet, trat Cuccero dem Stiere entgegen, der, den Sand mit den Füßen aufscharrend, den Kopf tief gesenkt, mit boshaft funkelnden Augen auf ihn zukam. Das rothe Tuch, dicht vor dem Kopfe des Thieres geschwenkt, versetzte es in noch größere Wuth, und wenn es nun vorwärts stürzte, vor den kühnen Stierkämpfer hin, dann blieb dieser nach einer kaum merklichen Wendung so unbeweglich stehen, daß ein Gemurmel des Entsetzens durch die Reihen lief. Der Stier war indessen vorbeigeschossen und hatte dann oben an seinen Hörnern eines der Schnupftücher, welches er dem Espada aus der Brusttasche gerissen. Mit welch donnerndem und enthusiastischem Beifallsrufe übrigens eine solche That von dem Publikum belohnt wird, davon kann sich nur der einen Begriff machen, welcher die Spanier, namentlich aber die lebhaften Spanierinnen, bei den Stiergefechten gesehen hat.

Es war ein herrlicher Tag, der elfte December, klar und mild wie ein schöner Maitag bei uns; die Rambla war mit Tausenden von Spaziergängern aller Stände bedeckt, deren Hauptstrom sich nach der Puerta del Mar zu wälzte. Zahlreiche Omnibus standen in den Fahrwegen des öffentlichen Spazierganges, alle mit der Bezeichnung, daß sie die Person für einen Real nach dem Stierplatze hinausfahren würden. Das Schauspiel sollte um halb zwei Uhr beginnen und nach zwölf Uhr schon machten wir uns auf den Weg, um langsam durch die geputzten Menschenmassen hinaus vor das Thor zu schlendern; er führte uns über den breiten Spaziergang der Hafenmauern, der sonst ziemlich einsam, heute aber ebenfalls mit einer lachenden und plaudernden Menge dicht besetzt war; namentlich das weibliche Geschlecht war an diesem Nachmittage zahlreich und schön vertreten. Daß man übrigens oft verwundert stehen bleibt, um einer schönen Spanierin nachzublicken, die stolz, aber nicht unfreundlich an uns vorbeischreitet, daran ist viel das vortheilhafte Costume schuld. Haare,

Augen und Zähne sind meistens schön und dadurch macht sich das ganze Gesicht, von der schwarzen Mantilla eingerahmt, auch wenn es nicht gerade bemerkenswerth ist, interessant, ja reizend. Und mit der Mantilla um den Kopf, sowie mit dem Fächer in der Hand wissen die Spanierinnen umzugehen. Die Mantilla ist unseren Leserinnen wohl bekannt, man könnte sagen: es ist nichts als ein großer schwarzer Spitzenschleier, der oben am Kopfe befestigt ist, durch den Kamm gehalten wird, zu beiden Seiten des Kopfes herabfällt und vorn über der Brust von einer meistens sehr kleinen Hand zusammengehalten wird.

Hier in Barcelona, wo die Mantillen dritter und vierter Qualität gemacht werden — Nummer Eins und Zwei kommen, wie fast alle Mode- und Luxus-Artikel, aus Paris —, sieht man sie auch häufig von schwarzem Seidenzeuge, mit fußbreiten Spitzen. Zuweilen ist auch der Kopf ganz von Spitzengeweben umgeben, an welchen, erst auf den Schultern anliegend, eine Mantilla in der Form, wie man sie bei uns trägt, von schwarzer Seide, auch wohl von Sammt, befestigt ist. Im Aufheften des Schleiers an dem dunklen Haare haben alle Spanierinnen eine merkwürdige Gewandtheit und es gibt nichts Coquetteres, als wenn die Mantilla, die vorn an der Stirn flach aufliegt, auf beiden Seiten des Kopfes von einer Granatblüthe oder Camellia aufgehoben und getragen wird.

Der übrige Anzug der Barceloneserinnen ist ähnlich dem unserer Damen; man sieht viele Anzüge von schwarzer Seide, daneben aber auch oft die buntesten Farben: Gelb, Blau, Grün, Roth. Spenser oder kleine Jacken von Seide oder Sammt, und alsdann meistens in anderen Farben als die Röcke, werden viel getragen. Auffallend war es mir, daß hier in Barcelona die meisten Damen aller Stände schiefe Scheitel hatten; bei einem sehr edeln und sehr schönen Gesichte macht sich das nicht übel; gewöhnlich aber bekommt hiedurch der Kopf etwas sehr Herausforderndes, ja Leichtfertiges. Das gefährliche Fächerspiel beginnt

hier ebenfalls und die hiesigen Damen, wenn sie dasselbe auch nicht mit der unglaublichen Gewandtheit, wie die Andalusierinnen zu handhaben verstehen, machen doch einen recht zweckmäßigen Gebrauch davon. Die eleganten jungen Männer von Barcelona hatten heute auch das Mögliche an sich gethan; namentlich waren Halsbinden in den schreiendsten Farben und Handschuhe à la Laubfrosch, d. h. grasgrün, oder auch welche von kuhrother Farbe, sehr gewöhnlich.

Zu unserer Rechten hatten wir den Hafen und das Meer. Letzteres war tiefblau und sehr ruhig; nur zuweilen wogte eine kleine Welle von draußen herein, die aber hier im Hafen immer kleiner und kleiner wurde und zuletzt nur unmerklich und ohne Schaum auf den Sand hinaufspritzte, oder eines der kleinen Fischerboote, die halb im Wasser lagen, leicht in die Höhe hob. Draußen sah man hier und da weiße Segel, blendend im Sonnenlichte, und am Horizonte zog ein Dampfer, eine Rauchwolke hinter sich, in kurzer Zeit hinter den steilen Felsen des Monjuich verschwindend.

Unter uns auf dem Strande war das gewöhnliche Sonntagsleben; kleinere und größere Schiffe hatten geflaggt, hier und da ihre Netze zum Trocknen ausgespannt; neben den großen Fischerbooten, die ans Land gezogen worden waren, stieg gekräuselt der Rauch in die Höhe, und da saß die Familie des Fischers in Erwartung des Mittagessens, welches aus Fischen bestehend, in der Pfanne schmorte. Die Weiber wandten die dampfenden Stücke herum, die Kinder balgten sich im Sande, während die Männer in ihren rothen und gestreiften Mänteln, die weiße oder bunte Mütze auf dem Kopfe, auf Fässern und großen Ankern saßen und die Papiercigarre rauchten. Aus den nachbarlichen Schenken hört man hier und da das Geklimper einer Guitarre, den Schall von ein Paar Castagnetten und dann ein spanisches Lied, in dem bekannten näselnden Tone tremulirend vorgetragen.

So war es drunten am Strande, während oben auf der

prächtigen, massiven Mauer der bunte Strom der Spaziergänger lachend, plaudernd, Cigarren rauchend, nach der Puerta del Mar zog, um auf diese hinaus nach dem Stierplatze zu wogen, dessen Thore eben geöffnet wurden. Vor uns her schritt eine halbe Compagnie der berüchtigten Mozos de la Escuadra, die bekannten Diebsfänger, vertraut mit den Schlupfwinkeln der Ladrones und Ratteros, da die meisten dieser Sicherheits-Polizei einstens selbst das Räuber- oder Diebshandwerk getrieben haben.

Sämmtliche Thüren des Stierplatzes, die um das ganze Gebäude herum vertheilt sind, sind numerirt, mit oder ohne Sonne, und die gelöste Eintrittskarte gilt nur für die betreffende Nummer. Der Stierplatz war schon ziemlich besetzt, doch gelang es uns, unter der Loge des Ayuntamiento noch recht gute Sitze zu erhalten. Die Gesellschaft um uns her war freilich sehr gemischt, aber wer macht sich aus dergleichen Sachen in Spanien etwas! Vor und hinter uns befanden sich junge Leute der unteren und mittleren Stände, die neben ihren Damen saßen und sich aufs lebhafteste über das bevorstehende Schauspiel unterhielten. So viel wir aus den Gesprächen entnahmen, hatten Manche ihre Bekannten unter den Aficionados, und nun wurde hin und her gestritten, ob Der oder Jener sich recht brav benehmen würde. Daß dazu viele Orangen verspeist, auch Cigarren von allen Qualitäten geraucht wurden, versteht sich von selbst.

Nach und nach füllte sich übrigens das Haus, und wenn man auch hie und da in den Sitzreihen noch kleine Lücken bemerkte, so war es doch im Ganzen recht gut besetzt. Etwas Lebhafteres indeß, als so ein spanisches Publikum, den Anfang des Stiergefechtes erwartend, ist kaum denkbar. Es mochten vielleicht achttausend Menschen zugegen sein, und die Spannung und Aufregung dieser Versammlung, dieses Gähren der ungeduldigen Volksmassen machte sich vor Anfang des Schauspiels auf alle möglichen Arten Luft. Hier wurde geplaudert oder gepfiffen, dort laut gesungen oder gebrüllt und dazu der Tact mit den Füßen

image
not
available

tirt Kühlung zuzuwehen, oder um sich mit entfernter Sitzenden durch Zeichen zu unterhalten.

Wir mochten so eine starke Viertelstunde dagewesen sein, als die Menschenmasse auf einmal in eine allgemeine Bewegung kam. Man steckte die Köpfe zusammen, man hob sich halb in die Höhe, man blickte nach den Logen, die über unseren Sitzen befindlich waren, und als auch wir uns umwandten, sahen wir, daß ein Theil derselben mit reichgeputzten Damen angefüllt war, sowie mit Herren in schwarzen Frackröcken, die sich an die Brüstung begaben und einige Augenblicke in das Haus hinab schauten — die Mitglieder des Ayuntamiento, des Magistrats von Barcelona. Fast zu gleicher Zeit erschienen nebenan in glänzenden Uniformen der Generalcapitän und sein Gefolge. Seine Excellenz Don Ramon de la Rocha, presidira a la Plaza, d. h. wird als oberste Behörde die Function leiten. In diesem Augenblicke war auch die zahlreiche Militärmusik auf ihre Tribüne getreten und wenige Secunden nachher brauste ein prächtiger Marsch zum großen Ergötzen des Publikums durch die weiten Räume.

Um bei der Lebhaftigkeit des spanischen Publikums, dieser heißblütigen Bevölkerung, keine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, beginnen überall die Stiergefechte pünktlich zur angegebenen Zeit; selbst in Madrid fügt sich die Königin mit ihrem Hofe aufs genaueste dieser Sitte und es sollen hier, im Gegensatze zu anderen Hauptstädten, die allerhöchsten Personen nie daran schuld sein, daß sich der Anfang des Volksschauspiels auch nur um eine Minute verzögert. Punkt zwei Uhr erschien denn auch hier eine Abtheilung der obenerwähnten Mozos de la Escuadra, um allenfallsige unbefugte Eindringlinge aus der Arena zu vertreiben; doch hätte sie sich diese Mühe ersparen können, denn Alles hatte sich erwartungsvoll auf seine Sitze zurückgezogen.

Jetzt schmetterten die Trompeten, und es erschienen in alter Amtstracht, schwarzem Sammtkleide mit der weißen Halskrause, zwei Alguacils zu Pferde, welche mit einem ungeheuren Halloh

empfangen wurden, das aber weniger ihren eigenen werthen Personen, als einem dritten Collegen galt, einem Knaben nämlich, ebenfalls als Alguacil gekleidet, der auf einem Pony in ihrer Mitte ritt. Es war dieß ein Scherz oder eine Freiheit, welche sich die Aficionados erlaubt hatten und der von der Menge beifällig aufgenommen wurde. Doch verstummte plötzlich aller Lärm, als nun hinter den Alguacils die Quadrilla ihren feierlichen Einzug hielt. Es waren sechs Picadores, auf dürren hochbeinigen Kleppern, die lange Lanze in der Faust und hoch erhoben; ihnen folgte ein Duzend Chulos, Banderilleros, zwei „Degen", das bloße Schwert in der Hand, den rothen Mantel auf dem rechten Arm tragend, und hinter diesen schritt ein Cachetero, d. i. der Mann, der dazu bestimmt ist, mit einem kurzen, dolchartigen Messer in gewissen Fällen dem Stiere den Gnadenstoß zu geben. Der Zug wurde beschlossen durch ein Gespann von drei Maulthieren mit bunten Geschirren, welche voll Messingzierrathen, kleiner Glocken und rother Quasten hingen. Auf dem Kopfgestelle und auf dem Rücken befanden sich kleine gelbe Fähnchen. Diese Maulthiere sind dazu bestimmt, die getödteten Stiere aus der Arena zu schleifen, was immer in vollem Galopp geschieht; jetzt aber gingen sie natürlicherweise im Schritt; doch waren es feurige Thiere, welche kaum gehalten werden konnten und so oft sie einen Seitensprung machten oder vorwärts schossen, bewegten sich lustig die Fähnchen, an dem Geschirre klirrten die Messingstücke und klingelten die Schellen, was sich gar nicht übel ausnahm.

In gemessenem Schritt und mit stolz erhobenen Köpfen gingen die Mitglieder der Quadrilla bis vor die Loge des Ayuntamiento und des commandirenden Generals und machten beiden Behörden eine feierliche Verbeugung; darauf ritten die Alguacils ein paar Schritte vor, entblößten ihr Haupt, und einer bat um die Erlaubniß zum Beginne des Gefechts — eine Ceremonie, welche vor jedem Stiergefechte bald mit mehr, bald mit weniger Förmlichkeit vor sich geht. Zur Antwort hierauf wird von dem

Alcalden der Schlüssel zum Thierzwinger hinabgeworfen. Es ist dieß wie die Ouverture vor einer Oper, und die Aufmerksamkeit des Publikums während derselben vielleicht mit anderen Gegenständen beschäftigt. Kaum aber hat die Behörde durch Hinabwerfen des Schlüssels erlaubt, daß das Gefecht beginne, so sinkt das Lachen und Sprechen der Zuschauer zum leisesten Geflüster und gleich darauf zur tiefsten Stille herab. Die Alguacils haben den Ring verlassen, die Maulthiere sind ihnen klingelnd und rasselnd im Galopp gefolgt, vier Picadores haben sich in der Arena vertheilt, während sie sich im Sattel etwas in die Höhe heben und die Lanze fester fassen. Die bunte Schaar der Chulos und Banderilleros vertheilt sich an der Schranke: hier stehen zwei und drei bei einander, dort ein einzelner; ein paar hüpfen auch, wie zur Probe, über den Bretterzaun hinüber in den Gang; alle aber affectiren oder fühlen wirklich die größte Gleichgültigkeit.

In diesem Augenblicke schmettert von der Musiktribune herab eine Trompetenfanfare; in höchster Erwartung klopfen die Herzen von zehntausend Zuschauern, vielleicht eine Sekunde lang herrscht Todtenstille im ganzen Hause — dann öffnet sich langsam die Thür des Zwingers, und der Stier stürzt hervor.

Gemäß dem ausgegebenen Programme führte dieser erste Kämpfer den Namen Canario. Er war ziemlich groß und stark, von schwarzgrauer Farbe, mit mächtigen, über anderthalb Schuh aus einander stehenden Hörnern. Aus dem dunkeln Zwinger in den hellen und glänzenden Ring tretend, schien das Thier geblendet zu sein und blieb nach kurzem Laufe plötzlich stehen, wobei es nach allen Seiten wie verwundert umschaute. Die Picadores faßten ihre Lanzen fester, sahen nach den Tüchern, mit welchen die Augen ihrer Pferde verbunden waren, und rüsteten sich zum Angriffe. Doch schien der Stier durchaus keine Lust zu haben, mit einem von ihnen anzubinden; vielmehr wandte er sich, nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, gemächlich um und schien dahin zurückkehren zu wollen, wo er hergekommen, — eine Bewegung,

welche unter den Zuschauern tausendstimmiges Hohngeschrei und Pfeifen hervorrief. Einer der Picadores galoppirte ihm entgegen, stellte sich vor dem Zwinger auf, und der Stier, dem auf diese Art der Rückzug abgeschnitten war und der sich von einer langen Lanze bedroht sah, mußte sich nothgedrungen zur Wehr setzen. Er senkte den Kopf, scharrte ein paar Mal mit den Vorderfüßen im Sande und ging, aber ohne große Energie, auf den Picador los. Dieser legte seine Lanze ein, ritt ihm entgegen und brachte ihm einen tüchtigen Stoß in das rechte Schulterblatt bei, wodurch sich Canario veranlaßt sah, abermals umzukehren und schleuniger als vorhin seinen Rückzug anzutreten. Um seine Reputation war es aber jetzt schon vollständig geschehen, er wurde als Feigling verschrieen, und an den Benennungen, die mit lauter Stimme auf das arme Thier herabgeschleudert wurden, hätte man eine schöne Auswahl spanischer Schimpfwörter studiren können. Der Stier aber schien in der That nicht das geringste Ehrgefühl zu haben; denn er wich den Picadores aus, und nur mit Mühe und Noth wurden ihm noch ein paar Lanzenstiche beigebracht. Auch die Chulos bemühten sich umsonst, seine Kampflust aufzustacheln: Canario blieb unbeweglich für Alles. Vergeblich flatterten ihm die buntfarbigen Tücher dutzendweise um die Augen; ja, vergeblich faßte einer der Kühnsten sein Horn und ließ sich eine Strecke von ihm fortreißen. Der Stier erregte nur Zeichen des Mißfallens und gab keinem der Toreros Gelegenheit, sich einige Bravos zu erwerben. Nur ein einzigesmal lachte das Publikum laut hinaus, aber die Veranlassung hierzu war verletzend für den armen Canario. Der Cachetero hatte sich nämlich seines Schweifes bemächtigt und ließ sich so eine Zeit lang von dem ängstlich hin und her galoppirenden Thiere durch den Ring schleppen.

Als man aus allem dem ersah, daß so gar nichts mit Canario anzufangen sei, erschienen die Banderilleros mit ihren kurzen Pfeilen, und in wenigen Augenblicken staken wenigstens ein Dutzend in seiner Haut. Jetzt fing mir das Schauspiel an kläglich

und unangenehm zu werden; denn Canario, der so gar keine Veranlassung zu der schlechten Behandlung gab, die man ihm angedeihen ließ, erregte vollständig mein Mitleiden. Ungestraft und ohne Mühe wurden ihm die Banderillos eingestoßen, und bei jedem neuen Eisen, das in seine Haut drang, spritzte das Blut heraus und brüllte das Thier vor Schmerzen. Aber alle Pein, die ihm angethan wurde, war nicht im Stande, seinen Muth zu entflammen und ihn zu einem neuen Angriffe zu bewegen. Das Hohngeschrei des Volkes verwandelte sich jetzt in wahres Toben; hier und dort sprang einer mit funkelnden Augen in die Höhe, ballte die Fäuste und drohte gegen den unglücklichen Stier hinab; auch das weibliche Geschlecht schonte ihn nicht, und von sehr schönen Lippen ertönten unschöne Worte genug. Endlich schrieen ein paar Stimmen von oben herab: „Feuer! Feuer!“ und gleich darauf wiederholten Tausende diesen Ruf.

Schon oft hatte ich sagen hören, daß das erste Stiergefecht, welchem man beiwohne, einen widerwärtigen Eindruck hervorrufe. Und ich fand dieß vollkommen bestätigt. Doch mochte wohl die Wehrlosigkeit des armen Opfers da unten viel hierzu beitragen, und ich bin überzeugt, wenn der Stier ein tüchtiger Kerl gewesen wäre, zu Anfang ein paar Picarodes überrannt, so wie einige Pferde ausgeweidet hätte, so würde auf uns sein Brüllen und das Blut, welches von seinem Körper herabtropfte, viel weniger Eindruck gemacht haben. Der Ruf des Publikums: „Feuer! Feuer!“ verlangt, daß statt der gewöhnlichen Banderillos dem Thiere sogenannte Feuerpfeile eingestoßen werden. Diese haben ebenfalls Widerhaken, damit sie in der Haut stecken bleiben, sind aber statt des flatternden Papieres mit Schwärmern, kleinen Kanonenschlägen und dergleichen schönen Sachen umgeben, die durch eine Pulverleitung verbunden sind und sich entzünden, sobald der Pfeil dem Thiere eingestoßen ist. Wie das Thier von dem Knallen auf allen Seiten, sowie von den Brandwunden toll gemacht wird, kann man sich leicht denken. Einen Augenblick blieb

Canario wie betäubt stehen, als die ersten Schwärmer auf seine Haut losplatzten, dann aber fing er an kläglich zu brüllen, weißer Schaum drang aus seinem weit geöffneten Maule, und mit hoch erhobenem Schweife raste er in tollen Sprüngen durch den Ring. Man hätte glauben können, jetzt werde endlich ein verzweifelter Kampf beginnen; aber weit entfernt: nachdem die letzte Hülse geplatzt war und das letzte Pulver verpufft, legte sich auch seine Angst wieder, denn nur diese hatte ihn umhergetrieben, und er stand da mit gesenktem Kopf und Schweif, — ein trauriger Anblick.

Uns, die wir zum ersten Mal einem Stiergefechte beiwohnten, hatte dieser Anfang noch weniger gefallen, als den Spaniern; namentlich machten auf uns die Feuerpfeile einen widerwärtigen Eindruck, sie versengten Haar und Haut und erregten einen unangenehmen Brandgeruch. Ein Trompetenstoß rief einen der „Degen" in den Ring, und auf die schon oben beschriebene Art trat er von der Seite herein. Es war ein hübscher wohlgewachsener Mann mit kräftigem Körperbau und sehr energischem Gesichtsausdrucke; er schritt auf die Loge des kommandirenden Generals zu, grüßte denselben, sowie das Ayuntamiento zierlich mit seinem Degen und wandte sich darauf gegen den Stier. Dieser stand da vor Ermattung und Angst unfähig, sich zu rühren. Achselzuckend versuchte es der Espada seinen Widerstand zu entflammen, indem er ihm den rothen Mantel zu wiederholten Malen um die Augen schlug. Alles vergebens! Der Stier wandte kaum seinen Kopf herum, worauf der Espada langsam den Arm ausstreckte, mit der Degenspitze ruhig zwischen den Hörnern die tödliche Stelle suchte, eine kleine Handbewegung machte, und dann stürzte das Thier, wie vom Blitze erschlagen, auf der Stelle todt nieder.

Jetzt öffneten sich die Thore auf unserer rechten Seite, das Maulthiergespann trabte herein, der todte Stier wurde mit den Hinterfüßen an eine Bracke befestigt, dann ging es im vollen Galopp einmal im Kreise herum und zum Thore hinaus. Während dessen fiel die Musik mit einer lustigen Polka ein, und die

rauschenden Klänge übertönten die lauten Beschimpfungen, die dem unglücklichen Canario immer noch nachgerufen wurden. Auch die Quadrilla schien es zu bedauern, daß sie so wenig Widerstand gefunden und deßhalb ihre Gewandtheit nicht hatte zeigen können.

Die Stelle, auf welcher der Stier gefallen, wurde mit Sand bedeckt, um die Blutflecken zu vertilgen, und nach einer kleinen Pause betrat der zweite Stier den Kampfplatz. Er hieß Coracero, und sein erstes Auftreten war ein vielversprechendes und trug ihm ein gelindes Händeklatschen ein. Ich muß hier vorausschicken, daß bei den Stiergefechten der Dilettanten meistens sogenannte Novillos den Kampfplatz betreten; das sind nämlich Stiere, die erst im nächsten Jahre zu den anderen Stiergefechten tüchtig sein würden; obgleich ein guter und kräftiger Novillo kein zu verachtender Gegner ist, so haben sie doch begreiflicher Weise noch nicht die Wildheit und Unbändigkeit der älteren Stiere.

Durch den Vorgang mit dem unglücklichen Canario schienen die Chulos über alle Maßen sicher geworden zu sein; denn statt, wie es beim Erscheinen eines neuen Stiers Regel ist, sich beobachtend möglichst an die Schranken zu halten, standen sie unbekümmert plaudernd in Gruppen bei einander, einige sogar in der Nähe des Zwingers. Coracero, dem in diesem Augenblicke das Thor geöffnet wurde, war zwar kleiner, aber auch untersetzter, als sein Vorgänger, und bezeigte sich sogleich bei Anfang des Gefechtes als ein heimtückischer Bursche. Harmlos und ruhig ging er einige Schritte vorwärts, und ich hielt ihn daher für nicht besser als Canario; doch sagte mir mein Nachbar, ein alter Habitué des Stierplatzes: „Der ist gut; sehen Sie, wie seine kleinen Augen funkeln." Und der Mann hatte Recht; denn Coracero, der sich, wie gesagt, mit größter Ruhe einer der Gruppen genähert hatte, stürzte nun mit Einem Male wie toll und wüthend gegen die Chulos hin, was eine allgemeine und höchst ergötzliche Flucht zur Folge hatte. Nach allen Richtungen stoben seine leichtfüßigen Gegner aus einander, und die meisten übersprangen die Schranken mit einer außeror-

dentlichen Behendigkeit. Hier und da überschlug sich auch Einer und fiel, statt auf die Füße, auf einen anderen Theil des Körpers, — ein Mangel an Gewandtheit, der jedesmal ein lautes Hohngelächter zur Folge hatte.

Der Stier hatte unterdessen die drei Chulos aufs Korn genommen, welche vorhin so dicht vor seinem Zwinger gestanden, und verfolgte sie mit solcher Hast und drohender Geberde, daß Viele aus dem Publikum sich halb von ihren Sitzen erhoben und dem interessanten Anfange athemlos zuschauten. Die drei stoben natürlicher Weise in voller Flucht aus einander, doch besann sich Coracero keinen Augenblick und verfolgte Einen in so tollem Laufe, daß dieser sich nur retten konnte, indem er nicht ohne Geistesgegenwart dem Stier seinen Mantel zwischen die Füße warf. Dessen ungeachtet langte aber das Thier mit dem Chulo fast zu gleicher Zeit an der Schranke an, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwischen den Hörnern Coraceros und den seidenen Beinen des Chulo, als dieser erschreckt und athemlos über die Schranken flog. Mancher der Zuschauer und auch ich glaubte, der Stoß des Thieres habe ihm nachgeholfen, doch war dem zum Glücke nicht so; der Mann war unverletzt, doch schien mir sein Lachen einigermaßen erkünstelt zu sein. Mein Nachbar sagte mir: „Hätte der Stier zwei Jahre mehr, so würde das ein sehr schönes, ernsthaftes Gefecht werden: so aber werden die Dilettanten schon mit ihm fertig werden.“

Coracero, der mitten in der Bahn stand, betrachtete sich seine Feinde rings umher. Schon mehreremale hatte er einen Sprung rechts oder links gethan, so oft sich einer der Chulos blicken ließ und ihm, freilich auf sehr weite Entfernung, eines der langen bunten Tücher entgegenwarf, sich auch langsam gegen die Picadores gewandt. Der, welcher ihm zunächst stand, ritt nun dem Thiere entgegen und legte seine Lanze ein. Der Stier nahm die Herausforderung an, senkte die Hörner und rannte in vollem Laufe gegen den Picador an. Ein tüchtiger Stoß mit der Lanze,

den das Thier beim Zusammenstoß erhielt, machte es einen Augenblick stutzen; doch erneuerte es im nächsten Moment seinen Angriff um so heftiger, und wahrscheinlich hätte derselbe mit dem Tode des Pferdes geendigt, wenn nicht mehrere Chulos dem Picador zu Hülfe gekommen wären und die Aufmerksamkeit des Stieres von ihm abgelenkt hätten. Bei einem gewöhnlichen Stiergefechte hätte man den Stier seinen Kampf mit dem Picador ruhig ausfechten lassen, und es wäre wider die Regel gewesen, dem Picador zu Hülfe zu kommen, ehe Roß und Reiter im Sande gelegen. Aber die Aficionados schonten begreiflicher Weise ihre Pferde. So außerordentlich verwegen dieselben bei dem ersten Stier umhergaloppirt waren und ihm Stiche nach allen Seiten beigebracht hatten, um so mehr nahmen sie sich jetzt in Acht; doch mußten alle vier nach einander wenigstens einmal ein Rencontre mit ihm bestehen, und drei waren auch so glücklich, ihm einen tüchtigen Lanzenstoß beizubringen, der ihn für den Augenblick zurücktrieb. Auch waren die Chulos und Banderilleros gleich bei der Hand. Bei dem vierten ging es übrigens nicht so gut, eigentlich für die Zuschauer besser, denn es floß Blut, was bei einem Stiergefecht immer die Hauptsache ist. Der vierte Picador schien mir ein schwächeres Pferd zu haben als die anderen, er selbst aber war ein untersetzter, dicker Kerl, der, wenn er in dem Ringe galoppirte, beständig so komische Bewegungen machte, daß viele aus dem Publikum in lautes Gelächter ausbrachen und ihn mit allerlei freundschaftlichen Benennungen belegten. Endlich ritt auch er gegen Coracero an, und dabei wiegte sich der Picador so komisch im Sattel hin und her, daß er durch allgemeine Heiterkeit und einiges Händeklatschen belohnt wurde. Doch wäre es für ihn viel besser gewesen, wenn er genau auf seinen Feind Achtung gegeben hätte, kaum hatte der Picador nämlich seine Lanze eingelegt, so war der Stier auch schon dicht bei ihm, indem er die Lanze unterlief und nun mit einem kräftigen Anlaufe seine Hörner dem armen Pferde in die Seite bohrte, so daß es sich hoch aufbäumte, dann aber zu-

sammenbrach und mit seinem Reiter in den Sand rollte. Wie immer, zum Glück für den Picador, ließ nun der Stier seine ganze Wuth an dem unglücklichen gefallenen Pferde aus, ohne den Reiter weiter zu beachten, wodurch dieser Zeit bekam, aus dem Sattel zu klettern und mit Beihülfe einiger Banderilleros langsam davon zu hinken.

Der Stier zerfleischte unterdessen das Pferd so lange, als dieses noch ein Lebenszeichen von sich gab; dann wandte er sich abermals gegen die übrigen drei Picadores und schien ihnen einen Kampf anzubieten. Doch hatte keiner der Aficionados, durch den Vorgang mit dem Kameraden gewitzigt, besondere Lust, sich mit ihm ferner in einen ernstlichen Kampf einzulassen. Sie umritten ihn im Galopp, brachten ihm auch hier und da einen leichten Lanzenstich bei, waren aber dabei so glücklich, seinen Hörnern zu entgehen. Es war kein rechter Ernst bei der Sache, und wäre das Stiergefecht nicht von Dilettanten unternommen worden, so hätte man vom Publikum ein schönes Gepfeife vernommen.

Endlich rief die Trompete die Banderilleros herbei und hiedurch wurde das Schauspiel etwas belebter. Wie schon bemerkt, schienen die Picadores ihre Pferde geschont zu haben und hatten sich somit eine kleine Blöße gegeben, was nun die Banderilleros durch ihr ziemlich tollkühnes Spiel mit dem Stier wieder gut machen zu wollen schienen. Es war nicht leicht, dem wilden Thiere beizukommen, und Coracero hatte die schlimme Gewohnheit, sich immer einen Einzelnen aus seinen Angreifern herauszulesen und denselben, ohne sich durch Mantelschwenken irre machen zu lassen, bis an die Schranke zu verfolgen. Ein paar entkamen nur mit genauer Noth, und einer, der vor dem Thiere niederstürzte, schien verloren zu sein, wäre es auch wahrscheinlich gewesen, wenn nicht in diesem Augenblick ein Banderillo tief in den Hals des Thieres gedrungen wäre, wodurch es sich wüthend auf die Seite wandte und dem Niedergestürzten Zeit ließ, auf seine Füße zu springen und davon zu laufen.

Unterdessen war die Zeit schon ziemlich vorgerückt; der helle Sonnenstreifen, der auf dem Hause lag, hatte sich schon sehr emporgehoben, weßhalb denn auch, um das Schauspiel nicht zu sehr in die Länge zu ziehen, ehe noch der Stier Zeichen von Müdigkeit gegeben, der Espada in die Schranke trat. Es war das ein anderer, als der, welcher den ersten Stier gefällt hatte; doch kam er nicht allein, sondern gegen alle Regeln in Begleitung von drei bis vier Chulos und Banderilleros, — eine Vorsichtsmaßregel, die ihm übrigens sehr wenig half; denn der Stier war seiner nicht so bald ansichtig geworden, als er mit den Vorderfüßen zu scharren begann, den Kopf senkend ein paar Schritte rückwärts trat und dann so wüthend auf die Gruppe losstürzte, daß diese aus einander stob und sich in schönen Sätzen über die Schranken rettete, wobei der Espada selbst einer der Leichtfüßigsten war und noch dabei das Unglück hatte, jenseits der Schranken mit Schwert und Mantel wie ein Mehlsack niederzustürzen. Dieses Mal sparte das Publikum weder Pfeifen noch Zischen, was den Degen so empörte, daß er auf derselben Stelle in den Ring zurücksprang und nun allein dem Stiere gegenüber trat, wofür er denn auch mit einem tausendstimmigen Bravo belohnt wurde. Die Chulos erschienen übrigens auch gleich wieder im Ring und einer, der sich bei allen Kämpfen durch seine Verwegenheit hervorgethan hatte, lenkte die Aufmerksamkeit des Thieres auf sich, wodurch es dem Espada möglich wurde, sich dem Stiere zu nähern und ihm den Degen bis an das Heft in den Nacken zu stoßen. Zum ersten Male brüllte das Thier laut auf, und da es zu gleicher Zeit heftig auf die Seite sprang, so mußte der Espada Degen und Griff fahren lassen, mit welchen denn auch das Thier wie toll im Kreise umherraste.

Es war dieß ein häßlicher Anblick: das Blut rann stromweise aus der Wunde, und zuweilen blieb der Stier, wie von furchtbarem Schmerz gepeinigt, plötzlich stehen, scharrte mit den Füßen und wandte sich dann um, seinen Lauf aufs Neue begin-

nend. Unterdessen hatte sich der Espada ein neues Schwert reichen lassen, und jetzt war es ihm leicht, dem Stiere nahe zu kommen, der schon durch Schmerz und Blutverlust ziemlich erschöpft war. Obgleich Coracero noch immer seinen Angreifern bereitwillig entgegenstürzte, so hatten doch seine Bewegungen sehr an Schnelligkeit verloren, weßhalb es dem Espada leichter gelang, auch den zweiten Degen bis an das Heft in den Nacken des Thieres zu stoßen. Aber auch dieser Stoß war nicht glücklicher als der erste; der Stier stürzte nicht zusammen, vielmehr wandte er sich kläglich brüllend um, machte ein paar rasende Sätze und umkreiste noch einmal den ganzen Ring, ehe er, wie betäubt, dicht unter unsern Sitzen stehen blieb. Jetzt erst fing er an zu wanken, das Blut schoß ihm stromweise aus dem Maule, und lange noch schwankte er hin und her, ehe er zusammenbrach. Der Cachetero mußte hinzutreten und ihm mit seinem kurzen Messer den eigentlichen Todesstoß geben.

Mir war es hierauf recht angenehm, daß das darauf folgende Gefecht ein unblutiges sein sollte. Der dritte Stier, Soldado, sollte nach portugiesischer Weise bekämpft werden, die darin besteht, daß das Thier in den Ring gelassen, von den Chulos gereizt und geneckt, und dann von diesen und den Banderilleros mit den Händen eingefangen, gestellt und nach dem Zwinger zurückgebracht wird. Da aber der Stier bei seiner Kraft und Wildheit und mit seinen langen und spitzen Hörnern ohne Vorsichtsmaßregeln ein zu ungleicher Kämpfer sein würde, so befestigte man auf den Spitzen seiner Hörner ausgepolsterte lederne Kugeln, wodurch allerdings die Gefährlichkeit des Stoßes vermindert wird; doch erfordert diese Art des Kampfes immer noch große Vorsicht, Gewandtheit und Kraft. Soldado war ein ziemlich kräftiger Bursche, mit langen Hörnern, welche aber sorgfältig umwickelt und oben mit großen Knöpfen versehen waren. Die Chulos und Banderilleros befanden sich ohne die Picadores im Ringe, umgaben den Stier sogleich und neckten ihn auf die ver-

wegenste Art. Das Thier schien indessen ebenso wenig zum Spaß aufgelegt zu sein als sein Vorgänger, und da sich seine leichtfüßigen Gegner noch weniger in Acht nahmen und nicht so häufig die rettende Schranke aufsuchten, so kamen einige in sehr unangenehme Berührung mit den Hörnern des Soldado. Einen faßte das Thier in der Nähe des Hosengurtes und schleuderte ihn mehrere Schritte weit so nachdrücklich in den Sand, daß der Chulo ein paar Secunden lang unbeweglich liegen blieb. Einem andern ging es noch schlimmer. Dieser hatte den Stier über alle Gebühr geneckt und wurde nun, ohne daß sich das Thier von den übrigen irre machen ließ, so hartnäckig an die Schranken verfolgt, daß er nicht mehr Zeit hatte, sich hinüberzuschwingen. Hier und da hörte man schon einen Angstschrei unter den Zuschauern, und es war ein unbehaglicher Anblick, als man sah, wie der Stier mit voller Kraft gegen den Chulo und die Bretterschranke anrannte. Obgleich die Hörner umwickelt waren, hätte doch der Stoß den Chulo unfehlbar zerquetschen müssen, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, von dem Stiere zwischen die Hörner gefaßt zu werden. Aber er verdiente dieses Glück durch seine Geistesgegenwart; denn da er wohl wußte, der Stier werde sich nicht mit dem einzigen Stoße begnügen, so faßte er mit fast übermenschlicher Kraft die Hörner, nicht um den Stier zurückzuhalten, was unmöglich gewesen wäre, sondern um sich von demselben in die Höhe schleudern zu lassen und so dem sicheren Tode zu entgehen. Dieß geschah denn auch, und gleich darauf flog der Chulo rückwärts über den Stier in den Ring zurück, wo er übrigens auf dem Sande liegen blieb und weggetragen werden mußte. So viel wir später hörten, kam er mit einer zerbrochenen Rippe davon.

Eine Variante dieses gewagten Experimentes, welches der Chulo ausführte, kommt in den Annalen der Tauromachia zuweilen, aber sehr selten vor, heißt dann Salto sobre testuz (der Sprung über den Kopf des Gegners), wo nämlich der an die Wand gedrängte Toreador in dem Augenblicke, wo der Stier den

Kopf senkt, um ihn zu spießen, seinen Fuß zwischen die Hörner des Thieres setzt, und, von der Todesangst getrieben, über ihn hinwegspringt. Ein Vorgänger von Montes, ich glaube, der eben so berühmte Francisco Romero, kam übrigens dabei auf eine schreckliche Art ums Leben. Cuendias in seinem Buche über Spanien erzählt diese traurige Katastrophe auf folgende Weise:

„Es war nach einer glänzenden Corrida, die der Hof mit seiner Gegenwart beehrte, als der tapfere Espada zwischen den Toro und las Tablas gerieth. Las Tablas nennt man die Brettereinfassung des Circus, über welche der Torero manchmal mit einem Sprunge setzen muß, um sein Leben zu retten. Montes Vorgänger war in der höchsten Gefahr; zu nahe an den Tablas, um einen Anlauf zu nehmen, vielleicht auch zu stolz, um die Flucht zu ergreifen, entschließt er sich kaltblütig zum Salto sobre testuz. In dem Augenblicke nämlich, wo der Stier sich demüthigte und die Hörner senkte, um ihn zu spießen, setzte er zwischen diese Hörner an die Stirn des Thieres seinen Fuß und führte mit unglaublicher Gewandtheit und haarsträubender Kühnheit den gefährlichen Sprung aus. Das unbarmherzige, aber gerechte Publikum erfüllte den Circus sogleich mit einem Schrei der Bewunderung. Unglücklicherweise litt der König an Zerstreutheit und hatte daher von der merkwürdigen Scene nichts sehen können. Seine Majestät hört aber das Beifallsgeschrei des Volks und will die Ursache wissen. Darauf erzählt man ihr die Heldenthat des Torero.

„Da capo! sagte der König; er mach es noch einmal."

„Wahrscheinlich glaubte Seine Majestät damit dem Torero eine große Ehre zu erweisen.

„Der Torero gehorchte! . . .

„Was er einmal, getrieben von der Todesgefahr und in einem Augenblicke rasender Begeisterung, glücklich gewagt hatte, das wollte er jetzt aus übertriebenem Gehorsam gegen den König und aus verblendetem Ehrgeiz noch einmal improvisiren. Auch hielt er sich nicht an die Regeln der Kunst. Der Stier stellte

sich nicht wie das erste Mal. Statt den Kopf zum Stoße zu senken und in dieser Haltung anzurennen — eine Bewegung, auf die der Kopfsprung berechnet ist, der in diesem Falle den Toreador hinter den Stier zur Erde sendet, wo er, Dank seiner Geschicklichkeit, mit geraden Beinen den Boden erreicht — statt dessen hatte die Bestie Halt gemacht und in dem Augenblicke, wo der Fuß ihre Stirn berührte, den Kopf emporgeworfen, so daß der Toreador das Gleichgewicht verlor und — fiel.

„Ein Angstschrei erschallt, die Versammlung überläuft ein Todesschauer! Der Stier rennt nicht mehr; er trabt langsam, mit erhobenem Haupt, das Auge in Flammen, rings um die Arena, als wollte er den entsetzten Zuschauern seinen Siegeskranz zeigen, den blutigen Kranz, den er sich aus den Eingeweiden seines Feindes gewunden hatte. Der unglückliche Toreador lag gespießt auf den Hörnern und zappelte vergebens, um sich loszumachen, und wand und krümmte sich im Krampf und in den Aengsten des Todes. Er war mit ganzem schwerem Leibe auf die Spitzen gefallen und daran hängen geblieben. Das Uebrige that die Wuth des gereizten Thieres.“

Der unangenehme Vorfall, von welchem wir vorhin erzählt, verminderte indessen durchaus nicht den Uebermuth der Anderen, und der bunte, glänzende Schwarm war dem Stiere nun so dicht auf dem Leibe, daß er sich ihrer kaum zu erwehren im Stande war. Freilich purzelten bald rechts, bald links Einige über einander hin, denen der Stier mit einer raschen Seitenbewegung zu nahe kam; doch sprangen sie lachend wieder auf, um ihre kindische Neckerei mit dem Thiere — anders kann man es wahrhaftig nicht nennen — fortzusetzen. Schon lange hatten ein Paar darnach gestrebt, ihm die bunte Schleife zu entreißen, die auf seinem Rücken befestigt war; doch hatte Soldado bis jetzt alle dergleichen vertrauliche Annäherungen sehr übel aufgenommen, und bald flog Der rechts, Jener links in den Sand. Endlich gelang es Einem, die Schleife zu erhaschen, wofür er von den Zuschauern durch ein

unendliches Bravo belohnt wurde. Ein Anderer hatte unterdessen sein Sacktuch aus der Tasche gezogen und ließ es sich von dem wild daherstürzenden Thiere vermittelst des Hornes aus der Hand reißen, lief aber gleich wieder hintendrein und war so glücklich, es nun seinerseits dem Thiere wieder abzunehmen. Schon vorhin erwähnte ich eines Chulo, der sich durch seine Kühnheit auszeichnete. Dieser erschien mit einer langen Springstange im Ringe und wir wußten lange nicht, was er damit wolle; endlich aber erspähte er einen günstigen Augenblick, wo das Thier gerade eine Secunde still stand, stützte seine Stange auf den Boden und schwang sich in gewaltigem Sprunge über den Stier hinüber. An einem Male hatte er übrigens nicht genug; doch wäre es besser gewesen, wenn er sich damit begnügt hätte; denn beim zweiten Mal, als er gerade sprang, machte Soldado eine Seitenbewegung, stieß an die Stange, und der Chulo, der gerade in der Luft schwebte, fiel genau auf den Rücken und zwischen die Hörner des Stiers. Daß ihm dieser zu einem neuen und kräftigeren Aufschwung verhalf, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen: bei zehn Fuß hoch warf ihn Soldado in die Luft und es war ein Glück, daß er inmitten einer Gruppe seiner Kameraden niederfiel, die ihn auffingen und so einigermaßen den Sturz schwächten.

Dieses ganze Schauspiel an sich war übrigens komisch genug und auch interessant. Die gewandten Leute in ihren bunten Costümen in immerwährender Bewegung, bald auseinanderfahrend, bald sich wieder zusammendrängend, dazwischen den dunkeln, fast schwarzen Stier, der sich jetzt links wandte, dann geradeaus stürzte, um sich an der anderen Seite des Ringes, aufs Neue von den grellfarbigen Tüchern geneckt, wieder zu wenden, — es war eine Scene voll Leben und Bewegung. Hauptsächlich nahm es sich recht gut aus, wenn ein einzelner Chulo vor dem Stiere fliehend, demselben den langen Mantel zwischen die Vorderfüße schleuderte, was den Stier meistens einen Augenblick aufhielt, indem er ge-

wöhnlich das Zeug mit den Hörnern zerzauste, ehe er aufs Neue seine Verfolgung begann.

Alles Bisherige war indessen nur Vorspiel gewesen. Jetzt warfen die Kämpfer ihre Mäntel über die Schranke und fingen an, den Stier ernstlich zu stellen, was damit begann, daß sich Zwei nach längeren fruchtlosen Versuchen endlich an den Schweif des Thieres hängten. Soldado nahm dieß jedoch sehr übel auf und raste mit seinen Anhängseln in so tollem Lauf durch den Ring, daß sie im wahren Sinne des Wortes geschleift wurden und am Ende wieder loslassen mußten. Ein paar Anderen erging es nicht besser, und einem dritten Paar gelang es nur dadurch, den wüthenden Lauf des Thiers zu hemmen, daß sich zugleich vier ihrer Kameraden je Zwei und Zwei zu gleicher Zeit an die Hörner des Stiers hängten. Dies machte Soldado einen Augenblick stutzig, und nun hatte er sein Spiel verloren. Wie toll stürzten alle übrigen Chulos und Banderilleros auf ihn zu, faßten Schweif, Ohren, Hörner, Füße und nachdem sich der Stier noch einige Minuten mit aller Kraft gewehrt, wobei mancher seiner Angreifer tüchtig zusammengeprellt wurde, stand er wie ein Lamm und mußte es geschehen lassen, daß ihn seine Sieger triumphirend im Schritt durch den ganzen Ring führten unter schallendem Händeklatschen und tausendstimmigem Freudenruf der Zuschauer.

Von dem vierten Kampfe, in welchem der Stier Ligero auftrat, ist nichts zu sagen, als daß dieses Thier noch schlechter war, als der unglückliche Canario. Er fiel unrühmlich, ohne einem Pferde auch nur die Haut geritzt zu haben, unter dem Messer des Cachetero. Damit war das Stiergefecht zu Ende, und wenn es auch kein glänzendes, d. h. blutiges genannt werden konnte, so hatte es doch für uns den Vortheil, daß wir den Gang und das Wesen eines solchen Kampfes in diesen paar Stunden besser kennen lernten, als durch eine Menge Beschreibungen, die wir früher gelesen.

Das Stiergefecht, für welches heutzutage alle Classen des

spanischen Volkes die größte Leidenschaft zeigen, gehörte schon seit uralten Zeiten mit zum Ruhm und Glanz des Landes. Man ist ungewiß darüber, woher diese Volksbelustigung eigentlich stammt; Einige wollen dieselbe von den Circusspielen der Römer herleiten, Andere aus der Gothenzeit oder erklären sie für eine uralte iberische Sitte; gewiß ist, daß sie schon zur Maurenzeit ein ritterliches Vergnügen war, dem sich damals die Vornehmsten des Landes hingaben. Auf der Vivarrambla in Granada sah man schon die Ritter Zegris wie Abbenceragen, unter der Regierung Muley Hassans, des Vaters des letzten Königs Boabdil, gegen den Stier in die Schranken treten. Am späteren christlichen Hofe Spaniens thaten die größten Helden damaliger Zeit dasselbe, und Don Guzman, der Cid, Don Sebastian, König von Portugal, und Karl V. gehörten zu den kühnsten Toreros. Dagegen suchten auch manche Herrscher die Stiergefechte zu unterdrücken, so Isabella I., welche nie einen Stierplatz besuchte und während deren Regierungszeit die Hörner des Thieres mit Kugeln versehen sein mußten, um die Kraft des Stoßes zu brechen; und während Philipp IV. noch in höchst eigener Person den Stierplatz betrat, zeigte sich Philipp V. als entschiedenster Gegner dieses spanischen Nationalvergnügens. Obgleich er es nicht zu verbieten wagte, so gerieth doch die Tauromaquia während seiner Regierungszeit so in Verfall, daß sie aus einer „noblen Passion" ein besoldetes Handwerk wurde. Damit änderte sich auch das ganze Wesen des Stierkampfes, und statt daß früher ein einzelner Reiter auf gutem starkem Pferde dem Thiere mit Jagdspieß und Schwert entgegentrat, erschien jetzt die Quadrilla in ihrer heutigen Zusammensetzung: die Picadores, Banderilleros und zuletzt der Espada, welcher dem Stiere zu Fuß entgegentritt, um ihn Auge gegen Auge mit einem Degenstoß zu tödten. Nur zuweilen noch traten vornehme Liebhaber mit den „Leuten vom Handwerk" in die Schranken oder wurden Stiergefechte, wie das eben beschriebene

in Barcelona, von Aficionados puros (eifrigen Dilettanten) in Scene gesetzt.

Wie ich schon Eingangs dieses Kapitels bemerkte, werden die Stiergefechte in Spanien nur in den Frühjahrs- und Sommermonaten, von Mai bis Ende September, abgehalten, weßhalb wir denn leider auf unserer Reise durch Spanien keines der glänzenden, d. h. blutigen, zu sehen bekamen; man hoffte auf ein Stiergefecht in Madrid zur Zeit der Geburt der Prinzessin am 10. Januar, doch wurde es durch den gleich darauf erfolgten Tod derselben verhindert. Obgleich sich alle Stiergefechte mehr oder minder gleichen, so kommen doch durch die Wildheit eines Stiers, selbst durch Zufälligkeiten oft die interessantesten Abwechselungen vor. So erzählt Rochau in seinem vortrefflichen „Reiseleben in Spanien“ von der Episode eines Stiergefechts zu Madrid, welche mir interessant genug erscheint, um es im Auszuge mitzutheilen. Ein schlechter, feiger Stier, in der Art wie der oben beschriebene Canario, auf den sogar Feuerpfeile nicht die geringste Wirkung ausübten, wurde mit Hunden gehetzt und dann durch einen schlächtermäßigen Degenstoß in die Weichen schimpflich getödtet.

„Das Publikum war noch immer mit der Hundshatz, einem sehr seltenen Schauspiele, beschäftigt“, so erzählt Rochau, „als, fast ohne bemerkt zu werden, langsamen, aber sicheren Ganges der neue Stier in den Ring schritt, schwarzbraun von Farbe, klein, hinten niedriger gebaut als vorn, die Hörner kurz, aber auf den Treffer gestellt, um mich eines Ausdrucks vom Fechtboden her zu bedienen. Mit aufgereckten Ohren und mit raschem Schweifschlagen wandte der Stier den Kopf rechts und links, als ob er sich der Stellung und Stärke seiner Feinde vergewissern wolle, und dann wie der Blitz rannte er mit gesenkten Hörnern auf den zunächststehenden Picador los, der von dem gewaltigen Stoße sammt seinem Pferde rücküber stürzte. Ohne sich bei dem in den Sand gestreckten Gegner aufzuhalten, hatte der Stier den zweiten Picador gefällt, ehe dieser auch nur Zeit gehabt, seine Lanze einzulegen,

und in ein paar mächtigen Sprüngen war auch der dritte erreicht und zu Boden gestreckt. Das alles geschah so rasch, daß man die größte Mühe hatte, dem Gange des Kampfes mit den Augen zu folgen. Das Volk war außer sich vor Jubel über diesen Anfang des neuen Rennens. Alle Welt stand von den Sitzen auf, die Hüte zu schwenken und ein donnerndes bravo toro auf die Bühne hinauszurufen. Wären Blumen zur Hand gewesen, man hätte den Stier ohne Zweifel gekrönt wie eine Opernsängerin nach der Bravourarie. Der Stier inzwischen, als ob er wüßte, daß ihm noch ein Picador fehle, suchte mit den Augen im Kreise herum, und da er keinen Reiter mehr sah — der vierte Picador war zufällig abwesend —, so ließ er sich herab, einen der Chulos des Angriffs zu würdigen. Festen Auges, und ohne sich durch das Mantelschwenken der übrigen irre machen zu lassen, verfolgte er seinen Mann in windschnellem Laufe, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwischen dem Horne des Stiers und der Hüfte des Chulo, als dieser sich athemlos über die Schranken schwang. Furcht und Schrecken herrschten in dem ganzen Ringe. Die Picadores hatten sich unter ihren Pferden hervorgearbeitet und waren fortgehinkt, und sie übereilten sich nicht, von Neuem zu erscheinen. Die Chulos hielten sich in ehrerbietiger Entfernung; der Stier war Meister des Platzes, den er lautschnaubend durchschritt, und wohin er sich wandte, da wich man ihm eilends schon von Weitem aus. Endlich ritt der vierte Picador auf einem ungewöhnlich starken und guten Pferde in die Schranken. Der Stier wurde seiner nicht so bald ansichtig, als er in gestrecktem Laufe auf ihn losstürzte. Der kräftige Lanzenstoß, mit welchem er empfangen wurde, hielt ihn einen Augenblick auf, aber im Nu nahm er den zweiten Anlauf und bohrte beide Hörner bis an die Wurzel in die Brust des Pferdes, das sich wild aufbäumte und den Picador aus dem Sattel geschleudert haben würde, wäre dieser nicht ein vortrefflicher Reiter gewesen. Mit seltener Geistesgegenwart holte der Picador zum zweiten Male mit der Lanze aus, während der

Gaul kerzengerade auf den Hinterbeinen stand, und der Stier, durch die neue Wunde noch wüthender geworden, führte Stoß auf Stoß gegen den Bauch und gegen die Seite des Pferdes, bis es am Boden lag, und auch dann noch wühlte er mit grimmiger Wollust in seinen Eingeweiden. Der Enthusiasmus des Publikums, der bei diesem Anblicke losbrach, läßt sich nicht beschreiben. Barbaro! barbaro! rief man von allen Seiten im Tone der Begeisterung und mit verklärtem Gesichte. Dieses Wort, weit entfernt, ein Vorwurf zu sein, ist bei solchen Gelegenheiten der höchste Ausdruck des Beifalls, es ist der Superlativ von bravo. Que barbaridad! ruft man bewundernd, wenn der Degen dem Stiere das Eisen bis an das Heft zwischen die Schultern stößt.

Der Picador war in der augenscheinlichsten Gefahr. Er lag einen Schritt weit von dem Pferde auf dem Sande, seine mit Baumwolle steif ausgefütterten Lederhosen machten es ihm unmöglich, rasch aufzuspringen und davon zu laufen, und er wagte nicht, sich zu rühren, um die Aufmerksamkeit des Stiers nicht auf sich zu ziehen. Nach einer langen, peinlichen Minute — peinlich für den Picador, nicht für die Zuschauer, im Gegentheil — wagten sich endlich ein paar Chulos ihrem Cameraden zur Hülfe heran, und der Stier ließ das zerfetzte und regungslose Pferd liegen, um auf jene schnellfüßigen Gegner Jagd zu machen. Erst auf das stürmische Verlangen des Publikum erschienen neue Pferde in dem Ringe, von denen der Stier in wenigen Augenblicken noch drei ausweidete, ohne daß seine Kraft und seine Kampflust deßhalb abnahm. Ich glaube, er würde den ganzen Stall des Empresario geleert haben, wenn den Picadores, von denen übrigens auch zwei im schweren Falle Schaden genommen hatten, nicht der Muth ausgegangen wäre. Gegen alle Regel des Spiels rief die Trompete die Banderilleros, ehe der Stier das mindeste Zeichen der Mattigkeit oder der Flauheit gegeben hatte. Mit Mühe und Noth wurde ihm ein einziges Paar Banderillas beigebracht, und dann erschien der Espada, den der Stier bald als seinen Hauptfeind aus den

übrigen herauserkannte. Ohne die Herausforderungen des Degens abzuwarten, lief er aus freien Stücken gegen denselben an, und zwar mit so drohender Miene, daß der Espada, statt den Feind stehenden Fußes zu erwarten, wie ein Windspiel davon rannte, Mantel und Schwert wegwarf und in angstvoller Hast über die Schranken sprang. Gellendes Pfeifen, Zischen und Hohngeschrei begleiteten ihn auf seiner schimpflichen Flucht. Sei es Furcht oder Scham, der entflohene Degen kam nicht wieder zum Vorschein, und statt seiner trat der „Chiclanero" auf die Bühne, nicht der große D. Francisco Montes, der gleichfalls aus Chiclana ist, aber ein würdiger Landsmann und Nebenbuhler des großen Montes, Redondo geheißen. In kurzem Tanzmeisterschritt ging er quer durch die Bahn, ohne auch nur einen Seitenblick auf den Stier zu werfen, um mit zierlicher Verbeugung den Alcalden und das Ayuntamiento zu grüßen. Dann wandte er sich gelassen gegen den Stier, der ihn inzwischen schon auf das Korn genommen hatte. Die beiden Gegner kamen sich auf halbem Wege entgegen, der Stier dieses Mal mit verhaltener, berechnender Bosheit, und der Degen, trotz seiner affectirten Gelassenheit, mit unverkennbarer Spannung aller seiner moralischen Kräfte. Als er dem Stiere Aug in Auge auf drei Schritte gegenüberstand, warf Chiclanero seine Mütze ab, um freier zu sein, nahm den Degen, den er bis dahin nachlässig in der linken Hand getragen hatte, stoßfertig in die Rechte, und fing an, mit der Linken den rothen Mantel (oder vielmehr das rothe Tuch, das von dem Mantel nur noch den Namen hat, und das an einem kurzen Schafte wie eine Fahne befestigt ist) vor dem Gesichte des Stiers hin und her zu bewegen. Dieser zielte einige Sekunden mit den Augen, bog dann den Körper etwas zurück, und erreichte mit einem Satze das rothe Tuch; der Mann war mit einer leichten Seitenbewegung dem Stoße ausgewichen. Beide Kämpfer, als ob sie beide auf dieses Fechterstück eingeübt wären, wandten sich gleichzeitig um, und dasselbe Spiel begann zum zweiten und zum dritten Male. Als sie sich zum vierten Gange

anschickten, sah man leicht aus der veränderten Haltung des Espada, daß dieß der letzte sein sollte. Der Chiclanero war um eine Spanne größer geworden, er trug den Kopf mit einem unglaublichen Ausdrucke von Stolz, sein Auge flammte, und er legte die Hand fester an den Griff des Degens. Jetzt nahm der Stier seinen Anlauf, und im Sprunge selbst fuhr ihm das Eisen wie ein Blitzstrahl in die Wurzel des Nackens. Er brach unter diesem Meisterstoße zu den Füßen des Siegers zusammen, und nach einem einzigen Zucken lag er todt auf dem Boden. Auf den jauchzenden Zuruf, mit dem das Publikum diesen Schwertstreich belohnte, würden Liszt und Rubini eifersüchtig sein. Viele der Zuschauer, nicht zufrieden ihre Hüte zu schwenken, schleuderten sie weit in den Ring hinein. Ein solcher Ausgang des Kampfes ist in der That äußerst selten. Von vierzig bis fünfzig Stieren habe ich nur diesen einzigen auf den ersten Stoß fallen sehen. Die erste Wunde ist allerdings zuweilen tödtlich, aber der Stier läuft gewöhnlich noch mehrere Minuten oder auch Viertelstunden lang mit dem Degen im Nacken umher. Der Stoß zwischen die Hörner, der wie ein elektrischer Schlag tödtet, läßt sich nur dann anbringen, wenn der Stier bereits so weit erschöpft ist, daß der Espada ganz nahe vor ihn hintreten und mit aller Muße zielen darf. Deßhalb ist dieser Stoß niemals der erste. In Sevilla sah ich von Montes zwei Stiere auf diese Weise tödten, denen er zuvor den Degen eine Elle tief in den Leib gerannt hatte. Der Stier stand vor ihm, fast unfähig, sich zu rühren, Montes bog sich mit lang ausgestrecktem Arm nach ihm hinüber, suchte mit der Degenspitze die tödtliche Stelle, und auf eine kleine Handbewegung nach vorn fiel der Stier zur Erde, wie vom Blitze erschlagen. In Madrid ist dieser Stoß ausschließlich dem Knechte vorbehalten, der dem Stiere mit dem Messer den Garaus macht, wenn er halbtodt am Boden liegt. Ein Espada, der Miene machte, einen schwer verwundeten, aber noch aufrechtstehenden Stier nach „der Weise von Sevilla" zu tödten, mußte dem protestirenden Geschrei des Publikums

weichen. Der Beweggrund zu dieser leidenschaftlichen Einrede konnte kein anderer sein, als die Lust an der Verlängerung des Todeskampfes des armen Thieres, das wahrhaftig nichts Dramatisches hatte. Der Stier fühlt den Tod in den Eingeweiden, er ist unfähig zum Angriff, unfähig zur Vertheidigung, einer der Chulos darf ihn ungestraft am Horne fassen, ein anderer zerrt ihn am Schwanze. Mit Mühe hat er sich bis jetzt aufrecht erhalten, er fängt an zu taumeln wie ein Betrunkener, das Blut schießt ihm armdick aus dem Maule, die Beine versagen ihm den Dienst, er sinkt in die Knie, rafft sich wieder auf, macht noch ein paar Schritte und stürzt von Neuem zu Boden. Und während der Stier diesen Todeskampf kämpft, spielt die Militärmusik die lustige Polka auf, das Publikum jubelt, und die Quadrilla tanzt um ihr Schlachtopfer einen Cannibalenreigen."

Achtes Kapitel.

Ein Besuch auf dem Montserrat.

Nach dem Montserrat! Der Omnibus diario. Spanische Fahrgelegenheiten und ihre Bespannung. Mayoral und Zagal. Aufenthalt am Thore. Spanische Landstraßen und Fahrt auf denselben. Esparraguera. Fliegenwedel. Unsere erste Tartane. Prachtvoller Anblick des Montserrat. Gefährlicher Ritt zu Esel. Blick in das Thal. Anblick des Klosters. Tiefe Stille und Ruinen. Die ärmliche Fremdenherberge. Malerische Ueberreste des Klosters. Der freundliche Prior. Die wunderthätige Madonna. Ruhe und Frieden. Der unvergeßliche Klostergarten. Zwei und siebzig Jahre in dieser Einsamkeit. Weg nach der Spitze des Berges. Ein Landsmann bei gefährlichem Wege. Die Einsiedeleien. Der Felsengarten. St. Geronimo. Die Namen unserer Lieben. Eine Frühmesse. Die Rosen des heiligen Berges.

Wenn man sich aus der Jugendzeit der Sagen und Geschichten erinnert, welche man von den geheiligten Bergen, dem Sinai, dem Carmel, gehört, so tritt einem zugleich das phantastische Bild des Montserrat lebendig vor die Seele. Man entsinnt sich der Erzählung von dem Marienbild, das dort in einer Höhle aufgefunden wurde, daß man zu dessen Verehrung ein großes, Kloster baute, und daß der Ruf der Wunder, die hier geschehen, tausend und aber tausend von Andächtigen auf die Höhe dieser Felsen zog — Bettler wie Könige. Wie gern hörten wir nicht von den Einsiedlern, die an verschiedenen Stellen des Bergs in kleinen Kapellen ihre Lebenszeit verbrachten, und glaubten so fest

der Tradition, die uns sagte, die Spitze des Montserrat, die wir heute in so wunderlicher Gestalt zerklüftet sehen, sei erst zerrissen worden in der Todesstunde Jesu Christi.

Den Sinai hatte ich — wenn auch aus weiter Entfernung — gesehen, auf dem Karmel eine Nacht zugebracht, und hier in Barcelona befand ich mich wenige Stunden Wegs vom Montserrat entfernt, weßhalb begreiflicherweise der Wunsch in mir rege wurde, demselben einen Besuch zu machen. Wie aber hier in Spanien überhaupt sehr wenig zur Bequemlichkeit der Reisenden gethan ist, und am allerwenigsten um auf angenehme Art von einem Ort zum andern zu gelangen, so mußte man sich um diese Tour zu machen entschließen, einen Omnibus diario zu benutzen, der zur höchst unpassenden Zeit, nämlich Nachts um zwei Uhr, von Barcelona abgeht.

Natürlicherweise ist hiedurch die ganze Nacht verdorben, denn man kann dem Schlaf nicht gebieten, daß er um zehn Uhr komme und uns für ein paar Stunden mit seinem erquickenden Schleier bedecke. Ein junger Däne, der mit uns die Tour machen wollte, Horschelt und ich hatten uns das Coupé des besagten Omnibus genommen, und als wir gegen halb zwei Uhr durch die Gassen Barcelonas nach dem Ort der Abfahrt gingen, kann ich nicht sagen, daß die Stadt, trotz der ungewöhnlichen Stunde, menschenleer oder still gewesen wäre; auf der Rambla brannten noch immer hell und lustig die Gasflammen, und zahlreiche Nachtschwärmer trieben sich dort umher, in ihre Mäntel eingehüllt, pfeifend, singend und lachend.

Der Anblick des Omnibus flößte uns ein geheimes Grauen ein: er war eng, alt und hinfällig, namentlich aber schien das Coupé nur für drei Zwerge mit sehr unbedeutenden Beinen eingerichtet zu sein; die Bespannung wäre für Deutschlands gute Wege wahrhaft verschwenderisch gewesen, fünf kräftige Maulthiere standen vor dem Wagen, die ungeduldig hin- und hertraten und auf dem Pflaster scharrten. Die Beschirrung dieser Zugthiere in

Spanien ist höchst einfach, denn obgleich die Kopfgestelle reich mit rothen Quasten und kleinen Glocken versehen sind, haben nur die Stangenpferde Zügel, welche der Mayoral, der vorn auf einem Banket vor dem Coupé sitzt, in der Hand hält. Zur Leitung der vordern Thiere hat er einen Adjutanten, den Zagal, gewöhnlich ein aufgeschossener Bengel von vierzehn bis sechszehn Jahren, der seinen Platz auf dem Trittbrett des benannten Bankets hat. Der Zagal ist Peitsche und Zügel zu gleicher Zeit; er schreit den vordern Thieren zu, sie sollen rechts oder links gehen, und wenn eine einfache Ermahnung nicht fruchtet, so hat er die Tasche voll kleiner Steine, die er mit geschicktem Wurf den Thieren an eine kitzliche Stelle des Körpers wirft, und in dem Fall, daß das Maulthier, welches die Spitze führt, Anwandlungen von Eigensinn zeigt, springt er behende von seinem Sitz herab, eilt vorne hin und überrascht das betreffende mit kräftigen Peitschenschlägen. Der Zagal ist in diesen Dienstleistungen unermüdlich, stundenlang sitzt er nicht eine Minute ruhig auf seinem Platz: jetzt springt er auf den Boden, um das ganze Gespann der Reihe nach mit seiner Peitsche zu bedienen; gleich nachher hüpft er wieder auf seinen Sitz, und wenn die Hand ruht, ist dafür seine Zunge um so thätiger. Bald schmeichelt er den Thieren, bald überhäuft er sie mit den ehrenrührigsten Schimpfworten, und die Maulthiere verstehen jedes seiner Worte, jeden Zungenschlag, denn wenn sie in diesem Augenblick etwas langsam den Berg hinantraben und der Zagal läßt auf einmal durch die Stille der Nacht sein lauttönendes hatia, hatia! erschallen, so scheint sie neuer Lebensmuth zu durchströmen, sie heben Köpfe und Beine, Glocken und Messinggeschirr klingen und rasseln, in vollem Galopp jagen sie dahin, so daß der morsche, seufzende Wagen wie ein Betrunkener in den tiefen Löchern der Straße hin- und herwankt, und dem armen nicht-spanischen Passagier Hören und Sehen vergeht.

Punkt zwei Uhr kletterten wir also in unser Coupé hinein, und nachdem sich unser Däne sowie Horschelt niedergelassen hatten, war

kaum noch Platz übrig für ein sechsjähriges Kind, welcher für meine etwas breite Gestalt genügen sollte. Der Mayoral zuckte die Achsel, schob mich hinein, schloß den Schlag, und da saßen wir neben einander eingekeilt, ohne die Möglichkeit der geringsten Bewegung. Was den Sitz anbelangt, so hätte man sich das am Ende schon gefallen lassen können, aber die Beine waren noch schlimmer daran; der lange Horschelt machte die schrecklichsten Versuche, ohne zu einem angenehmen oder glücklichen Resultat zu gelangen. Die Abfahrt war ziemlich pünktlich, der Zagal bediente die Maulthiere mit einigen kräftigen Hieben, und dahin rasselten wir durch enge Straßen nach der Puerta de Santa Madrona. Doch waren wir nicht so glücklich, dieses Thor baldigst passiren zu können und die offene Landstraße zu erreichen. Diesseits desselben hielt plötzlich unser Omnibus, und als ich zum Wagenfenster hinausschaute, bemerkte ich, daß die ganze Straße vor uns mit Fuhrwerken gleich dem unsrigen vollgepfropft war. Von Barcelona aus gehen mehrere Posten und Verbindungswagen für benachbarte Städte zwischen ein und zwei Uhr Nachts ab, und da es für den spanischen Thorwächter zu mühsam wäre, jedem einzelnen aufzuschließen, so wartet er bis eine hübsche Anzahl beisammen ist, um sie dann alle mit einander hinauszulassen. So lange wir hielten, schlossen sich immer neue Wägen und Omnibusse an uns an, mit sechs, acht bis zehn Maulthieren bespannt. Obgleich wir fast eine halbe Stunde warteten, muß ich doch zur Ehre der Spanier gestehen, daß kein Wort des Mißvergnügens laut wurde, und sich jeder ruhig in sein Geschick ergab. Endlich wurden wir erlöst, man öffnete das Thor, und auf einem fürchterlichen Weg durch die Festungswerke der Stadt, wobei der Wagen bald rechts, bald links in fußtiefe Löcher hineinkrachte, gelangten wir in's Freie, und rollten auf der königlichen Landstraße von Madrid gen Esparraguera. Unser Wagen war sehr besetzt, im Interieur sechs Personen, im Coupé drei und auf dem Banket, wo nur für ebensoviele Platz war, wechselte die Zahl der Mitreisenden beständig

zwischen fünf und sechs, von denen begreiflicherweise die an den beiden Enden förmlich rechts und links überhingen; ich habe den Zagal hier nicht mitgerechnet, denn dieser arme Teufel hatte seinen Platz bald auf dem Trittbrett, bald auf der Straße und bald in der Luft, denn er brachte wenigstens ein Viertheil des Wegs mit Auf- und Abspringen zu. Der Mayoral dagegen war eine dicke Standesperson, die gravitätisch sitzen blieb, in brauner Jacke, rother Mütze, ein Tuch um den Hals geschlungen und um die Schultern die vielfarbige spanische Decke, welche die Stelle des Mantels vertritt.

So rollten wir dahin in dicken Staubwolken, die man mehr fühlte als sah, über uns den wunderbar klaren südlichen Himmel mit funkelnden Sternen; aber unser Coupé zu drei Personen war eine vollständige Marterkammer, dazu die fürchterlichen Stöße des Wagens, das ewige Geschrei des Zagals, hinter uns aus dem Interieur die Düfte verschiedener Zwiebelsorten, von vorn der schlechte Geruch der Papiercigarren unserer sechs Außenpassagiere; es war in der That eine unerquickliche Nacht, und wenn ich, was jeden Augenblick geschah, aus einem leichten Halbschlummer aufgeschreckt wurde, so hörte ich, wie Horschelt in der andern Ecke traurige Betrachtungen anstellte über die Lust des Reisens im allgemeinen, sowie über den Unterschied zwischen einem deutschen Bett und einem spanischen Eilwagen.

Man kann gerade nicht sagen, daß die Straße durchgängig schlecht gewesen sei, nur in der Nähe der Dörfer fanden sich immer verdrießliche Stellen, wo man jeden Augenblick befürchtete, hier müsse der schwere Wagen nothwendig stecken bleiben; am unangenehmsten jedoch waren kleinere und größere Flüsse und Bäche, die wir zu passiren hatten, denn hier fehlten regelmäßig die Brücken, d. h. wir sahen riesenhafte Trümmer derselben hoch neben uns emporragen, während wir tief unten durch eine Furt das Wasser passirten. Bei diesen Veranlassungen zeigte sich übrigens der Zagal in seiner ganzen Größe. Sowie wir zum Flußufer

in scharfem Trab hinabfuhren, verschwand er plötzlich von seinem Sitz, und wenn unten die Maulthiere einen Augenblick zauderten, in das Wasser hineinzusetzen, richtete er eine Unzahl Prügel auf die armen Thiere, so daß sie in großen Sätzen durch die Furt eilten, wobei das Wasser an den Wagenfenstern emporspritzte und dieser verdächtig hin- und herschwankte. Freund Zagal hing jetzt wie eine Katze irgendwo am Wagen fest, um, sowie wir das gegenseitige ziemlich steile Ufer erreichten, zur höchst unangenehmen Ueberraschung der Maulthiere gleich wieder bei der Hand zu sein.

Gegen vier Uhr Morgens spannten wir in einem elenden Dorfe um, wickelten uns fester in unsere Mäntel, denn obgleich es den ersten Theil der Nacht — es war vom siebenten auf den achten Dezember — ziemlich warm gewesen, kam doch jetzt von den Gebirgen her eine scharfe Morgenluft, die uns bei der schlechten Beschaffenheit der Wagenfenster frostig durchdrang. Auch wurde es so dunkel, daß man vom Weg und der Gegend nichts mehr sehen konnte. Um sechs Uhr kamen wir in die Berge hinein, und da es auf und ab beständig in scharfem Trab oder Galopp ging, so waren die Bewegungen des Wagens noch unangenehmer, das Geschrei des Zagal noch heftiger als früher. Es ist eigenthümlich, daß bei den spanischen Posten der Mayoral und Zagal nicht auf jeder Station gewechselt werden, sondern daß dieselben selbst während einer ganzen Reise, wenn sie auch vierundzwanzig Stunden dauert, den Wagen begleiten, ja in Barcelona zeigte man uns einen Postillon, der schon mehreremale die ganze Reise nach Madrid und zurück, beständig auf dem Vorderpferd reitend, vier Tage und vier Nächte gemacht.

Nach unserer nächtlichen Fahrt kam der Morgen prachtvoll herauf. Im Osten erschien der Himmel glühend roth angestrahlt, und ehe die Sonne erschien, gossen ihre Strahlen über die bisher dunkle Luft einen glänzenden violetten Schimmer, der sich rings am Horizont zu einem matten gelben Lichtstreifen verdichtete. Als es so hell geworden war, daß wir die Gegenstände rings herum

erkennen konnten, sahen wir mit Vergnügen den für uns so gänzlich fremden Charakter der Landschaft. Die Berge rechts und links so wie die wellenförmigen Felder hatten eine braunrothe Farbe, auf welchen sich das Graugrün der Olivenbäume einförmig abzeichnete. Die ganze Landschaft schien zerklüftet, zerrissen und steinig; letzteres sind auch alle Felder in der That, und es gehört der unermüdliche Fleiß der Catalonier dazu, die, wie das Sprüchwort sagt, selbst aus Steinen Brod zu machen wissen, um diesen Gründen etwas abzuzwingen. Die Straße, auf der wir fuhren, war breit, ziemlich eben, aber schlecht unterhalten; gelber tiefer Sand wechselte mit rauhen Steinen und Kieseln ab, und sie selbst lief in den eigensinnigsten Windungen, sich bald rechts, bald links drehend, ein heller Streifen über die dunkleren Anhöhen dahin. Für uns war die Einfassung ihrer hohen Seitenwände sehr interessant, denn sie bestand aus prächtigen großen Aloen, welche mit ihren blaugrünen, spitzigen, drohend emporgekehrten Blättern eine undurchdringliche Einzäunung für die Felder bilden, und sich so trotzig und keck auf dem dunkelblauen Himmel abzeichnen.

Als wir uns noch in der Morgendämmerung gegen sieben Uhr Esparraguera näherten, begegneten uns einige Gendarmen, welche mehrere höchst verdächtig und wild aussehende Kerle transportirten, wahrscheinlich Räuber, die bei der Ausübung ihres saubern Handwerks auf der Landstraße gestört worden waren. Der Mayoral wenigstens beantwortete unsere Frage auf die gleichgültigste Art mit dem einzigen Wort: Ladrones. Esparraguera, welches wir um sieben Uhr erreichten, wo der Omnibus bleibt, ist ein kleines schmutziges Dorf, aber mit massiven steinernen Häusern, natürlicherweise vor jedem Fenster der in Spanien unentbehrliche eiserne Balcon. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges 1808 fielen hier zahlreiche Gefechte vor, und die Erbitterung, mit der die Franzosen und Spanier gegen einander kämpften, zeigte sich noch lange nachher in der grenzenlosen Verwüstung der ganzen Gegend. In der Hauptkirche, mit einem hübschen Thurm, wurde

nach der ersten Zerstörung des Klosters auf dem Montserrat das wunderthätige Marienbild lange Jahre aufbewahrt.

Der Omnibus setzte uns vor einer Posada ab, deren innere Räumlichkeiten große Aehnlichkeit mit einem Stall hatten, doch that uns ein flackerndes Kaminfeuer in einem finstern Winkel sehr wohl, und wir ließen uns da behaglich durchwärmen, während eine überaus dicke Wirthin unser Frühstück bereitete. Dies bestand nach spanischer Landessitte aus einer, übrigens vortrefflichen, dicken schwarzen Chocolade mit geröstetem Brod; Kaffee zu verlangen muß man sich selbst in den größern Städten nicht beigehen lassen, denn man erhält unter diesem Namen eine kraftlose graue Brühe, deren Geschmack unter aller Beschreibung ist; frische Butter gehört hier ebenfalls zur Sage, und was man in dem Artikel aufgetischt erhält, ist Schweinefett mit Safran gelb gefärbt. Daß man indessen überall etwas lernen kann, fanden wir auch in hiesiger Posada, denn wir entdeckten im Gastzimmer derselben eine sinnreiche Art von Fliegenwedeln. An langen, über dem Tisch von der Decke herabhängenden Stangen waren große Fächer von Papier befestigt, welche, in Bewegung gesetzt, die zudringlichen Insekten vertreiben.

Um von hier an den Fuß des Berges nach einem kleinen Nest, Colbata, zu gelangen, braucht man eine Stunde, und nimmt dazu eine Tartane. Dieß ist ein zweirädriger Karren, mit einem Tuch bedeckt und ein paar gepolsterten Sitzen. In die Gabel wird ein Maulthier gespannt; der Kutscher läuft nebenher, oder springt auch zuweilen, wenn er sein Thier durch Hiebe und Geschrei in Trab oder Galopp versetzt, auf ein kleines viereckiges Polster, das auf dem rechten Deichselbaum angebracht ist. Auf diese Art versorgt, trollten wir zum Thor hinaus unter den tollsten Sprüngen und Stößen unseres federlosen Fuhrwerks. Schon von Esparraguera hatten wir im Grauen des Morgens riesenhafte seltsame Felsenmassen bemerkt, die fast ohne Uebergang schroff vor uns aus dem leichthügeligen Terrain emporstiegen — der Montserrat.

Jetzt hatten wir ihn dicht vor Augen, und erstaunten über seine seltsamen willkürlichen Formen. Unten scheinen kolossale Blöcke auf einander gethürmt zu sein, ein Felsenberg auf dem andern, und oben hat die Natur in muthwilliger Laune Cylinder und abgestumpfte Kegel aufgesetzt, die in den sonderbarsten Zacken und Spitzen emporragen. Die Färbung des Bergs am heutigen Morgen bei klarem Himmel und glänzendem Sonnenlicht war überraschend und prächtig. Aus dem rothbraunen Terrain mit gelben und grünen Streifen erhob er sich mit der grauen Grundfarbe seiner Steinmassen, die durch Schluchten, durch Risse und Sprünge in dem Gestein, durch das Grün einer wenn gleich spärlichen Vegetation und durch die Schatten der vorliegenden Blöcke und Kegel mannichfaltig und malerisch schattirt war. Auf die hervorspringenden Ecken goß die Sonne ihr rosiges Licht, und indem sich dasselbe dort mit den hellen und dunkeln Tönen des Berges mischte, erschien die Felsenmasse ganz übergossen mit einem unaussprechlich warmen, röthlich violetten Schimmer.

Colbata, dicht am Fuße des Berges, besteht aus einigen wenigen ärmlichen Häusern, und man miethet hier Maulthiere oder Esel, um sich selbst und sein Gepäck bis zum Kloster tragen zu lassen. Unser Däne und ich bedienten uns zweier letztgenannten Reitthiere, Horschelt aber nahm den Weg unter die Füße, und so stolperten wir in Begleitung zweier alten Weiber aus dem Dörfchen durch dessen leere und holperige Gassen. Anfänglich geht es ziemlich gemäßigt aufwärts, man befindet sich fast noch in der Ebene, die den Felsenkegel von allen Seiten hügelig umgibt. Wir hatten hier weichen Sandboden, Olivenbäume und wieder die malerischen Einfassungen der Felder mit Aloestauden. Kaum aber beginnt man an dem Berg selbst hinaufzuklettern, so verändert sich auch mit einemmal sein ganzer Charakter. Ein schmaler, vielleicht vier Fuß breiter Weg, bedeckt mit Felsstücken und Steingeröll, beginnt in einer Schlucht ziemlich steil aufwärts zu steigen, um im Grund derselben sich rechts wendend an einer mächtigen

Felsenwand hinzulaufen, in welche er mühsam gehauen ist. So geht die Steigung aufwärts, bald im Zickzack an einer fast senkrechten Wand empor, bald an den untern Massen des Berges in weiten Kreisen hin, wobei der Pfad, wenn man rückwärts schaut, nur wie ein dünner heller Faden aussieht, der vielfach um die grauen Massen geschlungen ist. Ich habe auf meinen Reisen manche gefährliche Wege gemacht, aber keinen schlimmern als diesen: bald war unser Pfad mit Steinen bedeckt, die unter den Tritten unserer Esel beständig nachgaben und nicht selten neben uns in die Tiefe rollten, bald bildete er förmliche Stufen und führte gleich darauf über glatte Steinplatten weg, auf denen der Huf der armen Thiere unter uns gar keinen Halt hatte. Von Geländern oder sonstigem Schutz ist durchweg keine Rede, und da der Esel in seinem Eigensinn beständig auf dem äußersten Rand des Weges dahin geht, so hing man fast immer mit dem halben Theil des Körpers über Abgründen, die mehrere hundert Fuß tief neben uns gähnten, während auf der andern Seite die senkrechte Felsenwand ebenso hoch emporragte.

Belohnend ist übrigens die Aussicht, die man bei den meisten Wendungen des Weges auf das Thal unter sich genießt, und die, je höher man steigt, immer reicher und großartiger wird. Bald verschwinden die einzelnen Linien der Felder und Wege, die Olivenbäume bemerkt man nur noch, wo sie in großen Gruppen bei einander stehen, und einzelne Häuser sind fast nicht mehr zu unterscheiden von dem felsigen Grund, auf welchem sie gebaut sind. Hügel an Hügel bildet die Landschaft durchgängig in röthlich gelber Farbe; nur hie und da sieht man hellgelbe oder grüne Streifen, große Waldungen oder Sandbrüche, und zuweilen das Glitzern des Sonnenlichts auf irgend einem einsamen Wasser. Einen eigenthümlichen, ja melancholischen Eindruck machten auf mich bläuliche Rauchwolken aus für uns unsichtbaren Häusern, die hie und da aus dem Thal emporstiegen und langsam und allmählich vergehend die Spitze eines Hügels umkreisten. Und wie

still und feierlich war es hier oben in der gewaltigen Natur, wie seltsam und kolossal trennt sich ein Fels von dem andern, während man immer höher steigt! Die Wand, die, von unten gesehen, ein zusammenhängendes, wenn auch zerklüftetes Ganzes zu bilden scheint, besteht aus riesenhaften Blöcken, was wir deutlich sahen, sobald wir über ihnen angelangt waren. Vor uns hatten wir jetzt eine gewaltige Schlucht, man könnte sie ein Thal nennen, an deren anderer Seite sich die Felsen scharf und spitz emporheben. Da sich der Pfad, auf dem wir ritten, hier um ein paar Fuß erweiterte, so ließen wir die Thiere einen Augenblick halten, und unser Führer aus Barcelona erzählte uns von einem Geschützkampf, welcher auf dieser Stelle zwischen Spaniern und Franzosen im Jahr 1808 stattfand, und während die letztern mit einer ihnen gegenüberliegenden Batterie beschäftigt waren, wurden sie von hinten überfallen und mußten todt und lebendig in die gräßliche Tiefe vor ihnen hinab, gefolgt und zerschmettert von ihren eigenen Geschützen, welche ihnen die Spanier nachwälzten.

Zuweilen führt der Pfad eine Zeitlang abwärts, um auf den Grund einer Schlucht zu gelangen, von dem sich die nächste Höhe wieder besser ersteigen läßt. Ich habe selten ein Gebirge gesehen, dessen Vegetation in den tiefern Theilen so dürftig gewesen wäre wie die meisten Partieen des Montserrat; niedere Buchsbaumsträuche und Gebirgskräuter wachsen zuweilen am Wege, und ziehen sich in den Spalten der Felsen aufwärts; manchmal auch, aber selten, erreichten wir eine Stelle, wo die graue Wand mit saftigem Grün freundlicher bekleidet war, wo schöne, zierliche Erikenblüthen, auch eine Art Rhododendron mit dicken Blumenknospen, und blaue Glockenblumen von dem Gestein herabnickten.

Die eigentliche und so überaus sonderbare Form des Montserrat ist übrigens hier in seinen untern Theilen noch nicht zu erkennen; die Spitze des Berges hält sich beständig vor unsern Blicken verborgen, und was wir jetzt, schon ziemlich hoch gestiegen,

von ihm unter und neben uns erblickten, trägt einen eher heimathlichen als fremden Charakter. Dieselben Gebirgsformationen wie hier findet man im Harz, in einigen Theilen der sächsischen Schweiz, ja im Siebengebirge am Rhein, wenn man den Drachenfels ersteigt und vom Rhein abgewendet in die Thäler schaut, nur muß man sich die dortigen dichten Baumgruppen hinwegdenken.

Nachdem wir zwei Stunden emporgestiegen waren, lief der Weg eine Zeitlang eben hin, neigte sich sodann abwärts, und wir erreichten ein kleines, mit gehauenen Steinen eingefaßtes Becken voll klaren grünen Wassers, das recht still und einsam unter einer senkrechten Felswand lag, worauf wir noch wenige Schritte weiter machten, um eine scharfe Ecke des Gebirges bogen und das Kloster des Montserrat vor uns liegen sahen — hier in dieser Einöde ein gewaltiger, unvergeßlicher Anblick. Zu unserer Rechten und vor uns fiel das Gebirge einige tausend Fuß senkrecht in den Llobregat hinab, um an der andern Seite in einer ebenso kolossalen Felswand wieder emporzusteigen. An dieser tief unter uns lagen die Klostergebäude geschmiegt, vor sich die gerade hinabgehende Wand, hinter sich ungeheure Felsmassen, deren Spitzen drohend überzuhängen schienen. Unregelmäßig ohne Zusammenhang hingebaute Häuser standen da bei einander, aus ihnen hervorragend zwei gelbe majestätische Gebäude mit vielen Fenstern, die hohe und lange Fronte uns zugekehrt, das eigentliche Kloster, über welche hinweg der nicht sehr hohe Thurm hervorschaut. Wir hielten eine Zeitlang auf dieser Stelle, um uns das vor Augen liegende eigenthümliche Bild recht ins Gedächtniß zu prägen. Ruhig und ernst lagen alle Gebäude da, fast unheimlich in dieser Oede und Einsamkeit, ohne Zeichen irgendwelchen Verkehrs und Lebens, und wenn man auch nicht schon von hier die Zerstörungen derselben bemerkte, so hatte doch das Ganze etwas verlassenes und ruinenhaftes. Als wir langsam hinabstiegen und dem Kloster näher kamen, bemerkten wir deutlich einzelne Wände, die ohne Verbindung mit den andern dastanden, eingestürzte Thorbogen, zertrüm-

merte Dächer. Vor der Einfahrt, deren Thor aus wenigen Brettern bestand und in rostigen Angeln hieng, befand sich ein kleiner überwölbter Wasserbehälter, dessen Quelle versiegt schien, und an dem nur noch an der äußern Wand mit melancholischem Schall einzelne Wassertropfen in ein zertrümmertes Becken niederfielen.

Wir brauchten keine Glocke zu ziehen um in den Klosterhof einzutreten, alles war weit geöffnet, und der einzige Laut der unsern Eintritt begrüßte war das Klappern der Hufe unserer Thiere auf dem Pflaster und der Wiederhall der eigenen Stimme.

Die Zerstörung des Klosters datirt sich bekanntlich aus dem Befreiungskrieg von 1808. Bei dem ersten Besuch hatten die Franzosen, da sie hier auf keinen Widerstand stießen, das Kloster verschont; doch als sie abzogen, machten die Spanier einen Waffenplatz aus demselben, den die französischen Truppen gegen das Ende des Kriegs stürmten und einnahmen, worauf sie den Versuch machten die festen Gebäude in die Luft zu sprengen und dem Erdboden gleich zu machen; doch rettete die Stärke der Mauern das Kloster von dem gänzlichen Untergang, und nach der Rückkehr Ferdinands VII. bauten die Mönche fleißig an der Wiederherstellung ihres Hauses. 1820 zum zweitenmal vertrieben, begann die Restauration des Klosters 1823 wieder, und wurde, soweit die spärlichen Mittel es erlaubten, bis 1835 fortgesetzt, wo sie durch den allgemeinen Klostersturm in Spanien abermals unterbrochen wurde, und es auch wohl für immer bleiben wird.

Früher wurden alle Pilger und Fremden, die den Montserrat besuchten, von den Mönchen mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen; man fand hier ein eigenes sehr anständiges Fremdenhaus, und wurde aus der Klosterküche gespeist. Bei der Armuth indessen, in welche das früher so reiche Kloster verfiel, mußte diese Gastfreundschaft natürlicherweise aufhören, und von da an richtete sich ein Gastwirth auf dem heiligen Berg ein, bei dem die Fremden für Geld und gute Worte, wie auch anderwärts, ein Unterkommen fanden. Ob nun dieser Wirth in der That glänzende Geschäfte

gemacht, bin ich nicht im Stand anzugeben, die Regierung aber hatte diesen Glauben, und legte ihm vor nicht langer Zeit eine Abgabe von jährlich 500 Thlrn. auf, und befahl im Weigerungsfall die Herberge zu schließen. Letzteres ist nun nicht vollständig geschehen, obgleich die Steuer begreiflicherweise auch nicht bezahlt wurde, und so besteht denn hier oben auf dem Montserrat für die hungrigen und durstigen Fremden eigentlich so gut wie gar keine Herberge. Man hatte uns schon in Colbata einen Wink gegeben Proviant mitzunehmen, doch war die Probe, die man uns von dem Eßbaren da unten gab, so schlecht, daß wir lieber den Beschluß faßten es mit dem halbgeschlossenen Wirthshaus da oben zu versuchen, und wir thaten daran nicht unrecht, denn wir fanden Brod, Käse und Wein, und Abends ein einfaches Mahl, bei welchem freilich alles Fleisch fehlte. In einem stehengebliebenen Flügel des Klosters, unter lauter Ruinen, wurde für uns ein Zimmer aufgeschlossen, auch Betten hergerichtet, und so befanden wir uns denn, gegenüber der prachtvollsten Aussicht wie ich lange keine mehr gesehen, bestens versorgt.

Das Kloster in seiner jetzigen Gestalt ist eine der malerischsten Ruinen die man sehen kann, die umliegenden Häuser, mit einziger Ausnahme der Herberge, sind nur vier Wände, ohne Dach und Fenster; aus den letztern wächst Epheu hervor und schmückt freundlich die zertrümmerten und zerrissenen Mauern. Große steinerne Wasserbehälter sind leer und staubig, denn die Leitung aus den Felsen ist zerstört, und einzelne Tropfen, die herabrieseln, nähren schmarotzende Schlingpflanzen, die jetzt die Stelle der klaren Fluth einnehmen und ihre wehenden Ranken über den Rand der Bassins herabhängen lassen. Eine der Hauptmauern, die früher den Klosterhof umgaben, ist gänzlich eingestürzt, und läßt, wie durch eine klaffende Wunde, den Blick in das todte Innere dringen; hie und da befinden sich noch kleine Theile des Kreuzganges, einzelne Säulen, denen die verbindenden Bogen fehlen. Trauernd steht im Vorhof eine zierliche Logenwand, zwei Reihen schlanker Säulen

übereinander, die aber nicht mehr wie früher in ein Gemach führen, denn das dahinterliegende Gebäude ist abgesprengt, und durch die leichten zierlichen Bogen, deren Verzierungen hie und da zerstört und die in einzelnen Theilen vom Pulver geschwärzt sind, blickt man in den klaren Tag hinaus, in die großartige Felsgegend. Ein kleiner Brunnen in eigenthümlicher Gestalt, der davor steht, ist allein noch gut erhalten und scheint heute noch den Mönchen zu dienen, dagegen sind andere kleine Bauwerke im Hof, Nischen in denen Heiligenbilder standen, Grabmäler u. dgl., der allgemeinen Verwüstung nicht entgangen, und bieten mit herabgestürzten Statuen, mit zerbrochenen Säulen und zerstörten Inschriften ein trauriges Bild. Wirklich malerisch schön war das klare Sonnenlicht in seiner Verbindung mit diesen Ruinen, wo es durch die zerrissenen Gewölbe glänzend hereindrang, hier die hellsten Lichttöne bildend, daneben die seltsamsten tiefdunkeln Schatten.

Alle Gebäude sind aus einem röthlich gelben Stein gebaut, welcher durch das Sonnenlicht eine unaussprechlich warme Färbung annimmt; der äußere Hof erschien hiedurch in einzelnen Theilen wie vergoldet; über ihnen spannte sich der tiefblaue Himmel, und herabhängende Epheuranken, die oben auf den Mauern wuchsen, glänzten im saftigsten und frischesten Grün.

Nachdem wir in unserm Zimmer eine kleine Weile gerastet, erschien der Prior des Klosters, ein freundlicher liebenswürdiger Mann in den Fünfzigern, welcher sich längere Zeit in Salzburg und Wien aufgehalten und geläufig Deutsch sprach. Er führte uns durch die Klostertrümmer, an deren Wiederherstellung oder vielmehr Erhaltung, soviel es die Armuth der Mönche erlaubt, immer noch gearbeitet wird; an verschiedenen Stellen sahen wir Haufen von Backsteinen und Kalk, hier eine Mauer auszubessern, dort einen Bogen vor gänzlichem Einsturz zu bewahren. Die Kirche des Klosters ist in ihrem Innern nothdürftig wieder hergestellt, doch sind die Mauern, die früher mit buntfarbigem Marmor bedeckt waren, jetzt einfach weiß getüncht, und der Hochaltar, auf

welchem das wunderthätige Madonnenbild steht, wird von ein paar ärmlichen Messinglampen beleuchtet, statt daß früher hier auf achtzig silbernen Leuchtern Tag und Nacht schwere Wachskerzen brannten.

Durch die Sacristei stiegen wir in ein kleines Gemach hinter dem Hochaltar, dessen Fenster mit rother Seide verhängt waren, wo es uns gestattet wurde das Marienbild näher zu betrachten. Die Statue ist beinahe lebensgroß, nicht ohne Kunst aus dunkelfarbenem Holz geschnitzt, welches mit der Zeit ganz schwarz geworden ist, und aus dem die hellen glänzenden Augen sonderbar hervorleuchten; sie ist bekleidet mit prächtigen seidenen und goldgestickten Gewändern, und trägt an den Armen und Fingern Geschmeide von Gold mit edlen Steinen besetzt, von denen einiges noch aus sehr alter Zeit herzurühren scheint. Die Madonna hält in ihren Armen das Jesuskind.

Von hier aus führte uns der Prior in die obern Theile des Klosters, und zeigte uns im Vorübergehen seine Wohnung, zwei Zimmer mit einfachen weißen Kalkwänden, einer kleinen Bibliothek, einem Schreibtisch mit Büchern und Papieren, und einigen mathematischen Instrumenten. So bescheiden diese Klause auch war, so war sie doch gewiß für den Bewohner ein lieber angenehmer Aufenthalt in dieser Stille und Einsamkeit, und mit der herrlichsten Aussicht auf das großartige Felsengebirg und das schöne Thal des Llobregat. Wir lehnten lange an dem eisernen Balcon, der in schwindelnder Höhe über der senkrechten wohl tausend Fuß hohen Felsenwand hieng; wir träumten von der Welt, die mit ihren Leiden und Freuden tief zu unsern Füßen lag, und begriffen daß ein Herz, welches gelitten und sich verletzt und wund von ihr zurückgezogen, hier, wenn auch nicht glücklich sein, doch seine Ruhe wieder finden kann.

Indem uns der gute Prior herumführte und uns bald von diesem bald von jenem Fenster die Aussicht zeigte, machte er es wie die Kinder: das Schönste und Beste bis zuletzt aufhebend, und dieß war das kleine Klostergärtchen, das die Mönche dem Felsen ab-

gerungen, indem sie mühsam die Erde hinauftrugen, um dort duftende Kräuter und Blumen zu pflanzen. Ich habe in der That nie einen wunderbareren kleinen heimlichen Platz gesehen; lang und schmal lief dieser Garten an der Felswand hin, um sie am Ende zu verlassen, und auf eine kleine Gallerie nach einem vorspringenden Punkt des Gebirgs zu führen, der zum Spaziergang benutzt wurde, und in seiner einfachen Schönheit alles übertraf. In der Mitte befand sich in den Fels gehauen ein großes Becken mit klarem und so ruhigem Wasser, daß sich die darüber hängenden Felsenkronen aufs deutlichste darin abspiegelten. Die Trümmer eines kleinen hart angebauten Häuschens enthielten ein zertrümmertes Schöpfrad, dessen zerrissene Kette still, schwer und traurig in das Wasser herabhieng. Die Terrasse welche dieses Becken umgab, hieng buchstäblich in der Luft über dem tiefen Thal; ein eisernes Geländer zwischen ihr und der unermeßlichen Tiefe war hie und da unterbrochen durch Piedestale, auf denen kolossale Heiligenbilder aus Stein gehauen standen, welche sich ernst und gewaltig von der Luft abhoben, und wohl schon Jahrhunderte als treue Wächter des Klosters in das Thal hinabschauen. Die Sonne warf helle Lichtmassen auf Kopf und Brust der Figuren, während auf ihrer schattigen Rückseite der blaue Luftrefler lag. Vor uns breitete sich in unermeßlicher Weite das Thal aus, Berg an Berg, und die Schlangenwindungen des Llobregat erschienen zu unsern Füßen dunkelgrün und glänzend, während sie weit hinaus wie ein dünner Silberfaden glitzerten und leuchteten und aus der dunkeln Landschaft hervorblickten bis an das Meer, das, von der Sonne angestrahlt, nur eine gewaltige Masse von Glanz, Licht und Flimmer war.

Von dem herrlichen Punkt zurückkehrend, besahen wir gern die kleinen Blumenanlagen des Priors, die er mit besonderer Liebe zeigte. Da blühten noch Eriken, Verbenen und Rosen. Von letztern versprach er uns auf morgen früh einen Strauß für unsere Lieben zu Hause; doch pflückte er jetzt schon duftende Kräuter für

jeden, die wir zur Erinnerung in unsere Taschenbücher legten. Wirklich liebreich war die Pflege, die er hier einem kränklichen Citronenbaum widmete, der mit gelben welken Blättern in einer Nische stand, nur der Sonne zugänglich, sonst vor kalten Winden geschützt, und den er Abends mit Strohdecken verhüllte. Ehe wir den Garten verließen, warfen wir noch einen Blick hinüber auf die Terrasse mit den Steinfiguren, wo jetzt ein paar der Benedictinermönche in ihren schwarzen Gewändern auf- und abgiengen, und die Stimmung des Ganzen dadurch noch feierlicher machten. Wahrhaft rührend erschien uns ein alter Mönch, der an der Felsenwand neben dem Wasserbecken saß, an einer Stelle wo die Sonne gerade ihre warmen Strahlen hinwarf. Er hatte ein Tuch über das Gesicht gedeckt, und ein Buch, in dem er gelesen, ruhte auf seinem Schooß. Der Mann war 82 Jahre alt, und als Chorknabe von zehn Jahren hierher auf den Montserrat gekommen — welch ein Leben!

Unterdessen war es beinahe 2 Uhr geworden, und der Führer hatte uns schon mehreremal in den schönsten Naturbetrachtungen durch die Mahnung gestört: es sei jetzt endlich Zeit zur Spitze des Berges aufzubrechen, denn er für seinen Theil habe keine Lust den gefährlichen Weg im Dunkel zurückzulegen, und so nahmen wir denn vorläufig von dem guten Prior Abschied und verließen den so lieben Klostergarten.

Vor der Posada fanden wir zu unserer großen Verwunderung einen deutschen Landsmann, der so eben zu Esel von Colbata heraufgekommen war, und nun in unserer Gesellschaft die obern Felspartien besuchen wollte. Er sagte nicht woher er komme, doch nachdem er uns versichert: der Weg hier hinauf sei polizeiwidrig, unanständig und schauderös, wußten wir, daß er dem Land entsprossen war, wo aus tiefem Sand keine Felsen emporragen. Uebrigens benahm er sich sehr anständig und wohlerzogen, weßhalb wir uns seine Begleitung gern gefallen ließen.

Sobald wir das Thor des Klosters verlassen hatten, wandte

sich der Führer nach einer Schlucht, die von fast senkrechten Felsen umgeben war, und wo wir uns vergebens nach einem Weg oder Pfad umsahen. Um aufwärts zu kommen, bedienten wir uns denn auch einer tiefen Spalte in dem Gestein, in welche hie und da eine Stufe gehauen war, wobei man die Hände gebrauchen mußte, um sich an den glatten Wänden in die Höhe zu helfen. Die Abwechselung, welche dieser Pfad darbot, war, daß er zuweilen um einen Felskegel herumbog, der neben uns schroff in die Tiefe abfiel, und wo einer dem andern kopfschüttelnd nachfolgte, schüchtern in den Abgrund blickend, wobei man die Fußspitzen in kaum bemerkbare Löcher und Schrammen setzte. Glücklicherweise waren diese Stellen kurz, und dann gieng es wieder an den Steinen aufwärts über viertelstundenlange Felsentreppen. Endlich erreichten wir einen kleinen Absatz von vielleicht 6 Fuß im Quadrat, wo wir einen Augenblick ausruhen konnten. Mit starkklopfendem Herzen blickte ich rückwärts; denn ich muß gestehen, der beschwerliche Marsch hatte mich angestrengt. Schon lagen die Klostergebäude tief unter uns, eine röthliche Masse zwischen den grauen Felsen. Unser norddeutscher Landsmann war schon seit längerer Zeit sehr still geworden, obgleich er anfänglich seine Lungen mit witzigen Bemerkungen übermäßig angestrengt und mehrmals gefragt hatte: ob das der ganze gefährliche Weg sei. Er war der letzte, der zu uns hinaufkletterte, und ließ sich augenblicklich in sichtlicher Verstimmung auf den Boden nieder, wobei er verstohlenerweise trostlose Blicke auf die Höhe über uns warf. Was ihm auf der Seele lag, merkten wir alle, doch hätten wir nicht geglaubt daß er schon so bald Anstalten zum Umkehren machen würde. Diese bestanden darin, daß er seine beiden Seiten festhielt und über furchtbares Seitenstechen klagte; auch affectirte er ein ominöses Kopfweh, und klagte überhaupt so lange fort, bis wir ihm riethen die Tour zur Spitze des Montserrat auf ein andermal zu verschieben — ein Vorschlag, den er auch bereitwillig ergriff, worauf er plötzlich seine gute Laune wieder erhielt. Er meinte freilich, auf den Bergen sei

Freiheit, und der Hauch der Grüfte dringe nicht hinauf auf die Spitze dieser Felsen, wo es auf Ehre magnifique sein müßte, aber er wolle nichtsdestoweniger sich für uns aufopfern, indem er zum Kloster zurückkehre und dort auf den Abend ein herrliches Essen bestelle. Nach einigen Versicherungen, daß der Weg abwärts wahrscheinlich teufelmäßig schwer zu finden sei, verließ er uns, und rutschte die Felsen wieder hinab; doch hielt er hundert Schuh tiefer nochmals an, indem er uns zurief: wir möchten doch den nächsten Eremiten freundlich von ihm grüßen.

So waren wir denn wieder auf unsere frühere Gesellschaft reducirt, unser Däne, Horschelt und ich. Noch eine halbe Stunde gieng es nun in derselben Art, wie ich eben beschrieben, aufwärts; ich weiß nicht, soll ich sagen daß der Weg eigentlich halsbrechend und gefährlich war; für jemand mit sichern Füßen und gutem Auge vielleicht nicht, wer aber die geringste Anlage zum Schwindel hat, soll ja diese Partie nicht machen. Beständig führte unser Pfad an steilen und tiefen Abgründen hin, wo es genug war auf einer der ausgehauenen Stufen zu gleiten oder auf einen lockern Stein zu treten, um das Gleichgewicht zu verlieren und alsdann ohne Rettung in die Tiefe hinabzustürzen.

Mit dem ersten größern Absatz des Gebirgs erreichten wir eine der dreizehn Einsiedeleien des Montserrat, die aber seit der Franzosenzeit alle in Trümmern liegen. So eine kleine Capelle mit der Wohnung des Eremiten ist in ihrem Verfall ein rührendes Bild, namentlich die, welche wir so eben betraten. Sie lag an einem Felsenabhang, und man erblickte noch deutlich die Mauern des Kirchleins, ja die Stelle, wo sich der Altar befunden, und daneben die Wohnung des Eremiten. Alles war aus röthlichem Stein ziemlich fest gebaut, und die meisten Gemächer mit Gewölben versehen, die aber eingestürzt sind, und der Sonne, dem Wind und dem Regen Einlaß gestatten. Nicht weit von dem kleinen Hause war roh in den Felsen eine Steinbank gearbeitet, wo der Be-

wohner desselben gewiß lange Stunden gesessen, um in die wilde Felspartie vor sich hinabzustarren.

Von hier aus geht der Weg eine Zeitlang sanfter ansteigend fort durch ein ziemlich breites Thal, wo wir von Zeit zu Zeit in den Felsen gearbeitete Mulden sahen, die gewiß dazu dienten das Regenwasser für die Einsiedeleien anzusammeln, doch kömmt es auch der Vegetation zu Nutze, die mit einemmal hier üppiger aufwächst als wohl tausend Fuß tiefer. Wir mußten uns auf unserem jetzigen Wege oft mühsam durch das sechs bis acht Fuß hohe Buchsbaumgestrüpp durcharbeiten, und zertraten manche duftende Kräuter, manche hübsche Bergblume. Schlingpflanzen verschiedener Art kletterten von hier an den grauen Felsen empor und nisteten sich dort in Schluchten und Rissen ein, wodurch oft die wunderlichsten Zeichnungen entstanden. Bald stiegen wir an der Thalwand wieder hinauf und warfen gern einen Blick rückwärts, denn das dichte grüne Gebüsch hier zwischen kolossalen Steinmassen nahm sich gar lieblich und freundlich aus. Abermals gieng der Weg eine Strecke lang stark aufwärts, und wurde mit jeder Minute steiler. Wir umschritten einen Kegel von seltsamer Form, und hatten plötzlich, auf demselben angekommen, einen der merkwürdigsten Anblicke vor uns. Auf einmal waren die bisherigen Felswände verschwunden, und statt ihrer sah man unzählige riesenhafte Steingestalten, Thürme, Kegel, Figuren in der seltsamsten Bildung an den Himmel emporragen. Es ist gerade, als seien diese Massen vielleicht im einstigen flüssig glühenden Zustande aus der harten Schale des Bergs emporgespritzt worden und plötzlich erkaltet; wenn man Blei in Wasser gießt, so bringt der Zufall oft ähnliche seltsame Bildungen hervor. Man blickt staunend an diesen Riesengestalten in die Höhe, und braucht der Phantasie nicht viel zuzumuthen, um Bauwerke, Menschen und Thiergestalten zu erkennen. Vor uns ragt ein Tempelbau mit Kuppeln und Thürmen in die Höhe, gegen den unsere größten Kirchen klein erscheinen würden; ihn umgeben Opferaltäre in den gewaltigsten Dimensionen, einzelne glatte riesen-

hafte Felskegel, Meilenzeiger, Säulen mit Capitäl und Piedestal; gleich daneben sieht man deutliche Riesengestalten, sitzend, liegend und stehend, nachdenkend das Haupt geneigt, wie mit einander sprechend oder aufmerksam in die Tiefe blickend. Deutlich sahen wir unter uns eine Sphinx auf dem Felsen ruhend, und über ihr auf gewaltigen Blöcken lang ausgestreckt eine Gigantengestalt, die hinabzulauschen schien. Unverkennbar und wahrhaft schön in Form und Haltung erschien uns eine sitzende Figur, reich in lange Gewänder drapirt mit der phrygischen Mütze auf dem Kopf, die über ihre rechte Schulter hin den Blick abwandte; sonderbarerweise bildeten einige Gesträuche einen förmlichen Kranz, den sie auf dem Schooße hielt, und ebenso hatte sie einiges Grün in der herabhängenden linken Hand. Auch komische Figuren waren hier zu erkennen: ein paar dickbäuchige alte Herren, sowie eine fette untersetzte Gestalt mit vollkommen ausgeprägten Augen und Nase, die um den Mund ein dickes Tuch geschlungen hatte. Andere Formationen dieser himmelhohen Felsen sind über alle Beschreibung abenteuerlich, so namentlich an der Nordseite, wo der Berg seinen Namen Montserrat (gesägter Berg) gewiß mit dem vollsten Recht verdient; hier könnte man wirklich auf den Glauben kommen, als haben sich einstens die Titanen damit belustigt, eine viele hundert Fuß hohe und breite Felsenwand in fast gleichförmige Theile zu zersägen.

Nachdem wir uns längere Zeit am Anblick dieser Steinwelt ergötzt, mußten wir noch eine Viertelstunde höher steigen, um den äußersten Gipfel St. Geronimo zu erreichen. Hier befinden sich die Ueberbleibsel einer Capelle der heil. Jungfrau, zwei Mauern durch einen morschen Bogen verbunden, durch welchen man schon von weitem den blauen Himmel sieht. Die Aussicht, die man hier oben nach allen Weltgegenden hat, ist unermeßlich, und es wurde uns das Glück zu Theil sie bei einem vollkommen klaren Tage aufs umfassendste genießen zu können. Rings zu unsern Füßen lag wie eine Landkarte ganz Catalonien und ein Theil der ehemaligen Königreiche Aragonien und Valencia ausgebreitet. Gegen Nord-

osten ist der Horizont begränzt durch den majestätischen Zug der Pyrenäen, die sich mit Schnee bedeckt in einem weißen ungeheuern Streifen von fünfzig bis sechzig Stunden Länge dahinziehen; nach Südwesten hin erschaut man das Meer, und bläuliche Punkte in der glänzenden Fluth bezeichnen die balearischen Inseln.

Wir hatten fast zwei Stunden gebraucht, um den Berg zu ersteigen, und lagerten uns ziemlich ermüdet vor dem kleinen Mauerwerk mit dem Blick nach Nordosten, wo hinaus ja die Heimath lag, und bedauerten nur bei dem Anblick all des Schönen hier, daß wir nicht im Stande seien, es unsern Lieben zu Hause ebenfalls zu zeigen; doch unterließen wir nicht, eine Erinnerung an diese hier oben zurückzulassen. Bevor wir wieder hinabstiegen, grub jeder von uns in einen Stein der alten Capelle Namen ein, die ihm lieb und theuer waren. Da mögen sie stehen in der Gluth der Sonne, in Wind und Regen, und wenn nach langen Jahren die letzte Spur von ihnen verschwunden ist, so sind wir selber alt geworden, verwittert unter des Lebens Sonnenschein, Sturm und Regen; manch tiefer Riß in unsern Herzen mag vernarbt, manche schön klingende Saite bis dahin gesprungen sein oder ihren Wohlklang verloren haben; vielleicht aber auch sind wir in jene Harmonie getreten, die in uns ertönt, wenn traurige Erinnerungen langsam verschwunden sind, wie die Schrift auf diesem Stein.

So langsam und mühsam wir aufwärts gestiegen waren, so rasch und mit großen Sprüngen kamen wir abwärts; alle die Gegenstände, bei denen wir vorhin staunend längere Zeit verweilt, sahen wir jetzt wie im Flug noch einmal wieder, die Riesengesellschaft, die seltsamen Bauwerke, das schöne grüne Thal, die erste Einsiedelei. Wenn auch der Weg im Herabsteigen noch gefährlicher erschien, so trieb doch unser Führer, der hereinbrechenden Dämmerung wegen, gewaltig vorwärts, und springend, rutschend, auch zuweilen leicht hinfallend erreichten wir bald die Stelle, wo vor einigen Stunden unser norddeutscher Landsmann umgekehrt war. Da aber von hier ab der Pfad immer dicht an den Ab-

gründen und auf glatten Felstreppen niederführte, auch der Blick wegen der hereinbrechenden Nacht schon unsicher wurde, so mußten wir langsamer klettern, was mir für meine Person, ich gestehe es, gar nicht unangenehm war, denn mein Tritt war nicht mehr ganz sicher und es fing an, mir vor den Augen zu flimmern. Ohne Unfall erreichten wir indessen den Klosterhof, wo wir unsern Landsmann wiederfanden, dessen Kopfweh bedeutend nachgelassen hatte, und der nebst vielen Klagen, daß kein Beefsteak aufzutreiben sei, ja nicht einmal ein elendes Huhn zu erhalten wäre, uns mit großer Ruhmredigkeit die Versicherung gab, er habe in Betreff der Zubereitung unseres Essens dem Wirth einige Anweisungen gegeben, die wir nachher nicht vermissen würden. Nun weiß ich nicht, ob diese Anweisungen an sich schlecht waren, oder ob sie der Koch nicht befolgt. Genug, unsere Mahlzeit war sehr mangelhaft, und das Gesicht unseres freiwilligen Küchenintendanten verlängerte sich zusehends. Zuerst hatten wir weiße Bohnen mit Essig und Oel, dann Reis mit geröstetem Stockfisch, wobei das Ganze sein Bewenden hatte. Doch hielten wir uns an die ungekünstelten Landesprodukte: Brod, Mandeln und Wein, und waren dabei heiter und guter Dinge.

Ehe wir uns in unser Schlafzimmer zurückzogen, machten wir noch einen Gang durch das Kloster und die Ruinen, die jetzt im hellen Mondschein nicht weniger schön als in der Tagesbeleuchtung erschienen. Unser Führer, sowie der Prior, der uns eine gute Nacht wünschte, ersuchte uns, das Zimmer sorgfältig zu verschließen, denn, wie er sagte, triebe sich beständig allerlei verdächtiges Gesindel in den Bergen umher. Die beschwerliche Tour hatte uns übrigens sehr müde gemacht und gab uns einen ruhigen, festen Schlaf, doch erwachten wir glücklicherweise vor Tagesanbruch, um die Sonne glühend roth, prächtig gerade vor unserem Fenster aufgehen zu sehen.

Um sieben Uhr erklangen die Glocken des Klosters ruhig und feierlich durch den schönen klaren Morgen, und mit den ersten

Tönen derselben, die hier in der Einsamkeit das Herz unwillkürlich weich und empfänglich stimmen, kam der gute Prior in unsere Zelle und lud uns ein, der Frühmesse in der Klosterkirche beizuwohnen. Der Chor derselben lag noch in tiefer Dunkelheit da, nur sparsam erhellt von den wenigen Lampen am Bilde der Mutter Gottes und einzelnen Kerzen, die soeben von Chorknaben angezündet wurden; durch die Fenster der Emporkirche dagegen schwamm schon helles, freundliches Morgenlicht in die düstern, hallenden Räume. Nach der heiligen Handlung überreichte der Prior jedem von uns einige duftende Rosen, die er schon früh Morgens gepflückt und bis zu diesem Augenblick in der Kirche niedergelegt hatte; dann führte er uns auf unsere Bitte nochmals in seinen kleinen, mir unvergeßlichen Garten. Gleich schön, wie am gestrigen Tage, erschien doch Alles wieder anders durch die verschiedene Beleuchtung; wo gestern glühendes Licht neben tiefem Schatten gelegen, war heute die Sonne noch nicht hingedrungen und erwartend ihren glänzenden Kuß bedeckte unten die Schluchten und Thäler ein tiefvioletter Duft, feuchte Nebel erhoben sich langsam und kreisten feierlich, luftigen Schleiern gleich, um die zackigten Felsen. So sehr unser Führer zum Aufbruch drängte, so wurde es doch fast neun Uhr, ehe wir uns losreißen konnten von dem Kloster des Montserrat und seinem würdigen Prior, der uns liebgewonnen zu haben schien. Doch mußten wir deßhalb auch in größter Eile den Rückweg machen, um die Tartane nicht zu versäumen, die seit halb elf Uhr am Fuß des Berges auf uns wartete. Unser kundiger Führer wußte übrigens allerlei angenehme, geradeausgehende Fußpfade, eigentlich Wege konnte man es nicht nennen, denn es waren meistens abschüssige Felsen mit Steingerölle bedeckt, auf denen wir indessen rutschend und springend in kurzer Zeit zur Ebene hinabkamen.

In Colbata machten wir eine Rast, um ein sehr geringes Frühstück einzunehmen. Mit Hülfe eines Dictionärs und Vocabulärs kauderwälschten wir zu unserem Privatvergnügen ein

entsetzliches Spanisch mit der Wirthin und ihren beiden Töchtern; nur Horschelt nahm keinen Theil an der Unterhaltung, wogegen er dem Frühstück eifriger zusprach, was endlich die Wirthin zu der Frage veranlaßte: ob er nicht auch irgendein Wort spanisch wüßte, worauf ich ihr entgegnete: es sei eigentlich traurig für uns, aber, wenn man die Umstände kenne, verzeihlich, daß er uns mit der Sprache so im Stich lasse, indem er doch ein Spanier sei und noch dazu aus Madrid, der aber der Dame seines Herzens das Gelübde gethan, sich auf seinen Reisen nie mit einem andern weiblichen Wesen zu unterhalten.

Heute Morgen that uns der Postmeister von Esparraguera die Ehre an, eigenhändig die Tartane zu lenken, welche uns dahin zurückbrachte. Der Omnibus dort war ebenso besetzt, wie auf der Herfahrt; im sausenden Galopp fuhren die Maulthiere mit uns davon, daß das Wagengestell krachte; es war ganz dieselbe Geschichte, wie gestern Nacht, nur daß wir am hellen Tage die Mühseligkeiten und das Reiseungemach mit fröhlicherem Muth ertrugen. Der Mayoral rauchte eine Cigarre um die andere, der Zagal flog auf und ab und erwies jedem der Maulthiere mit Steinen und Peitsche tausend kleine Aufmerksamkeiten. Uebrigens fuhren wir langsamer als in der Nacht, denn die Straße war bedeckt mit Fuhrwerken aller Art; hochaufgepackten Karren mit sechs, acht, zehn Maulthieren bespannt mußten wir bald rechts, bald links ausweichen, Postwagen, in dichte Staubwolken eingehüllt, rasten an uns vorüber, um im tollen Wetteifer unseres Zagals mit dem andern gleich darauf wieder von uns überholt zu werden. Je näher wir Barcelona kamen, um so malerischer war die Straße belebt, dazu kamen die Fußgänger mit der rothen und blauen Manta, einzelne auf schönen Pferden vorbeigaloppirende Bauern, Weiber mit buntfarbigen Kopftüchern und hie und da Navarresen, schöne, kräftige Gestalten mit der rothen oder weißen Boina auf dem Kopf, in brauner Jacke, eine farbige Decke auf der linken Schulter und einem hellen Gürtel. Auch ent-

lassene Soldaten begegneten uns in großer Anzahl, halb militärisch gekleidet, alle mit einem breiten Rosaband über der Brust, an dem sie eine lange Blechkapsel trugen, worin sich der Abschied befand.

Nachdem wir in den Festungswerken Barcelona's, die wir gegen 5 Uhr erreichten, noch einigemal in sehr ernstliche Verwicklungen mit andern Fuhrwerken gerathen waren, schaukelten wir bei einbrechender Dämmerung durch die Straßen, ziemlich müde und abgespannt, doch aufs höchste befriedigt von unserem Ausflug auf den Montserrat.

Neuntes Kapitel.

Von Barcelona nach Valencia.

Auf nach Valencia! Vergebliches Warten auf den Barcino. Deutsche und spanische Eilwagen. Der Delantero. Unglücksfälle. Nachtfahrten. Weihnachtsphantasien. Schlechter Weg. Angenehme Bilder aus der Heimath. Wir liegen im Graben. Taragona. Elende spanische Dörfer. Keine schattigen Kastanien an des Ebro Strand! Amposta. Ein chinesisches Diner. Landhäuser und Palmen. Der Weg am Meer. Schreckliches Unglück eines Eilwagens. Ein merkwürdiger Unfall. Murviedro. Die Huerta.

Der Zigeunerhauptmann in „Preciosa" hat gut reden und befehlen „auf nach Valencia!" er war an die schlechten spanischen Straßen gewöhnt, brauchte nur seine Zelte abzuschlagen, sie aufladen zu lassen, und konnte dann mit der schönen Preciosa und unter den Klängen der reizenden Weber'schen Musik zufrieden seines Weges ziehen. Hätte er aber wie wir in Barcelona gesessen, vergeblich auf ein Schiff wartend, und mit der untröstlichen Versicherung aller Reisenden, die Wege nach der alten Stadt des Cid seien selbst für hier augenblicklich in trostlosem Zustande, so würde er sein: Auf nach Valencia! in etwas gemäßigterem Ton gerufen haben. Der „Barcino", ein spanischer Dampfer, obgleich er schon seit langer Zeit an allen Straßenecken vermittelst großer Zettel angezeigt war, wollte immer nicht erscheinen; ein anderes Schiff war schon gar nicht in Aussicht, denn die Linie von

Marseille nach Cadix wurde in gegenwärtigem Augenblick sehr mangelhaft befahren, weil verschiedene Dampfer beim stürmischen Wetter des Novembers mehr oder minder Schaden genommen hatten und in Marseille behufs der Ausbesserung zurückbehalten wurden. Von Valencia kam fast jede Woche ein Schiff, aber umgekehrt wollten für uns nordwestlich am Horizont keine tröstenden Rauchwolken erscheinen. So mußten wir uns denn entschließen, die Fahrt über Taragona zu Land zu machen. In unserem Hôtel, der Fonda del Oriente, war das Bureau der Diligencen, und ich, der so oft Nachmittags mit Interesse und vielem Mitgefühl arme Reisende wie Häringe in den Wagenkasten einpressen sah, mußte endlich dasselbe mit mir geschehen lassen. Baumeister Leins und ich hatten das Coupé genommen, Horschelt saß an der hintern Thür des omnibusähnlichen Intérieurs, und so wurden wir am einundzwanzigsten Dezember um drei Uhr Nachmittags im vollen Galopp von acht Maulthieren aus dem Hause und der Stadt befördert.

Unser Weg führte durch die Puerta del Monjuich, vor welcher wir Abschied von dem Meer nahmen, wenn auch nur für kurze Zeit, und rechts an der Stadtmauer dahin fuhren, bis zur großen Straße nach Madrid, die wir aber nach einigen Stunden ebenfalls verließen, um alsdann südwestlich unsern Weg zu verfolgen. Die Landstraße ließ sich übrigens anfänglich gar nicht so schlimm an, wie wir uns gedacht; sie war sehr breit, auch ziemlich eben, und da der Mayoral mit großer Geschicklichkeit verdächtige Löcher zur Rechten und zur Linken glücklich zu vermeiden wußte, so wäre die Fahrt gar nicht unbehaglich gewesen, wenn nicht das Kutschiren der Spanier an sich die Nerven in einer beständigen Aufregung erhielte. Bei uns in Deutschland sind Conducteure, Postillons, Pferde, Wagen, Passagiere und Straßen gewissermaßen vernünftige Geschöpfe, die sich verstehen und in einander zu fügen wissen; der Schwager hat seine vier Pferde in der Hand und fährt seinen soliden Trab, wo es die Straße erlaubt; der

Passagier ist beruhigt, denn er weiß, der Wagen wird einem Stein oder Loch auszuweichen wissen, er kann sich sogar sorglos zum Schlag hinausbeugen und wenn ihm seine Reisemütze zufälligerweise abfällt, so wird der Conducteur einen Augenblick anhalten; man ist mithandelnde Person, und das gibt uns ein Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit. Hier aber ist man der Post wie ein Paket übergeben worden, man wird an Ort und Bestimmung befördert; ob man unversehrt oder zerschlagen und zerschunden ankommt, darum kümmert sich kein Mensch. Die spanischen Eilwagen haben unter anderem die angenehme Einrichtung, daß sich nur auf der linken Seite Thüren befinden; wirft man also zufälligerweise dorthin um, so befindet sich ein wohlbeleibter Reisender förmlich wie in einer Mausfalle. Das Gespann habe ich schon in einem früheren Bericht beschrieben. Der Mayoral hält nur die Zügel der beiden Stangenpferde, die mittleren sechs Thiere folgen dem Delantero, einem Buben von nicht über zwölf Jahren, der also alle zehn Maulthiere und das Geschick des Wagens in seiner schwachen Hand hält; meistens reitet er auf einem Pferd, da ein solches lenkbarer ist. Man nimmt zu diesem gefährlichen Geschäft des Vorreitens diese jungen Bursche, weil das Thier sie leichter tragen kann, und weil sie die Gefahr, der sie beständig ausgesetzt sind, nicht so kennen und achten; denn stürzt das Pferd unter dem Delantero zusammen, namentlich bei einer abschüssigen Stelle, so setzen nicht selten die anderen Thiere über ihn hinweg und er ist in den meisten Fällen verloren.

In Barcelona wurde mir eine schauerliche Geschichte der Art erzählt, wo ein Mayoral seinen eigenen Sohn überfuhr, der von dem schweren Wagen augenblicklich getödtet wurde. Dabei reiten diese Postillone nicht bloß eine Station, sondern, wenn nicht die ganze Reise von mehreren Tagen, doch meistens bis zur nächsten größern Stadt, selten unter vierundzwanzig Stunden. Unser Delantero war ein schmächtiges Bürschchen von vielleicht elf Jahren und einem feinen blassen und ausdrucksvollen Gesicht, ein

wahres Kind; doch als man ihm aufs Pferd geholfen, zündete er sich sein Cigarito an, und fort ging es im sausenden Galopp. Ich habe ihn etwas genauer beschrieben, weil er uns später in der Nacht im wahren Sinne des Worts in eine sehr unangenehme Verwickelung brachte. Unsere Reisegesellschaft im Innern des Wagens nach Art der Omnibus eingerichtet, bestand meistens aus Männern im Mantel oder in der Manta, mit dem andalusischen Hut auf dem Kopf. Eine einzige Sennora fuhr mit uns, eine Frau mit einem nicht jährigen Kind an der Brust, dessen sämmtliche kleine Angelegenheiten sie vor den Augen und Nasen der übrigen Passagiere auf die ungezwungenste Art von der Welt besorgte.

Nach der zweiten Station fuhren wir in die Berge hinein, und hier war die Straße nicht nur schön angelegt, sondern auch für hier gut unterhalten; gewiß sehr zum Kummer unserer Maulthiere, denn der Zagal erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für sie und so fuhren wir mit außerordentlicher Schnelligkeit dahin. Der Tag war klar und wunderschön und die Landschaft mannigfaltig belebt. Es ist eigenthümlich, wie in Catalonien, namentlich des Abends, der rothe Grund der Erde vom Sonnenlicht so warm und schön beleuchtet wird. Das Land scheint ordentlich die glänzenden Strahlen aufzusaugen, um sie darauf selbstleuchtend wieder von sich zu geben; dabei ist hier die Formation der Berge malerisch schön, den Thälern fehlt es nicht an Vegetation, und die Anhöhen sind hie und da gekrönt mit Kirchen, Ruinen und alten Schlössern. Ach, wenn es nur beim Reisen, namentlich bei den Eilwagenfahrten, keine Nacht gäbe, die mit ihrem sonst so traulichen Dunkel finstere Schleier über Berg und Thal zieht, und unsere Gedanken, die so gerne auswärts umherschweifen, um sich am Anblick der herrlichen Natur immer wieder neuer und lebendiger zu gestalten, in unser Inneres zurückscheucht, wo sie dann, ermüdet, so gern ernst und traurig werden. Vergebliches Wünschen!

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!

Das that sie denn auch am heutigen Abend mit aller Pracht, indem sie die Höhen rings um uns her vergoldete, und im Widerschein die schon dunkeln Thäler mit einem freundlichen violetten Duft bedachte. Abendnebel stiegen hie und da auf, die Passagiere neben dem Mayoral wickelten sich fester in die Manta, der Zagal sang ein melancholisches Lied und unsere Maulthiere hörte man mehr als man sie sah an dem vieltönigen Geklingel ihrer Glöckchen und den Messingzierrathen ihres Geschirrs. Bald wurde es so dunkel, daß Berg und Thal sich kaum noch von einander unterscheiden ließen, und die hellere Landstraße lief in einem einförmigen Streifen vor uns dahin; zuweilen blitzte in der Ferne ein Licht auf, zuweilen leuchtete neben uns auf dunklem Grund die kleine Fläche einer Wasserlache, in welcher sich der Himmel widerspiegelte. Letzterer hielt am längsten mit gewohnter Treue und Liebe bei uns aus, und spannte sich noch klar über der Landschaft als diese schon längst in tiefe Dunkelheit verhüllt war. Es gibt Färbungen dort oben, die man zu gewissen Zeiten immer wieder sieht und die uns wie der Klang eines Liedes, wie ein freundliches Wort an angenehme Stunden erinnern; so war es mir heute Abend. Doch um diesen Erinnerungen nachhängen zu können, mußte ich meine Gedanken zurückrufen, die Augen schließen und wußte nun gleich, wo ich denselben gelben Streifen am Horizont halb von Wolken verdeckt schon gesehen habe — war es doch vor einem Jahr an demselben heutigen Tag, einige Abende vor Weihnachten — doch saß ich damals nicht im finstern Eilwagen, sondern ich eilte nach Hause und befand mich dort in einem freundlich erhellten Gemach, das ich jetzt wieder lebhaft vor mir sah, sowie ich die Augen schloß. Auf dem Tisch stand der Tannenbaum bereits halb bekleidet mit seinem Schmuck, denn auf der einen Seite schimmerten zwischen den grünen Nadeln schon silberne und goldene Nüsse hervor; auch glänzende Glaskugeln und zierlich geschnittene Netze von buntem Papier hingen gleich Guirlanden an den Zweigen; an der andern Seite waren meine Buben

beschäftigt. Von den leuchtenden Augen und lachenden Lippen aufgefordert, verstand ich mich gern dazu, ebenfalls Hand an das große Werk zu legen. Eben schickte ich mich an, in Gedanken nämlich, eine schöne Fahne von Rauschgold auszuschneiden, als der Postwagen so gewaltig auf das Pflaster stieß, klirrte und rasselte, daß er mich unangenehm in meinen lieben Träumen unterbrach. Wir hatten die Station Villafranca erreicht, wo die Pferde gewechselt wurden und neue Passagiere aufstiegen, in der That aufstiegen, denn da der ganze Wagen unten besetzt war, so wurde eine Leiter angelegt, und eine Frau mit ihrem Säugling, sowie ein paar Guardias Civiles, ob zu ihrem oder unserem Schutz, weiß ich nicht, kletterten auf die Imperiale.

Es war da oben ein recht schwanker und luftiger Sitz, ich hatte so meine Gedanken für die arme Frau im Falle des Umwerfens des Wagens; unser Anerbieten einen der Plätze im Coupé einzunehmen verwarf sie indessen, und schien sich gar nicht unbehaglich droben zwischen den beiden bewaffneten Männern zu fühlen; diese waren fest in ihre dunkeln Mäntel gewickelt und hatten den dreieckigen mit Wachstuch überzogenen Hut auf dem Kopf, während ihre langen Flinten drohend zu beiden Seiten hinausragten. So fuhren wir denn weiter einem Stück des Wegs entgegen, das uns schon in Barcelona als unangenehm geschildert war, und es verdiente den Ruf in der That: denn kaum hatten wir den Ort hinter uns, so begann die Postkutsche sich auf eine höchst verdächtige Art in Seitenbewegungen zu ergehen; bald sanken wir auf die rechte, bald auf die linke Seite, wobei das Geschrei des Mayoral und Zagal immer lauter und lauter wurde. Wären sie wenigstens ruhig im Schritt gefahren, so hätte man sich doch mit einer gewissen Beruhigung in sein Schicksal gefunden; aber so wurden die Maulthiere mit aller Kraft der Lungen und Peitschen vorwärts getrieben, und rissen den Wagen in die Löcher hinein und wieder heraus, daß das ganze Gestell krachte und man sich jeden Augenblick wunderte, wie Achsen, Räder und Wagen

noch zusammenhielten. Das ging eine Stunde so fort, worauf der Wagen anfing langsamer und weniger zu schwanken, die Räder gleichförmiger rollten und das Geklingel der Maulthiere wieder in einem angenehmern Takt ging. Leider ist es mir versagt, in dem Wagen zu schlafen, d. h. bei den längsten angestrengtesten Touren ist es mir kaum vergönnt, während der Morgendämmerung eine halbe Stunde oder so etwas leicht zu schlummern. Da ist es denn so natürlich, daß man liebe Erinnerungen hervorruft, um die langen Stunden der Nacht zu verkürzen, und ich begann die Augen schließend wieder an den freundlichen Lichterglanz zu denken, an die rauschenden Tannenzweige, zwischen denen dießmal statt der vergoldeten Aepfel und Nüsse die strahlenden Augen meiner lieben Kinder hervorleuchteten — da mit einem Male erklang das Geschrei des Mayoral und des Zagal auf eine eigenthümliche und erschreckte Art: wir rollten gerade auf einer ziemlich glatten Stelle des Wegs etwas aufwärts und hatten neben uns rechts und links tiefe Gräben; der Delantero mit seiner Kinderstimme stieß ein Angstgeschrei aus und meine Träume flatterten davon, Licht und Goldglanz und all die lieben Gesichter. Da ich die linke Ecke des Coupé's hatte und eines der Fenster geöffnet war, so bog ich mich schnell hinaus und sah, wie unser Vorreiter Kehrt gemacht hatte und im vollen Galopp bei unserem eigenen Wagen vorüberkam. Da aber an der Seite auf der Straße selbst kein Platz war, so stürzten seine Thiere in den Graben hinab; ihm folgten die sechs Mittelgespanne, alle fielen übereinander her, stürzten zusammen, rafften sich wieder auf und rissen endlich die Maulthiere an der Deichsel mit sich herum, diese den Wagen, der nun glücklicherweise fast ganz gerade mit den Vorderrädern in den Graben gezogen wurde. Daß er nicht ganz zum Sturz kam, dankten wir den beiden gestürzten Thieren an der Deichsel, die sich so in ihre Geschirre verwickelt hatten, daß sie, trotz vieler vergeblichen Versuche, nicht aufzuspringen im Stande waren. Das Geschrei unserer Passagiere hinten im Wagen,

die nicht sahen was vorging, namentlich aber der beiden Weiber, wovon die eine mit ihrem Säugling oben auf dem Wagen in der größten Gefahr schwebte, kann man sich leicht denken. Die Sorglosigkeit der spanischen Fuhrleute bewährte sich hier aufs glänzendste; es wollte mir nämlich nicht gelingen, die alte rostige Thürklinke aufzudrehen, es bedurfte mehrmaligen Ersuchens, ehe dieß von außen geschah. Die Guardia's Civiles waren von oben herabgesprungen und da ich zufällig an der Seite des Wagens stand, so nahm ich das kleine Kind der Spanierin in Empfang, das sie mir in ein Tuch gewickelt weinend herabreichte. Neben uns im Graben herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung; es war eine große verwickelte Masse von Maulthieren und Geschirren; glücklicherweise hatte der arme kleine Delantero keinen Schaden gelitten, er hinkte herbei, wir hatten ihn im Verdacht, er habe auf seinem Pferd geschlafen, doch entgegnete er: caballos malos, — no he dormido!

Wir legten alle hülfreiche Hand an, um die Maulthiere von ihrem Geschirr zu befreien und nach einem halbstündigen Aufenthalt war unser Gespann wieder so weit in Ordnung, daß wir unsern Weg fortsetzen konnten. Ein solch plötzliches Umkehren der vordern Thiere soll übrigens nicht selten vorkommen, und gleich auf der nächsten Station geschah das abermals, glücklicherweise aber noch vor dem Postgebäude, wo mehrere Knechte bereit standen, die eigensinnigen Thiere mit tüchtigen Hieben zurecht bringend. Gegen zehn Uhr Abends näherte sich die Straße dem Meer wieder, auch war der Mond unterdessen aufgegangen, so daß wir von der Höhe, auf der wir fuhren, die hellbeglänzte Fluth weit übersehen konnten. Taragona, die alte Römerstadt, erreichten wir um Mitternacht, und was wir von ihrer Lage im hellen Mondlicht sahen, war so malerisch schön, daß wir sehr bedauerten, nicht einen Tag daselbst zubringen zu können. Ehe wir die Stadt erreichten, lief der Weg eben längs dem Meer dahin und dann mit einemmal ziemlich steil aufwärts, um sich darauf an

den weißen Felsen emporzuwinden, auf denen Taragona liegt. Links senkten sich tiefe Schluchten ans Gestade hinab, auf denen dunkle Schatten lagen; die See war ruhig wie ein Spiegel, so daß das Licht des Mondes nicht auf den Wellen glitzerte, sondern der lange Streifen, den es bildete, wie leuchtendes, blank polirtes Silber aussah; zuweilen wurde die Aussicht rechts und links durch gewaltige Trümmerhaufen, durch Häusermassen und Wälle verdeckt, und der Wagen rasselte und dröhnte gewaltig hindurch. Es war wie eine Art Vorstadt, die wir passirt hatten, doch konnten wir bei der ungewissen Helle nicht genau unterscheiden, ob wir Ruinen oder bewohnte Häuser hinter uns ließen; ich glaube das erstere, denn Taragona ist reich daran. Soll es doch in früheren Zeiten eine Million Einwohner gehabt haben, deren Zahl jetzt auf 10,000 zusamengeschmolzen ist.

Es war ein Uhr als wir vor dem Parador de las Diligencias hielten, wo wir eine schlechte Tafel und eine sehr geschwätzige Spanierin fanden, auch mußten wir die in Oel gekochten und reichlich mit Knoblauch gewürzten Speisen theuer genug bezahlen. Im Sommer, wo die Landstraßen trocken und besser sind und der Eilwagen deßhalb schneller zu fahren im Stand ist, werden dem Reisenden in den größern Städten unterwegs öfters längere Rasten gegönnt, um ihn ausruhen zu lassen von der Hitze und dem unerträglichen Staub in dieser Jahreszeit. Jetzt dagegen werden diese Halte bedeutend abgekürzt und höchstens alle zwölf Stunden einmal eine Stunde zum Ausruhen vergönnt; meistens sind aber auch die Dörfer, durch welche man kam, so über alle Beschreibung schmutzig und ärmlich, daß man gern auf ein Verweilen in denselben verzichtet, nur in der Türkei erinnere ich mich, ähnliche Häuser und Ortschaften gesehen zu haben. Die Wohnungen dort wie hier sind aus Lehm aufgeführt, natürlicherweise ohne Glasfenster und zerbrochene hölzerne Laden hängen vor den unregelmäßigen kleinen und großen Oeffnungen, das Innere aber ist fürchterlich; man begnügt sich gern mit dem ersten Blick, wenn

man allenfalls in eine dieser Hütten eintritt, um sich eine glühende Kohle für die Cigarre geben zu lassen. Im Allgemeinen ist das Ankommen in einem spanischen Dorf, in kleinern, selbst in größern Städten eine Qual für den Reisenden, denn ist außerhalb derselben der Weg schon sehr schlecht, so ist er zwischen den Häusern fast unfahrbar; sowie man die ersteren erreicht, sinkt der Wagen bis an die Achsen in den Koth, unergründliche Löcher können nur durch die äußerste Geschicklichkeit des Mayoral vermieden werden, oder die mit lautem Geschrei und Peitschenhieben gejagten Maulthiere reißen die Kutsche hindurch, so daß man sich oft mit den Händen festhalten muß, um nicht den Kopf an der Decke zu zerstoßen. Man findet das übrigens durch ganz Spanien, und der Grund dieser schrecklichen Verwahrlosung in den Straßen der Dörfer und Städte soll darin liegen, daß die Behörden der letztern mit der Regierung beständig darüber im Streit sind, wer eigentlich die Verpflichtung habe, diese Wege zu unterhalten; einer schiebt sie auf den andern, und da diese Meinungsverschiedenheit nie ausgeglichen wird, so bleibt es, wie so manches hier, bei dem Alten, Schlechten. Die Bevölkerung der Dörfer, namentlich der kleineren und entlegeneren, paßt übrigens hiezu vortrefflich, und kaum verläßt man den Wagen, so wird man umdrängt von zerlumpten elenden Gestalten, die mit einer bei uns unbekannten Ausdauer ihren Quarto zu erbetteln wissen.

Eines der schauerlichsten Nester dieser Art, ich glaube Perello, erreichten wir Morgens gegen acht Uhr. Hier wurde umgespannt, und wir begannen unsere letzte Station gegen den Ebro hin, der sich ungefähr auf der Hälfte unseres Weges ins Meer ergießt. Glücklicherweise war der Tag klar und heiter angebrochen, und erlaubte uns eine weite Aussicht über Land und Meer, sobald wir eine beträchtliche Höhe erstiegen hatten, zu der eine sehr gut angelegte Straße hinaufführte. Ein weites eigenthümliches Rundgemälde öffnete sich hier unsern Blicken: weit vor uns sahen wir die See, eine große Bucht ins Land herein bildend, welche am

Horizont von langgestreckten Dünen begränzt war, so daß es aussah, als hätten wir einen sehr ausgedehnten Binnensee vor uns. Dort hinab fiel das Land viele Stunden lang in einer ununterbrochenen kahlen und öden Ebene unendlich einförmig, aber großartig in seiner Oede, eine Haide von röthlichem und gelblichem Boden mit magern Burbaumsträuchern bedeckt und Büscheln der Palmitos, die mit ihren fächerartigen Blättern von dunkelgrüner Farbe auf lange Strecken hin das Land bedecken. Im vollen Trabe rollten wir hinab eine Stunde um die andere, ohne daß wir der Bucht drunten oder dem Thalgrund scheinbar auch nur im mindesten näher gerückt wären. Ich erinnere mich lange nicht eine so gewaltige und einförmige Fläche gesehen zu haben. Der Wagen mit unserem Gespann mußte darin wie ein Nichts erscheinen, und ein einzelner Fußgänger, der aufwärts gestiegen wäre, hätte sich unmöglich eines unbehaglichen Gefühls der Hülflosigkeit und Einsamkeit erwehren können. Endlich nach dreistündigem Fahren erkannten wir in den tiefen Streifen im Thal, die wir lange für den Schatten eines Berges oder für eine Schlucht gehalten, Baumreihen und einzelne graue Häuser, die uns anzeigten, daß wir uns einer bewohnten Gegend, wahrscheinlich dem Ebro, näherten, und so war es denn auch. Ein paar Mal noch ging es Berg auf und ab, und dann sahen wir ihn vor uns liegen den Strom mit dem stolzen, wohlklingenden Namen, der schon so vielfach in Liedern besungen worden ist. Auch die Dünen traten deutlicher hervor und zeigten sich so dicht um die Mündung gelagert, daß es selbst einem kleinen Fahrzeuge kaum möglich gewesen wäre durch sie hindurch das offene Meer zu gewinnen. Aber der Fluß selbst — unsere Blicke schweiften begierig umher, um die Stelle zu finden:

Wo die schattigen Castanien
Rauschen an des Ebro Strand.

Du lieber Himmel, wir wären mit einer alten Birke oder mit einem melancholischen Tannenbaum zufrieden gewesen! Aber kein

Strauchwerk, kein Grashalm wächst an diesen trostlosen Sandufern; so weit wir die Blicke hinaufsandten, sahen wir nichts als zwei kahle gelbe Streifen Landes, zwischen denen sich ein graues schlammiges Wasser langsam dahinwälzte. Das also war der Ebro, auf dessen klare Fluthen wir uns so sehr gefreut! Daß seine Ufer weiter hinauf nicht viel malerischer und castanienbesetzter seien als hier unten, versicherte uns bereitwillig ein landeskundiger Spanier auf unsere Bitte. Apollo mag es dem Dichter verzeihen, der einen Reim auf Spanien gesucht, und dafür Castanien gefunden hatte, von denen wir keine Spur gesehen.

Gegenüber dem Strom lag die kleine Stadt Amposta, die in ihrer malerischen Gestalt einen schwachen Ersatz bot. Die hohen Mauern ihrer Häuser senkten sich bis zum Wasserspiegel herab, und bildeten oben so unregelmäßige Linien, daß sie von fern wie die ausgezackten Zinnen eines alten halbverfallenen Castells aussahen. Dort sollten wir nach zwölfstündigem Fasten unser Mahl finden und wir hofften auf eine gute Fähre, die den Eilwagen und uns übersetzen würde; aber wir waren ja in Spanien, im schönen Land des Weins und der Gesänge — und der grundlosen Straßen und brückenlosen Flüsse. Eine Fähre war vorhanden, aber sie lag invalid bei Amposta, weßhalb unser Eilwagen diesseits bei einer elenden Holzbaracke anhielt und unsere Koffer und Effekten abgeladen wurden. Hier war das Ufer des Ebro besonders unangenehm, denn man sank bis an die Knöchel in den Sand und Schlamm, durch welchen wir ein paar hundert Schritte abwärts wateten, wo ein altes, gebrechliches Boot lag, um unsere ganze Wagengesellschaft überzusetzen. Wir hatten übrigens von Glück zu sagen, daß der Wasserstand des Stroms heute ziemlich niedrig und er deßhalb zahm und mild war, denn ein Bekannter erzählte uns in Barcelona: er habe bei Regenwetter auf einer Reise hierher zweimal vierundzwanzig Stunden in der obenerwähnten Hütte zubringen müssen. Obgleich unser Boot sehr überladen war und tief ging, erreichten wir doch glücklich Amposta, welche Stadt

uns armen Reisenden zu sagen schien: wartet nur, ihr habt mich von außen schön gefunden, ich will euch eure Illusionen schon benehmen. Und das that sie redlich — wie eine Heerde Gänse schritten wir fluchend, einer hinter dem andern, bei dem Kothstrom vorbei, den man hier mit einer unglaublichen Kühnheit eine Straße nannte. Da wir, um in den Gasthof zu gelangen, hinüber mußten, so war es ein großes Glück, daß wir einen Ortskundigen fanden, der uns eine Furt zeigte, denn sonst wäre sicherlich noch ein Unglück geschehen. Dem castanienrauschenden Ufer, dem Strome selbst und der Stadt reihten sich Speisesaal und Essen würdig an; ersterer war eine Dachkammer und das zweite war nach einem für unsere Mägen gänzlich unverständlichen Speisezettel hergerichtet; mit Ausnahme eines schwindsüchtigen Huhns, welches in seinen letzten Lebensstunden sehr viel Zwiebeln verzehrt zu haben schien, ist es unmöglich anzugeben, was wir eigentlich gegessen. Es kam uns vor, wie ein chinesisches Essen, wo kunstreich zubereitete Rattenschenkel und Fischflossen eine Hauptrolle spielen sollen. Obgleich wir uns lange nach einem ächt spanischen Essen gesehnt, waren wir doch hier so tief in die Brühe gerathen, daß wir uns unendlich nach einem festen bekannten Lande sehnten, welches denn auch am Schluß in Gestalt von Brod und Schafkäse erschien.

Nach einem einstündigen Aufenthalt setzten wir unsere Reise auf schlimmeren Wegen als bisher fort, es schien hier in den letzten Tagen bedeutend geregnet zu haben, wodurch der Weg völlig aufgeweicht war und die Räder fußtiefe Gleise einschnitten. Dieß hielt aber Mayoral und Zagal nicht ab, die Maulthiere aufs Aeußerste anzutreiben; namentlich wo der Weg sich senkte, rasten sie wie toll hinab, um mit dem nachrollenden schweren Wagen die Anhöhe drüben im vollen Galopp hinauffahren zu können. Die Gegend hatte hier einen fruchtbareren und freundlicheren Charakter, als jenseits des Ebro; man sah vortrefflich angebaute Felder, hie und da kleine Dörfer mit malerischen Kirchthürmen

und oft einzelne hübsche Landhäuser, über welche meistens eine hohe schlanke Palme schützend ihre Zweige ausstreckte, die Früchte derselben hingen unter der Krone in hellgelben Büscheln und hie und da beschäftigte man sich, um sie herunterzunehmen, was mittelst einer langen Stange geschah. Bald kam der Abend, die Gegend verschleierte sich langsam und allmälig und ich mußte mich darauf beschränken, unsere Zugthiere und Mayoral zu beobachten, was mir anfänglich im Schein unserer Wagenlaternen einige Unterhaltung verschaffte, bald aber wurde das Licht derselben schwächer und zuckte nur noch hie und da auf, bis es endlich ganz erlosch; worauf wir in der tiefsten Dunkelheit dahinrollten, die nur zuweilen unterbrochen wurde von den Funken, welche die Hufeisen unserer Thiere aus den Steinen schlugen, oder wenn sich die Außenpassagiere eine Papiercigarre anzündeten, was übrigens häufig genug geschah.

Gegen zehn Uhr erreichten wir die Station, ein einzelstehendes Haus, wo eine ziemlich steil abgehende und deßhalb einigermaßen verrufene Schlucht beginnt. An ein Wiederanzünden unserer Laternen dachte man natürlicherweise nicht, und so galoppirte unser Gespann in die Finsterniß hinein. Der Wagen rollte, trotz seiner zwei Hemmschuhe mit der größten Geschwindigkeit abwärts. Wie unser Weg eigentlich ging, konnte ich nicht unterscheiden, daß er aber ziemlich gefährlich war, sah ich an seinen vielen raschen Wendungen, sowie an schwarzen Schatten neben mir, welche tiefe Schluchten anzeigten, auch an der senkrechten Felsenwand, die wir oft so nah an der linken Seite hatten, daß man sie fast mit der Hand erreichen konnte; zuweilen bei Biegungen der Straße streifte der Wagen daran und dann wurde sein Hintergestell unsanft auf die Seite geworfen. Fast eine Stunde jagten wir so abwärts, dann ging es wieder bergauf; es wurde etwas heller und wir erreichten eine Stelle, wo der Weg auf einer senkrechten Felsenwand so dicht längs dem Meer hinführte, daß man, dem Anschein nach ohne große Mühe von dem Wagenfenster aus etwas in die

Fluth hätte werfen können; getrennt waren wir von ihr nur durch die Ruinen einer niedrigen Mauer, die voll Löcher und Risse war, durch welche man das nun erhellte Wasser sehen konnte, indem der Mond soeben am Horizont emporstieg. Wie ich so an dem Wagenfenster lehnte und auf die glänzende See schaute, dachte ich an ein furchtbares Unglück, welches vor einigen Jahren hier geschehen und noch so unvergessen in der Erinnerung der Postillone ist, daß sie beim Umspannen die Einzelnheiten dem Reisenden gerne erzählen.

Eines Abends nämlich hatte die von Amposta kommende Diligence umgespannt und war mit ihren 18 Passagieren, worunter eine deutsche Familie mit ein paar Damen und Kindern, die oben erwähnte Schlucht hinabgefahren; ein heftiges Gewitter mit starken Regengüssen entlud sich gleich darauf über der Gegend, ohne gerade besondere Besorgniß einzuflößen; einer der Stallleute, die bei jeder Station eine Strecke Wegs neben dem Wagen herlaufen, um die Maulthiere anzutreiben, hatte die Diligence beim Leuchten der Blitze noch tief in der Schlucht fahren sehen, worauf sie in der dunkeln Nacht verschwand — um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Wo sie mit ihren 18 unglücklichen Passagieren, Mayoral, Zagal, Delantero und Gespann eigentlich verunglückt ist, weiß heute noch Niemand; man glaubt ein plötzlich angeschwollenes sonst stilles Bergwasser habe sie mit allem in das Meer hineingespült, oder vielleicht auch sind auf dem Wege hoch über der See, von dem ich so eben sprach, die Thiere am Wagen durch das Gewitter scheu geworden und haben die Diligence mit sich hinab in die Tiefe gerissen, kurz man hat nie mehr eine Spur von ihr gesehen.

Glücklicherweise passirten wir diese Stelle ohne den geringsten Unfall, wie z. B. das häufig vorkommende Stürzen eines der Thiere, was aber auch hier von schrecklichen Folgen hätte sein müssen, und erreichten um Mitternacht Castellon, wo wir abermals abgefüttert wurden und zwar auf eine so vortreffliche

Art, daß wir das unverständliche Essen von Amposta gern darüber vergaßen.

In der nächstfolgenden Station hatten wir übrigens noch einen kleinen Unfall von so außerordentlicher Art, daß ich denselben nicht unerwähnt lassen kann. Es war vor dem Posthaus, und die Straße viermal so breit als gewöhnlich, eher ein kleiner Platz, aber von so unergründlichem Schmutz, daß der Wagen bis an die Achsen einsank und beim Ankommen nur im Schritt von den müden Thieren vor das Gebäude geschleppt werden konnte. Beim Abfahren wurde das gewöhnliche Manöver wiederholt und die Pferde — wir hatten schon seit Castellona keine Maulthiere mehr — durch Peitschenhiebe und Geschrei so angefeuert, daß sie den schweren Wagen im Galopp durch den Schmutz davonzogen. Plötzlich aber hielten wir mit einem tüchtigen Ruck, vier der mittleren Pferde waren gestürzt, die vordern vier aber hatten mit Beihülfe der Stangenpferde die Diligence über die gestürzten hinweggerissen, die nun, uns allen völlig unbegreiflich, unter unserem eigenen Wagen lagen. An ein Aussteigen war nicht zu denken, denn man wäre bis an die Kniee eingesunken; glücklicherweise kam man uns vom Posthaus zu Hülfe, aber es dauerte eine gute Zeit, ehe die Verwirrung unseres Gespanns gelöst war, man mußte die Geschirre aufschnallen und die gestürzten Thiere an Kopf und Schweif unter dem Wagen hervorziehen. Wäre in diesem Augenblick etwas komisch zu nennen gewesen, so hätte es die Stellung unseres Stangenhandpferdes sein müssen, denn dieses saß wie ein Hund auf den Hinterbeinen, und zwar auf dem Hals eines der andern gestürzten Thiere. Ich bin fest überzeugt, daß von den des Rosselenkens kundigen Lesern mancher ungläubig den Kopf schütteln wird, doch bin ich im Stand, jedem Zweifel die besten Zeugnisse für meine Worte zu verschaffen.

Als es endlich wieder Tag wurde — wir waren anhaltend abwärts gefahren — sahen wir abermals das Meer zu unserer Linken, und hatten den Anfang der Huerta erreicht, jenes baum=

und wasserreiche Gartenland, in dem Valencia liegt. Die Felder waren hier schön und regelmäßig angebaut, mit neu aufkeimendem Grün bedeckt, oder mit Gemüsepflanzen, die noch auf die Ernte warteten. Ueber die, freilich kahlen und knorrigen Schosse der Reben breiteten mächtige Korkeichen und Johannisbrodbäume ihre immergrünen Blätter aus, Palmen standen bald einzeln, bald in Gruppen bei einander, und aus dem dunkeln Laube der Orangenbäume schimmerten freundlich die goldenen Früchte hervor. Die Huerta war so liebenswürdig, sich uns in recht schönem Lichte zu zeigen, das sie freilich von der eben aufsteigenden Sonne entlehnte, aber mit heiter lachendem Gesicht empfieng. Bei Murviedro, dem alten römischen Sagunt, spannten wir glücklicherweise um, und hatten deßhalb Zeit das mächtige Castell, hoch über dem Ort gelegen, welches mit seinen Mauern, Thürmen und gewaltigen Gebäuden in großer Ausdehnung dem Laufe des Hügels folgt, zu bewundern. Es war von der Sonne so schön angestrahlt, und glänzte in den lebendigsten rothen und gelben Farben, die sich um so frischer hervorhoben, als der Berg unterhalb mit einem Kranze von grünen Bäumen und Sträuchern eingefaßt war. Beim Weiterfahren zeigte sich die Huerta wohl in gleicher, aber doch in mannichfaltig wechselnder Gestalt; einzelne Häuser und kleine Dörfer erschienen zahlreicher, und das künstliche Bewässerungssystem dieser Ebene, das noch aus der Araberzeit herstammt, kommt immer deutlicher und vortrefflich unterhalten hervor. Die Felder sind mit zahlreichen Wassergräben durchschnitten, die an der Straße, von wo sich der Strom ergießt, sorgfältig mit rothen Ziegeln eingefaßt sind; kleine Brunnen von malerischer Gestalt sieht man auf allen Seiten; ein Pferd treibt das horizontale Rad, welches das Paternosterwerk bewegt — eine vertikale, mit Zähnen versehene Scheibe, über welche an Seilen irdene Krüge laufen, die das Wasser unten schöpfen und oben in einer Rinne ausgießen. Mir waren diese Brunnen alte, liebe Bekannte aus Syrien und Aegypten, wo ich an ihnen manchen guten Trunk gethan, über-

haupt trat mir der Orient in der Nähe von Valencia auf der belebten Landstraße wieder klar vor Augen. Die Tracht der Männer mit ihren weiten Hosen, ein Stück Zeug um den Leib geschlungen, Sandalen an den Füßen, und das bunte Taschentuch auf dem Kopf, nach Art eines Turbans umgewunden, erinnerte mich nicht minder lebhaft daran als die Tracht mancher Weiber: ein einfaches blaues Gewand, den Kopf nach Art der Araberinnen bedeckt, den irdenen Krug auf der Schulter. Nach kurzer Zeit reihten sich die bisher einzeln stehenden Häuser immer dichter zusammen; der fluchende Mayoral mußte wegen der vielen Wagen, Karren und Packthiere, alle mit Gemüse oder sonstigen Lebensmitteln beladen, langsam fahren — noch eine Viertelstunde und wir hatten Valencia erreicht, wo wir vor dem Posthof anhielten, Wagen und Pferde im grauen Straßenschlammüberzuge, wir selbst aber nach achtundvierzigstündiger Fahrt ziemlich müd und abgespannt.

Zehntes Kapitel.

Valencia.

Kaltes Wetter. Ein Bad. Schmutzige Straßen. Charakter der Stadt und ihrer Bewohner. l'Audienzia. Die Alameda. Erinnerungen an den Cid. El Miguelete. Blick in die Huerta. Die arabische Bewässerung. Cort de la Seo. Die Kathedrale. Duenna und Escudero. Die Glorieta. Ein freundlicher Landsmann. Der Weihnachtsmarkt. Musik und Gesang. Eine todte Braut. Der Grao. Landhäuser in der Huerta. Ein unschuldiger Raub. Feier des Weihnachtsabends. Erinnerungen an die Heimath.

Auf dem Platze del Arzobispo in der Nähe der Kathedrale von Valencia liegt die Fonda del Cid, von außen ein ziemlich unscheinbares Haus, in welchem wir aber ein paar ordentliche Zimmer erhielten, freilich mit spanischem Meublement: Binsenmatte, Rohrsessel und Sopha; dazu schlecht geschlossene Balkonthüren und gänzlicher Mangel an jedem Feuerungsmittel. Man soll das freilich in einem südlichen Lande wie Spanien nicht verlangen, aber es gibt doch Augenblicke, namentlich am Abende, wo man sich selbst in Valencia nach einem Kamine oder Brassero sehnt. Es war ein paar Tage vor Weihnachten, hatte tüchtig geregnet, und nun spannte sich über die alte Stadt ein wolkenloser tiefblauer Himmel aus, keine Hitze herabsendend, wohl aber einen so eisigen Hauch spendend, daß in den Zimmern einigemale nach Sonnenuntergang eine tüchtige Bewegung in Paletot und Handschuhen

nothwendig war, um sich zu erwärmen. Zu Hause hätten wir eine solche Temperatur unbedingt sehr kalt genannt, hier aber in Spanien, vor uns Palmbäume und Orangen, wäre es unverzeihlich gewesen, dergleichen auch nur zu denken.

Als wir in der Fonda del Cid angekommen waren, nach zweimal vierundzwanzigstündigem Fahren, ließen wir uns vom Lohnbedienten überreden, ein warmes Bad zu nehmen, welches man, wie das am Thor mit großen Buchstaben angekündigt war, im Hause selbst haben konnte. Jeden Reisenden will ich aber feierlich verwarnt haben, falls er je im Winter nach Spanien kommt, diesen Badgelüsten nachzugehen; die Bäder befinden sich tief unten im Hause, allerdings recht angenehm gewärmtes Wasser in marmornen Wannen, aber in einem eiskalten Gewölbe mit unverschlossenen Fensteröffnungen, so daß man sich nach dem Bade wahrhaft zähnklappernd in sein Leintuch wickeln mußte. Wir trugen auch Alle ein kleines Unwohlsein davon, welches übrigens unser Däne und Horschelt, der eine durch Morrisonsche Pillen der Andere durch heißen Punsch vertrieb.

Nach dem Bade kleideten wir uns an, um einen Streifzug durch Valencia zu thun. In der vortrefflichen Reisebeschreibung eines lieben Freundes las ich einstens mit großer Befriedigung, daß die schmalen Straßen, obgleich meistens ungepflastert, in dem besten Zustande seien, da sie weder durch den Regen, noch durch schweres Fuhrwerk viel zu leiden hätten; das mag allerdings für den Sommer passen, für warmes und trockenes Wetter; heute aber — es hatte, wie schon bemerkt, mehrere Tage geregnet — waren diese ungepflasterten Straßen zu Fuße nicht zu passiren, ohne bis über die Knöchel in den Koth zu gerathen, dazu sind die gepflasterten Trottoirs auf beiden Seiten kaum zwei Fuß breit, und da die Valencianer beiderlei Geschlechts außerordentlich zahlreich vor ihren Häusern zu sehen sind, so kamen wir zuweilen an Défilés, wo man lange Zeit warten mußte, bis Einer nach dem Andern über eine schmale trockene Stelle gelangt war.

Dabei ist die Stadt ein wahres Labyrinth, und man findet keine Straße, die auch nur wenige Fuß gerade ausliefe, sie bilden ewige Schlangenlinien, bald nach rechts, bald nach links, und da die Häuser mehr oder weniger einander gleichsehen, auch die meisten Straßen so enge sind, daß man nirgendwohin einen Ueberblick hat, um sich vielleicht nach einem benachbarten Thurm richten zu können, so ist es sehr schwer, Valencia ohne Führer zu durchwandern, wenn man nämlich den Zweck hat, irgend ein bestimmtes Gebäude zu erreichen. Beim Flaniren dagegen treibt man mit der Strömung, und wenn man auch an ein unbekanntes Gestade geworfen wird, gibt es doch Mittel den Heimweg zu finden.

Die Straßen Valencias haben einen ganz entgegengesetzten Charakter zu denen von Barcelona, dort breit gepflastert, mit hohen steinernen Häusern besetzt, alle Fenster mit Balkonen versehen, welche anzeigen, daß die Bewohner und mehr noch die Bewohnerinnen sich gerne auswärts umsehen oder sich von den draußen Wandelnden sehen lassen, hier dagegen enge Gassen aus unansehnlichen Häusern bestehend, die sehr häufig aus gestampftem Lehm gebaut sind, und mit dürftigen Fenstern versehen, sehr wenig versprechen. Vergessen wir aber nicht, daß wir uns dem Süden Spaniens genähert, und uns in einer Stadt befinden, die lange von den Mauren behauptet wurde und diesen Eroberern viel von ihren Einrichtungen verdankt, die eben durch dieses unscheinbare Aeußere der Häuser sich als vollkommen orientalisch darstellt. Hier, wie in den großen Städten des Orients, z. B. Damaskus, hat man auf breite Straßen verzichtet, um dafür größeren Raum für das häusliche Leben zu erhalten, darauf hält der Südländer viel, und wenn wir bei diesem oder jenem unscheinbaren Thore stehen bleiben und in das Innere blicken, so bemerken wir einen geräumigen Hof mit murmelndem Wasser, üppigem Pflanzenwuchse, mit Lauben, zierlichen Bogengängen und kleinen, reizenden Gärten.

Auch in dem Straßenleben treten uns die Anklänge an die Maurenzeit wohl nirgends so deutlich entgegen als hier. Die Land=

leute der Huerta könnten mit einer kleinen Zuthat so vollkommen orientalisch gemacht werden, daß sie ohne Aufsehen zu erregen in jeder Stadt Syriens umherwandeln könnten. Das charakteristische Stück der valencianischen Tracht sind die sogenannten Zaraguelles, sehr weite Beinkleider von weißer Leinwand, die in vielen Falten bis an die Kniee reichen und fast aussehen als trügen die Leute gar keine Beinkleider, sondern nur ein Hemd. Die Waden bis über die Knöchel und unter die Kniee sind mit einer Art blauer Strümpfe bedeckt, die Kniee nackt, an den Füßen Sandalen. Um den Leib einen blauen oder rothen Gurt (Faja). Dazu eine kurze blaue oder grüne Jacke mit Schnüren. Eine weiße oder bunte Weste mit Troddelknöpfen; bloße Brust und Hals — um den Kopf turbanartig ein buntes Tuch — oft zugleich ein Hut mit breitem Rand und hohem Kegel. Dazu kommt bei den Reichen eine braune oder blaue Capa, bei den Aermeren eine weiße mit bunten Streifen und Rändern durchwirkte wollene Decke, nach Bedürfniß, aber immer malerisch umgeschlagen oder auf der linken Schulter hängend. Namentlich dieser letztere Theil des Anzuges, der mit dem Burnus so außerordentlich viel Aehnlichkeit hat, gibt dem Ganzen einen orientalischen Anstrich; selbst die Schirrung der Pferde und Maulthiere, unter denen man ausgezeichnet schöne Thiere sieht, erinnern mit ihrem vielen rothen Quastenwerk, mit ihren Messingzierrathen, von langen farbigen Troddeln, eigen geformten Sätteln und Steigbügeln an die Wüsten Arabiens und ihre Bewohner. Die Tartana, die in Valencia für Vornehm und Gering das einzige Beförderungsmittel bildet, welche wie die Drotschken bei uns in der Stadt selbst benützt werden, und ebenso zu Ausflügen auf das Land, könnte man vielleicht von dem türkischen Arrabat ableiten, dem fast ähnlichen Fuhrwerke, wie es heute noch in Konstantinopel gebräuchlich ist. Dort sind diese Wagen freilich mit Ochsen bespannt und sind oft reich geschnitzt und mit Vergoldungen überladen und werden meistens von einem Neger, der zu Fuß geht, begleitet, während die spanische Tartane den

Anforderungen unserer Zeit gemäß von außen glänzend, aber einfach lakirt ist, oben mit Wachstuch oder Leder überzogen, im Innern eine Einrichtung hat wie ein deutscher Omnibus und von einem Kutscher regiert wird, der auf einem kleinen Polster gewöhnlich auf dem rechten Gabelbaume sitzt. Man begegnet diesen Tartanen hier auf Schritt und Tritt, und bei den engen Straßen geniren sie die Fußgänger gewaltig. Wie eben bemerkt, macht man in ihnen seine Besuche, fährt ins Theater oder sieht sie in langen Reihen bei den nachmittäglichen Spazierfahrten auf der Alameda.

Es ist eigenthümlich, daß Valencia von zwei ganz verschiedenen Menschenracen bewohnt zu sein scheint. Die eine, welche namentlich in der untern Volksklasse und den Bewohnern der Huerta stark vertreten ist, hat schwarzes Haar, enggeschlitzte blitzende Augen, dunkle Gesichtsfarbe, und zeigt in ihrer Physiognomie etwas Trotziges, ja Wildes; die andere — namentlich die Handwerker und Kaufleute — haben einen weichen, fast schlaffen Gesichtsausdruck, weiße Haut und blonde Haare.

Das Gewühl auf den Straßen, namentlich auf dem großen Marktplatze von Valencia wird belebt und malerisch durch die fast orientalische Tracht der Landleute aus der nächsten Umgebung von Valencia, und durch die ganz verschiedene, ächt spanische mit runder Jacke und spitzem Hut der Maulthiertreiber, die von weiter her kommen, oder der Bauern, die von den Gebirgen bei Cuenca niedersteigen. Was die weibliche Bevölkerung von Valencia anbelangt, so findet man wenig schöne Gesichter; auch die Figuren der hiesigen Damen zeigen noch nicht jene Grazie und Leichtigkeit, welche man den Andalusierinnen nachrühmt. Die schwarze Mantille ist fast wie die in Barcelona, nur hängt der Schleier hinten vom Haarkamm herab und zeigt Taille und Kopf fast unverhüllt. Letzterer ist hier in Spanien interessant der häufigen blonden Haare wegen und des blendend weißen Teints, den man sonst in keiner spanischen Stadt sieht.

Ueber die Eigenschaften der Bewohner von Valencia hört man von ihren übrigen Landsleuten nicht viel Gutes reden, die

Männer werden als hinterlistig, feig und blutdürstig bezeichnet, und was die letztere Eigenschaft anbelangt, so thut man ihnen darin nicht Unrecht, wenn es wahr ist, daß in den Straßen von Valencia jährlich an fünfzig Meuchelmorde verübt werden. Natürlich schieben die Stadtbewohner die Schuld davon auf ihre Landsleute aus der Huerta, die sie als ein wildes und trotziges Volk schildern, vor dem man sich in jeder Hinsicht in Acht nehmen müsse. Daß eine vielhundertjährige Feindschaft zwischen Stadt und Land besteht, ist nicht zu läugnen, und das Mißtrauen der ersteren geht so weit, daß man, so oft in Valencia Feuer ausbrach, eilig sämmtliche Stadtthore schloß, um die Bauern abzuhalten, von denen man vielleicht nicht mit Unrecht befürchtete, daß sie die entstandene Verwirrung zum Morden und zu allgemeiner Plünderei benützen könnten.

Valencia ist arm an ausgezeichneten Bauwerken; nur hie und da bemerkt man ein prachtvolles Gebäude, in Stein aufgeführt, einen Palast, aus früherer Zeit herstammend, der sich, alt und schwarz geworden, zwischen den neueren Gebäuden zu verkriechen scheint. Blickt man in den öden Hof, so entdeckt man prachtvolle, breite Steintreppen, auf denen unsere Schritte unheimlich wiederhallen, und oben angekommen, eröffnen sich vor unserm Blicke weite stille Corridore und Zimmer mit reich geschnitzter Holzarbeit. Der prächtigste Palast dieser Art ist die Casa consistorial oder l'Audienzia, wo sich die Portraits der Könige von Spanien befinden, so wie im Saale der Cortes bemerkenswerthe Fresken von Zarinena, die von den herrlichsten Holzarbeiten an Wänden und Plafond eingerahmt sind. Im untern Stockwerke ist das Sekretariat des Gouvernements, wo sich eine ausgezeichnete Holzdecke befindet, in dunklem Eichenholz geschnitzt und reich vergoldet. Die Plateforme hoch oben auf diesem Palast mit einer schönen Balustrade umgeben, gewährt einen reizenden Ueberblick über die Stadt.

Der große Marktplatz, auf dem den ganzen Tag ein reges

Leben herrscht, und wo sich Käufer und Verkäufer um kolossale Haufen von Gemüse und Früchte aller Art drängen (unter Anderem sah ich hier wahrhaft riesenhafte Zwiebel), ist mit alten nicht uninteressanten Gebäuden umgeben, unter denen sich die Lonja oder Seidenhalle besonders auszeichnet; der ganze untere Raum des Gebäudes ist hohl, mit Kreuzgewölben überdeckt, die von sehr schlanken spiralförmig gewundenen Säulen getragen werden. Die Sorgfalt, mit der im Innern und Aeußern die Gliederungen aller Thür- und Fensteröffnungen behandelt sind, machen diesen Bau zu einem der interessantesten der spätgothischen Zeit. Der kleine Hof von beiden im rechten Winkel zusammenstoßenden Flügeln des Hauses gebildet, liegt nach rückwärts an zwei seiner Seiten frei als erhabene Terasse mit fließendem Wasser und Orangenbüschen und erhöht den eigenthümlich Reiz dieses seltsamen Bauwerks.

Da uns der klare Himmel gleich den ersten Tag unserer Ankunft einen herrlichen Abend versprach, so beschlossen wir einen Spaziergang nach der berühmten Alameda hinaus. Wir verließen die Stadt durch das Thor el Sarranos, das mit seinen ungeheuern Mauern und gut erhaltenen Zinnen so trotzig dasteht, als sei es gestern beendigt worden; leider ist es aber auch nicht so alt, als wir es wohl wünschten, denn unsere Phantasie hätte gern seine Plattform mit den Gestalten des Campeador und seiner Familie belebt, die er ja auch auf einen der Thürme Valencias führte, als er ihnen das draußen lagernde zahllose Maurenheer zeigte.

Allda sahen sie zum weiten
Meer hinaus die Mauren kommen,
Sah'n mit großer Eil' und Sorgfalt
Sie aufschlagen ihre Zelte
Unter Kriegsgeschrei und Trommeln,
Kriegsgeschrei und Paukenhall.

Großer Schrecken faßt die Mutter
Wie die Töchter: denn sie hatten
Solche Heere nie zu Felde,
Nie auf Einem Platz gesehn.

„Fürchtet nichts, ihr Lieben Alle,"
Sprach der Cid, „so lang ich lebe
Nah' euch keine Sorg' und Angst."

Vom unsterblichen Cid, der Valencia so lange und kühn vertheidigte, und nach seinem Tode noch durch seinen bloßen Anblick die Mauren in die Flucht schlug, ist aber leider nicht viel mehr hier vorhanden; nur sein Schwert zeigt man noch, ob ächt, ob falsch ist die Frage, sowie einen Thurm, la puerta del Cid, durch welchen der Campeador seinen Einzug in die Stadt hielt. Valencia war aber damals kleiner, und so steht dieser Thurm jetzt ziemlich weit entfernt von den heutigen Mauern, am Hause der Tempelherren; die Araber haben ihn erbaut und nannten ihn Alebufat. Von seinen Zinnen glänzte zuerst das christliche Kreuz von Valencia.

Uebrigens gibt es wohl keine Stadt, deren mittelalterliche Mauern und Thürme ringsum so vollkommen wohl erhalten sind, wie die von Valencia. Sie wurden von Peter dem Vierten ums Jahr 1350 erbaut und weisen mit ihren Eckthürmen, ihren aus- und einspringenden Winkeln, Wallgängen und Zinnen so vollkommen in eine andere Zeit zurück, daß wir uns gar nicht wundern dürften, wenn uns dort an der Ecke ein Reiterzug begegnen würde, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, mit flatternden Fahnen, wehenden Mänteln und Helmbüschen. Aber es ist sehr still vor den Mauern von Valencia, und erst wenn wir uns dem Guadalaviar, heutzutage gewöhnlich Turia genannt, nähern, an dessen Ufern die Alameda liegt, lenken wir wieder in den Menschenstrom ein, der aus den Thoren dorthin oder nach der Huerta hinausdringt.

Die Alameda von Valencia ist eine der schönsten Spaniens, und namentlich durch ihre Umgebung für uns, die wir eine solche nicht gewöhnt sind, sehr interessant. Zwischen mehrfachen Baumreihen hat sie zwei breite Fahrstraßen und viele mit großer Sorge unterhaltene Fußwege. Auf der einen Seite haben wir den Fluß, der freilich sehr stattliche Uferbauten hat, aber so wenig Wasser, daß man den größten Theil des Jahres kaum ein paar Hemden

darin waschen kann; auf der andern Seite zieht sich eine Reihe schöner Gärten mit reizenden Landhäusern hin und fesseln unsere Aufmerksamkeit durch massenhafte Orangen- und Citronenbäume und Büsche, deren tiefdunkles Laub von anderen für uns eben so seltenen Pflanzen schattirt wird und die überragt sind von hohen schlanken Palmen. Senden wir die Blicke rechts über den Fluß hinüber, so zeichnet sich scharf auf dem tiefblauen Abendhimmel die charaktervolle Silhouette von Valencia vor uns ab. Dabei konnte ich mich einer Idee nicht erwehren, die mir schon oft auf Reisen gekommen. Wie oft war es mir beim Betrachten einer seltsamen Bergform, einer malerischen Landschaft, einer eigenthümlichen Stadt, als habe ich das schon einmal gesehen, wenn ich auch vorher nie auf dem Punkte gewesen, ja wie hier bei Valencia nie eine Abbildung davon gesehen. Ich erinnerte mich deutlich des einzelnen Weges, auf dem ich schon gegangen, eines Hauses, zu dessen Fenster ich schon hinausgeschaut, was mir immer unerklärlich war, und aufs neue unbegreiflich hier beim Anblick von Valencia.

Am andern Morgen war unser erster Gang zur Kathedrale, die nur durch den erzbischöflichen Platz von unserm Gasthofe getrennt lag. Die vielen zahlreichen Bettler, die uns hier hartnäckig verfolgten, sind eine Erbschaft, welche die aufgehobenen Klöster der Stadt hinterlassen haben; namentlich in der Nähe der Kirchen, vor allem aber hier bei der Kathedrale, muß man ein wahres Défilé von ausgestreckten Händen passiren, bis man zur Thüre gelangt. Wie jeder Bettler seinen bestimmten Platz hat, der von den andern respektirt wird, so hat er auch seine gewissen Geber oder seine Kundschaft, die ihn vor allen andern berücksichtigen. Sogar bei uns fremden Reisenden trat nach wenigen Tagen der gleiche Fall ein, und ich ging nie bei einer gewissen alten Frau vorüber, die neben einem Pfeiler gekauert da saß, ohne ihr etwas zu geben. Sie hatte zwei kleine Kinder bei sich, aus deren schönen Gesichtern mich so frische, treuherzige Augen anlachten, daß ich nie vorbei konnte, ohne stehen zu bleiben.

Die Kathedrale, ein Conglomerat von An- und Umbauten um den alten Kern, im lateinischen Kreuz gebaut, über dessen Durchdringung sich eine großartige achteckige Kuppel erhebt, hat drei Haupteingänge, wovon der westliche, neben dem Hauptthurm „Miguelete“ angebrachte, weit gegen den Kunstwerth der beiden andern altgothischen in den Kreuzgiebeln befindlichen zurücksteht, obwohl sie von schwerfälligen Formen sind, er ist ein entsetzlicher Wust von verdrehten Säulen, ausgerenkten Gesimsen und Zierrathen; eine der üppigsten Blüthen der Zopfzeit.

Das noch von der Kirche aus der guten gothischen Zeit übrig gebliebene ragt im Aeußern, ich möchte sagen siegreich hervor über das aus allen Zeiten herrührende Angefügte, doch ist diese Mischung verschiedener Style nicht uninteressant, und eines der allerreichsten Bilder gewährt die Kirche von der Plaza mayor gesehen, wo die beiden Thürme, das nördliche Portal, der zierliche Arkadenumbau der Abside aus der Zeit der guten Renaissance im Anschluß an die hoch über die Straße weg gesprengte Brücke, die nach der Kapelle de los desemparados hinüberführt, eine nach Maßen, Silhouette und Verkürzung der Linien so herrliche reiche Gruppe geben, daß man einen Decor der großen Oper von Paris zu sehen glaubt.

Das Aeußere der Kuppel des Kreuzes hoch emporgehoben von einem achteckigen von herrlichen gothischen Fenstern durchbrochenen Untertheil hat ganz die ähnliche Anordnung wie der Obertheil des Miguelete, der die große und renommirte Glocke, die Vela, trägt, über der obersten Terasse des Thurmes aber erhebt sich noch einmal eine massive, isolirte, mit Bogenöffnungen versehene Wand zu noch weiteren Glocken, und zeichnet sich der Umriß dieses Thurms sehr malerisch auf der Luft ab.

Ihn erstieg der Cid nach der Einnahme von Valencia, um sich in seinem neuen Besitzthum umzuschauen, und Don Rodrigo hatte Recht, denn man hat von hier oben einen entzückenden Anblick auf die Stadt und die Huerta. Diese liegt rings um uns her, von

einem Halbkreise niedriger, aber felsiger Gebirge eingeschlossen, dessen eines Ende nördlich von Valencia von den Thürmen des Castells von Murviedro, den Ruinen des alten Sagunts, gekrönt, das andere unter dem Namen der Sierra de Santa Ana südlich von Valencia ans Meer stößt, so daß die Küste als Sehne dieses Halbkreises erscheint, in deren Mitte die Stadt Valencia liegt, etwa sechs Leguas von jedem Ende entfernt. Dieser Raum ist fast ganz flach, und nur im äußersten Hintergrunde nach Westen senkt sich das Gebirge, dem Laufe des Jucar und des Guadalaviar folgend, allmälig in die Ebene herab, welche jener an ihrem südlichsten Rande bespült, während dieser sie ungefähr in der Mitte quer durchströmt.

Als Hauptmittelpunkt des Anbaues dieses Halbkreises erscheint nun Valencia selbst mit seinen mittelalterlichen Mauern und Thoren und zahlreichen Kirchen, Klöstern und Hospitälern; um die Stadt her liegen in mehreren Halbkreisen und in verschiedener Entfernung eine Anzahl stattlicher Dörfer mit hohen Kirchthürmen wie Quarta, Manises, Ruzafa, Chirirella, Torrenta, Benituser, Benache 2c.; dann weiterhin am nördlichen Rande des Halbkreises Puzol, im südlichen Alcira und im westlichen Hintergrunde die alte Stadt Liria. Jedes dieser Dörfer aber bildet gleichsam nur den dichteren Kern einer Unzahl von kleineren Hütten, die reinlich und schneeweiß aus den kleinen, saftiggrünen, mit blaßgrünen stachligen Aloën eingefaßten Gärten hervorschimmern. Hie und da erhebt sich ein einzeln liegendes größeres Landhaus oder ein Kloster über diese Hütten oder ein Büschel Palmen, eine Reihe hoher, dunkler Cypressen über das gleichförmige, gleichhohe Grün der Ebene.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß dieß Alles kein eigentlich malerisches Ganzes bilden kann, und das um so weniger, da es dem Bild ganz an Wasser fehlt. Das Meer nimmt zwar die ganze östliche Hälfte des Gesichtskreises ein, aber es ist durch den geraden Strich einer sandigen Küste begränzt und trägt nicht

zur Belebung der andern Hälfte bei; dieser aber, obgleich ein bedeutender Fluß sie durchströmt, fehlt es — einige Wochen im Winter ausgenommen — fast ganz an Wasser zu allen landschaftlichen Behufen, eben weil dasselbe ausschließlich andern Zwecken zugewendet wird. Die ganze unglaubliche Fruchtbarkeit der Ebene von Valencia, die ihr mit so vielem Rechte den Namen Huerta (Garten) erworben hat, hängt nämlich von dem künstlichen Bewässerungssysteme ab, wodurch das Wasser des Guadalaviar in einem Netze von Kanälen (acequias) und kleinen Gräben über die ganze Ebene verbreitet und bis zu jedem einzelnen Beete der unzähligen Gärten geleitet wird, von denen jeder, betrüge er auch kaum anderthalb Morgen, zu dem Unterhalte einer Familie hinreicht. Diese arabischen Wasserleitungen, welche das Wasser zuführen, sind gemauerte Kanäle, laufen oft zwei- oder dreifach über einander und sind in ihrem Fall und ihrer Aufstauung so richtig berechnet, daß tausend Jahre in dem Gebrauch keine Aenderung erzeugten.

Solcher Aderlässe — im Spanischen bedient man sich des Ausdrucks sangrar und sangria in dieser Bedeutung — muß der Guadalaviar auf seinem ganzen Laufe von etwa fünfundzwanzig Leguas nicht weniger als dreißig erleiden, von denen jedoch nur die acht letzten und bedeutendsten der Huerta von Valencia zu Gute kommen. — Kein Wunder also, daß der arme Strom in der heißen Jahreszeit kaum Kräfte genug behält, um einige Tropfen Wasser bis zu seiner Mündung zu tragen. Jene acht Kanäle sind ursprünglich größtentheils das Werk der Araber, allein ihren Nachfolgern, den arragonischen Eroberern, gebührt jedenfalls die Ehre, diese Werke und die zu deren möglichst gemeinsamen und sicheren Benützung erforderlichen gesetzlichen Einrichtungen und Verwaltungsart in ihrer ursprünglichen zweckmäßigen Einfachheit so viele Jahrhunderte hindurch unversehrt erhalten zu haben — ein Verdienst, das überall, besonders aber in Spanien, wo fast alle Einrichtungen von vorne herein dem Verfall geweiht zu sein

scheinen, zu selten ist, als daß eine so erfreuliche Ausnahme nicht hervorgehoben werden müßte.

Durch einen Gnadenbrief des Eroberers von Valencia, König Jayme I. von Arragon von 1239 überließ er seinen Kampfgenossen und den übrigen Ansiedlern aus Arragon als Belohnung ihrer treuen Dienste die Bewässerungsgräben der Huerta als freies Eigenthum: „daß sie das besagte Wasser gebrauchen sollten in der Art wie es von Alters her festgesetzt und gebräuchlich war zur Zeit der Sarazenen.“ Seit der Zeit ist die Verwaltung und Beaufsichtigung der Kanäle, die Vertheilung des Wassers, die Entscheidung aller dabei vorkommenden Streitigkeiten ausschließlich in den Händen der dabei betheiligten Landleute, ohne die geringste Einmischung einer höheren oder Centralbehörde; und vor dem aus Landleuten bestehenden Gerichtshofe, der Cort de la Seo, verschwindet jedes Privilegium, dessen einer der Grundbesitzer in andern Verhältnissen genießen mag, wäre er auch Grande von Spanien.

Die Cort de la Seo, das Wasserschiedsgericht, hielt in frühern Zeiten jeden Donnerstag, und zwar an der Hauptthüre der Kathedrale ihre Sitzungen. Dieser Ort der Zusammenkunft schrieb sich noch aus der Maurenzeit her, wo die maurischen Eroberer von Valencia sich hier einfanden, um alle vorkommenden Streitigkeiten zu schlichten. Dort trafen sich Kläger, Beklagte und Zeugen, und die, welche zuerst kamen, breiteten ihre bunten, wollenen Decken, die ihnen heute noch als Mantel, Stuhl, Bett und zum Staate dienen, im Schatten des tiefen Portals der Kirche aus, die Dinge erwartend, die kommen würden. Die, welche später aus der Huerta oder vom Markt zu Fuß, auf Maulthieren oder Eseln anlangten, wobei nicht selten zwei und drei auf einem Thier anritten, mußten sich schon bequemen, auf der sonnbeglänzten Plaza Major gegenüber der Kirchthüre zu warten, denn die Hauptsache war, diese nicht aus den Augen zu verlieren. Die Meisten dieser wartenden Menge sind bewaffnet, und wenn man sie in ihrer eigenthümlichen Kleidung, mit den bunten, turbanarti-

gen Kopftüchern da kauern sieht oder auf dem Pferde hängen, über den Hals ihrer Thiere gebeugt, den bunten Mantel wie einen Burnus um die Schultern, so wird man, wie nirgends, an den Orient erinnert.

Mit dem Schlage zehn Uhr tritt in der zahlreichen und bis dahin durch nicht selten in Streit und Schelten ausartendes Gespräch vielfach bewegten und lauten Versammlung eine tiefe Stille ein; die kleinere Pforte in dem großen Thor der Kathedrale öffnet sich und die Richter, vier alte Landleute, ehrwürdig anzuschauen, mit langem, schneeweißem Haar, treten heraus, hinter ihnen in städtischer Kleidung ein Escribano, eine Rolle Papier in der Hand. Auf ihre Stäbe gelehnt, murmeln sie ein kurzes Gebet, machen dann das Zeichen des Kreuzes, wobei die ganze versammelte Menge ihrem Beispiel folgt, und lassen sich auf einer eigens dazu bestimmten steinernen Bank nieder. Der Escribano setzt sich seitwärts auf einen niedrigen Stein, breitet seine Papiere auf seinen Knien aus, setzt ein kleines Dintenfaß neben sich und sieht nach seiner Feder. Einige Geistliche oder andere ältere und angesehenere Leute, welche die Richter in ihrer Nähe unter dem versammelten Landvolk bemerken, treten halb auf ihre Einladung, halb nach Gewohnheitsrecht hervor und nehmen, jedoch in ziemender Entfernung, ebenfalls unter dem Portal auf der steinernen Bank Platz, ein Paar Kanalaufseher (Celadores) treten heran, um als Gerichtsdiener der Befehle des Gerichts gewärtig zu sein, und auf einen Wink des ältesten Richters ruft der erste Celador mit lauter Stimme: „Die Cort de la Seo dieses Tages ist eröffnet, in Gottes Namen, Amen!“ und die Verhandlungen beginnen.

Die streitenden Parteien, oder solche, gegen die von Seiten der Celadores Klage erhoben wird, sowie auch die Zeugen werden aufgerufen, treten unter das Portal vor, um auf die Fragen der Richter zu antworten oder ihre Rechtfertigung vorzubringen, dann erfolgt nach kurzer, leiser Berathung der vier Richter das Urtheil, selten auf geschriebene Verordnungen, meistens auf Herkommen

oder Billigkeit gegründet; der Escribano hat, sehr gegen seine Neigung und den Gebrauch oder Mißbrauch, der bei anderen Gerichten herrscht, nichts bei der ganzen Sache zu thun, als das Urtheil aufzuschreiben und zu beglaubigen. Kosten sind bei dem ganzen Verfahren keine, denn auch für den Escribano selbst ist dieß Geschäft eine Ehrensache, die ihm freilich eben dadurch wieder anderweitigen Vortheil bringt, als Veranlassung oder als Beweis des Vertrauens der Landleute.

Ist das Urtheil gefällt, welches entweder bei Beeinträchtigungen des Nachbars diese aufhebt, sonst aber eine Geldstrafe auferlegt, so wird ein Termin gesetzt, bis wann dem Urtheilspruch Genüge geschehen muß, und bis dahin ist der Celador angewiesen, keinen Tropfen Wasser auf die Felder des Verurtheilten laufen zu lassen. Dieser kräftige Zwang veranlaßt Jeden, dem schiedsrichterlichen Spruch so bald als möglich nachzukommen.

Nachdem wir uns droben auf dem Thurme lange in der herrlichen Gegend umgeschaut, auch mit etwas besorgter Miene die mit Schnee bedeckten Berge betrachtet, die in der Gegend von Cuenca liegen, und über welche uns der Weg nach Madrid führt, stiegen wir wieder herab und traten in die Kirche, die heute, einem Sonntage, mit Andächtigen angefüllt war.

Das Innere der Kathedrale mit drei Hauptschiffen, wovon das mittlere ganz durch die Silleria del coro eingenommen ist, hat von ihren alten Einzelheiten mit Ausnahme des wunderschönen Kuppelaufsatzes, dessen zahlreiche gothische Fenster eine reiche farbige Lichtmenge auf den Hochaltar herabsenden, Nichts mehr erhalten, Alles hat einem Umbau aus der Zeit der Renaissance weichen müssen, der, obwohl von geschickter Hand geleitet, doch durch die etwas gedrückten Verhältnisse den alten gothischen Bau zurückwünschen läßt, aber reich an guten Gemälden, prachtvoll in den Marmorn der Pfeiler, Altäre, Mosaiken der Böden, Metallgeländern, Bronzen und Vergoldungen macht das Innere nichtsdestoweniger einen imposanten Eindruck, den eine Masse außen

herumliegender Kapellen und auch solcher, die zum Theil in der Mauerdicke zwischen Mittel- und Seitenschiff im Rücken der Chorstühle angebracht sind, kräftig unterstützt. Der neue Kapitelsaal ist sehr unbedeutend und von nüchterner moderner Architektur, dafür aber der alte ein wahres Kleinod; ganz unversehrt erhalten, herrlich schlank und wunderschön gewölbt ist er mir das Liebste an der ganzen Kathedrale, der Altar nimmt mit seinem Retabel eine der Wände ein, die nicht übertüncht die bloße Steinfarbe zeigen, gleich wie die Steingewölbe; die vielen Heiligenfiguren des Altars auf Goldgrund unter ihren überreichen Baldachinen, die schöne Farbe der alten Holzschnitzereien, die Meisterhaftigkeit der Steinsculpturen sind von unvergleichlich wohlthuender Wechselwirkung, und das gebrochene Licht in diesem hehren Raum erhöhet den heiligen Schauer, mit dem man jedesmal aufs Neue denselben betritt. An den Wänden befinden sich mitunter sehr schöne Brustbilder der Erzbischöfe von Valencia. Zwei ungeheure Ketten, die ebenfalls hier aufgehängt sind, erregten unsere Aufmerksamkeit, und ein freundlicher Geistlicher, den wir darum fragten, gab uns zur Antwort, sie seien eine Trophäe von dem Hafen von Marseille.

Das Innere einer spanischen Kirche zur Zeit des Gottesdienstes ist eines der lebendigsten Bilder, die man sehen kann. Durch die bunten Glasscheiben dringt spärliches Licht herein und verdunkelt zu gleicher Zeit mit dem Qualme des Weihrauchs den ohnehin schattenreichen Raum zwischen den dicken Mauern und Pfeilern. Die Kerzen am Altar brennen dunkelroth und werfen blitzende Streiflichter auf die reichgestickten Gewänder der fungirenden Geistlichkeit. Im Kirchenschiffe steht die Menge dicht gedrängt; die Männer, in ihrer mannigfaltigen bunten Tracht, so auffallend zwischen den Weibern, die in dunkler Basquina und meistens schwarzer Mantille erscheinen; unter letzterer hervor glänzen nun freilich wieder die blendend weißen Gesichter mit den blitzenden Augen; und die zahllosen vergoldeten Fächer, die man überall sieht und die in immerwährender Bewegung

sind, erfüllen den dunkeln Raum mit einem wahren Sprühregen von Lichtgefunkel. Ueber die Menschenmenge hin brausen die Töne der gewaltigen Orgel, und wenn nun das Glöcklein ertönt und Alles andächtig auf die Kniee sinkt, so hören wir einen herrlichen Choral, wahrhaft ergreifend von vielen Baßstimmen vorgetragen.

Nach der Messe bildet sich hier in Valencia die ganze Gemeinde zu einer Prozession, die dem Sanctuarium folgend in allen Räumen der Kirche umherwandelt. Die nicht fungirende Geistlichkeit, die ebenfalls mitzieht, trägt hier eigenthümlicher Weise schwarzseidene Mäntel mit Roth ausgeschlagen.

Zwei Wesen, von denen wir oft gelesen und gehört, die aber ihrem ursprünglichen Charakter gemäß wohl fast ganz verschwunden sind, sieht man hier beim Ausgang aus der Kirche noch in leisen Nachklängen: die weltbekannte und berüchtigte Duenna und den Escudero. Sobald die letzten Orgeltöne verklungen sind, entströmt Alles der Kirche und die Männer treten vor derselben zusammen in einzelnen kleinen Gruppen (Corillos), die für das tägliche Leben in Spanien von großer Wichtigkeit sind. Sie ersetzen gewissermaßen die Tagesblätter anderer Länder als Quellen einer allgemeinen Bildung und öffentlichen Meinung. Der weibliche Theil der Familien aber geht ruhig nach Hause; die Mutter, neben ihr zuweilen der Hausvater, meistens aber ein geistlicher Herr aus der nähern Bekanntschaft und vor ihr in absteigender Linie die Töchter, von der aufgeblühten Jungfrau bis zum kleinsten Schwesterchen, das nicht nur in der Kleidung, der dunkeln Basquina, der Mantille und den bunten Schühchen, als fast komisches Ebenbild der Erwachsenen erscheint, sondern auch in der Art, wie sie ihr Gebetbüchlein trägt, den Fächer handhabt und zierlich einherschreitet, in bald feierlicher, bald schalkhafter Miene, je nachdem sie die Augen niederschlägt, oder gelegentlich seitwärts aufblitzen läßt. Hinter der Familie nun, in angemessener Entfernung kommt eines der beiden Wesen, von denen ich oben sprach, bei Wohlhabenden die Duenna oder der Escudero, bei der ärmeren Bürgersfrau oder der Handwerkerin die Haus-

magd oder auch nur der Lehrbursche, welch letzterem es aber nun sehr schwer wird, selbst bei Androhung der härtesten Strafen, ehrbar und anständig hintendrein zu gehen.

Während der Sommerszeit haben die Spaziergänge des schönen Geschlechts mit dem Besuch der Kirche für die heißen Tagesstunden ihr Ende erreicht. Straßen und Plätze sind alsdann wie ausgestorben und erst nach der Siesta zwischen fünf und sechs Uhr Abends fangen die Straßen wieder an, sich zu bevölkern. Dann ist auch große Fahrt auf der Alameda, bei welcher sich die Schönen der Stadt auf recht türkisch, für die äußere Welt unsichtbar, in ihren Tartanen einfinden, und wo nun zwei Reihen dieser verschlossenen, langweiligen Fuhrwerke sich im langsamen Schritt den Corso auf und ab bewegen. Es muß das für die Insitzenden ein eigenthümliches Vergnügen sein, unsere Damen würden keinen Reiz darin finden, in den unbehülflichen Karren gestoßen zu werden und Nichts zu sehen, als den Rücken des eigenen Kutschers und Pferdes oder den Kopf des nachfolgenden. Hat man sich auf diese Art auf der Alameda genug gelangweilt, so kehren die Tartanen, Fußgänger und Reiter nach der Stadt zurück; vor dem Thore steigen die Damen aus und begeben sich nach der Glorieta, einem kleinen reizenden Garten im Innern der Mauern, um hier zu bleiben, bis die späte Mitternachtsstunde oder der Anfang des Theaters die Umherwandelnden von dannen lockt.

Während der Winterszeit ist das begreiflicherweise ganz anders und dann verschmäht die Spanierin ebenfalls nicht den warmen Sonnenschein. Da belebt sich die Glorieta gewöhnlich schon nach dem Nachmittagsgottesdienste. So auch heute, wo wir dem Strom der Kirchgänger folgten, mit dem wir denn auch glücklich auf der Glorieta landeten. Es ist dieß ein runder Platz von Häusern umgeben; ich möchte ihn mit einem der großen englischen Square vergleichen, nur daß wir hier an der prachtvollen Vegetation sehen, wie weit wir schon im Süden vorgerückt sind. Es ist dieß eine kleine Parkanlage, deren geschlungene Wege uns jetzt zu dich-

ten Lorbeerlauben, dann zu süß duftenden Orangenbüschen und später dagegen zu einer der einsam stehenden Marmorstatuen führt. Das Ganze ist von Platanen und Akazien überschattet und mit Kunst und Geschmack angelegt; einzelne Parthien machen einen überraschenden Eindruck, wie eine vortrefflich zusammengestellte Theaterdecoration — ich hoffe, durch diesen Ausdruck nicht mißverstanden zu werden, denn wenn auch die Natur von der Malerei nicht erreicht werden kann, so sieht man dagegen oftmals in der letzteren Zusammenstellungen, die man in der ersteren schwer findet. Es war auf der Glorieta ein Platz, den auch unser vortrefflicher Maler und Reisebegleiter Horschelt zeichnete. Links im Vordergrunde ein Paar arrangirte Bogen von Lorbeer, die sich über einer Fontaine wölbten, rechts schoben sich die Orangenbüsche auseinander und ließen eine einsame Marmorfigur sehen, die unter einem Dome von hochgewölbten Platanenzweigen stand; über Lorbeeren und Platanen hinaus blickte das gelbe trotzig dastehende Stadtthor, in dessen unmittelbarer Nähe jene Glorieta liegt, und neben diesem sah man durch grüne Zweige die den Garten umstehenden blendend weißen Häuser durchschimmern, deren Terrassenkrönung sich dann wieder so prächtig schön, ordentlich glänzend von dem tiefblauen Abendhimmel abhob.

Bei unserem heutigen Diner in der Fonda del Cid fanden wir einen Fremden, den wir schon in Barcelona bemerkt; ein deutscher Herr, der uns dort sehr schweigsam gegenübersaß und mit dem wir nur wenige Worte wechselten. Er war mit dem längst erwarteten Barcino nach Valencia gekommen und wollte wie wir nach Madrid. Doch hatte die große Straße dahin über Cuenca durch den vielen Schnee, der ausnahmsweise in diesem Jahr gefallen war, so sehr gelitten, daß die Posten nie regelmäßig ankamen. Selbst der Courier war am Tage unserer Ankunft um zwölf Stunden zurück, und, wie es hieß, mehreremale in den Schneemassen stecken geblieben. Auch hörten wir von einer Diligence, die seit einigen Tagen fehle, und daran knüpften sich Be-

trachtungen über Gott weiß welche Unglücksfälle, Räubereien u. dgl. Der deutsche Reisende, von dem ich vorhin sprach, ein Herr Heeren aus Hamburg, hatte den Weg von Madrid hieher schon öfters gemacht und schien genau die Schwierigkeiten einer Fahrt zur Winterszeit zu kennen. Wenn man gar nicht durchkommen kann, meinte er, und das kann schon auf eine Zeit von vier Wochen vorkommen, so ist es für den, der nach Madrid muß und Andalusien sehen will, das Beste, den allerdings großen Umweg über Granada zu machen; man hat ja bis Malaga den Dampfer und von Granada nach Madrid sind Straßen und Fahrgelegenheiten sicherer und auch besser eingerichtet.

Dieser Rath schien uns nicht so übel, doch hatte die Ausführung für uns die große Schwierigkeit, daß unsere Reisekasse nicht darauf eingerichtet war — wir hatten nämlich die Absicht gehabt, nur ein paar Tage in Valencia zu bleiben, um dann mit der ersten Diligence, auf der wir gute Plätze erhielten, nach der Hauptstadt zu fahren, wo wir neue Gelder erheben konnten, und dazu reichte unsere Baarschaft gerade hin. In Spanien überflüssige Gelder bei sich zu führen, ist nicht immer rathsam, und der vorsichtige Reisende versieht sich nur mit dem Nothwendigen; dießmal aber waren wir zu vorsichtig gewesen und saßen hier in Valencia fest, ohne sichere Aussicht, bald wieder loskommen zu können; da nämlich, wie ich schon gesagt, Eilwagen und Courier schon seit längerer Zeit sehr unregelmäßig ankamen, so gingen sie auch nicht pünktlich ab und obendrein war schon eine Menge Reisender zur Fahrt vorgemerkt, die schon weit länger als wir gewartet.

Vorderhand saßen wir freilich recht gut aufgehoben im Gasthof des Cid und war es gerade nicht unangenehm, beim flackernden Kaminfeuer und einem Glase vortrefflichen Alicante über die Gefahren der vorhabenden Reise zu sprechen. Horschelt warf dabei die Idee hin, wir sollten es doch unternehmen, die Tour über Cuenca nach Madrid zu Pferde zu machen — ein Vorschlag, der

mir außerordentlich gefiel, der aber von der übrigen Tischgesellschaft als unausführbar verworfen wurde. Ein junger Franzose, der mit dabei war, wollte diese Tour einmal im Frühjahr bei besserer Jahreszeit gemacht haben und erzählte so schreckliche Dinge davon, daß uns unglaublich erschien, wie er nach allem dem überhaupt noch am Leben sei. Auch Herr Heeren rieth uns, einen solchen Entschluß nicht zu fassen: er kenne die Straße genau, und ein solcher Ritt sei namentlich ohne vollkommene Kenntniß der Landessprache nicht zu unternehmen.

Im Laufe des Gespräches erklärten wir unserm vortrefflichen Landsmann, weßhalb es für uns unangenehm sei, hier in Valencia längere Zeit liegen zu müssen, worauf er uns, den ihm fast gänzlich Unbekannten, aufs Freundlichste und Liebenswürdigste seine reiche Kasse zur Verfügung stellte, ein Anerbieten, das in der jetzigen verdorbenen Welt so selten vorkommt, und das wir auch für den nöthigen Fall mit großem Danke annahmen.

Am heutigen Abend waren die meisten Straßen von Valencia belebt und glänzend beleuchtet, weßhalb wir noch einen Gang durch die Stadt machten. Morgen war nämlich der heilige Weihnachtsabend, weßhalb ein großer Markt gehalten wurde, der namentlich von den Landleuten aufs Zahlreichste besucht wurde. Uns erinnerten die auf einem großen Platze aufgeschlagenen Buden mit ihrem Menschengewühl und zahllosen Lichtern so lebhaft an die Heimath; hier wie dort waren Kinderspielwaaren die Hauptsache, alte liebe Bekannte aus Nürnberg, und es war interessant zu sehen, wenn so eine Familie aus der Huerta, Vater, Mutter, auch wohl erwachsene Kinder in ihrem fast orientalischen Kostüm so überrascht lächelnd den geheimnißvollen Mechanismus eines hölzernen Tambours anstaunten, der taktmäßig die Arme hob und dazu den bekannten klimpernden Ton von sich gab, oder wenn sie einen ehrlichen deutschen Hampelmann die bekannten außerordentlichen Sprünge machen ließen. Stark besetzt war dieser Weihnachtsmarkt an Südfrüchten aller Art, an grobem Backwerk und feinen

Zuckerwaaren, in deren Anfertigung es namentlich die Valencianer zu einer großen Fertigkeit gebracht haben. Aecht spanisch erschienen mir die Buden, in welchen ziemlich roh gearbeitete Guitarren und Mandolinen der verschiedensten Größe verkauft wurden. Hier hörte ich denn auch zum erstenmal, seit wir in Spanien reisten, den Klang der Guitarren, begleitet von einem in näselndem Ton vorgetragenem Volksliede, wenn nämlich die Käufer ihre Instrumente versuchten.

Im Allgemeinen war es uns aufgefallen, hier in Spanien, dem schönen Lande des Weins und der Gesänge, wie Mephistopheles zu den Leipzigern Studenten sagt, so wenig Spiel und Gesang zu finden. Wenn man von Italien kommt, ist man darin verwöhnt, und wenn man auch dort keine Volkslieder hört, — die Italiener haben fast gar keine — so vernimmt man dagegen allabendlich auf Straßen und Plätzen, namentlich aber am Ufer des Meeres, z. B. in Genua und Neapel, die beliebtesten Chöre und Arien aus jeder neuen Oper und oft von wahrhaft prachtvollen Stimmen mit einer Fertigkeit vorgetragen, die uns in Erstaunen setzt.

Der Spanier im Norden hat eine rauhe Stimme, aber, wie man sagt, ein feines Ohr für Musik und Gesang, woher es denn wohl kommen mag, daß er seine Stimme so wenig erschallen läßt, und daß man hier oft junge Leute beider Geschlechter gruppenweise zusammensitzen und arbeiten sieht, ohne daß ein Gesang oder ein Lied erschallt. Am Abend des heutigen Weihnachtsmarktes vernahm man aus den engen Straßen, die auf den Platz münden, wo die Buden standen, wohl ein lustiges Getöse, auch Jubeln und Singen, letzteres waren aber mehr kurz abgebrochene Ausrufungen, die Freude bezeichnend über den Klang der Guitarren und Panderos, die spanischen Schellentrommeln, die sich bedeutend hören ließen zwischen dem Knacken der Castañuelas und den eigenthümlichen brummenden und schnaarenden Tönen der Zambomba. Dieses sehr beliebte Kinder-Instrument besteht aus einer kleinen Art

von Trommel, über die statt des Kalbfells eine feuchte Schweinsblase gespannt ist, in deren Mitte man ein Stück Rohr aufrecht festbindet. Sowie nun die Hand an diesem Rohre auf- und abgleitet, entstehen sonderbare, wenn auch nicht gerade sehr musikalische Töne. Mir rief der erste Anblick der Zambomba in Spanien aufs Lebhafteste heimathliche Erinnerungen ins Gedächtniß; auch bei uns am Niederrhein haben die Kinder ein ähnliches Instrument, welches aber „Brummtopf" genannt wird, freilich nicht so wohlklingend wie das spanische „Zambomba." Außer dem Geklimper der Guitarren auf dem Jahrmarkt selbst war ich überrascht, auch noch andere Musik auf dem Weihnachtsmarkt zu hören, die einer Drehorgel nämlich, welche von einem kleinen Manne getragen wurde, dessen abgeschabter und verblichener Anzug ehedem eine französische Uniform gewesen zu sein schien. Daß die Orgel französischen Ursprungs sei, das unterlag keinem Zweifel, oben im Kasten nämlich sah man zwei kleine Figuren, den großen Kaiser, sowie eine Dame, die Kaiserin Marie Louise, die von einander wehmüthigen Abschied zu nehmen schienen, denn jetzt hoben Beide die Hände in die Höhe und dann wandte Napoleon mit einem Ruck den Kopf auf die Seite; dazu spielte die Orgel eigentlich höchst unpassend die Marseillaise und das Lied der Girondisten mit seinem schönen Refrain:

„Mourir pour la patrie."

Die Spanier schienen übrigens von dieser Orgelmusik wenig Notiz zu nehmen, und der arme Franzose war sehr überrascht und dankbar, als wir ihm ein Paar kleine Silbermünzen in die Hand schoben.

Auf einem unserer Spaziergänge am andern Tage trafen wir auf eine kleine, ziemlich versteckt liegende Kirche, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, weil sich vor dem Portal ein großer Haufen Volks befand und weil in den benachbarten Gassen lange Reihen schwarzbrauner Tartanen standen, Kutscher und Bediente in tiefer Trauer, und an deren Spitze ein mit weißen Rosen

geschmückter Leichenwagen. Wir versuchten es, durch die Menschenmenge zu dringen und das Kirchenportal zu erreichen, was uns auch gelang, denn die Spanier, unbedingt das höflichste Volk der ganzen Welt, machten bereitwilligst Platz, da sie wohl sahen, daß wir Fremde waren. An dem Portale stand ein Kirchendiener, der uns mit einer freundlichen Handbewegung einlud, näher zu treten und einen schweren Thürvorhang aufhob. Wir traten in die Kirche, blieben aber aufs Höchste überrascht auf der Schwelle stehen. Es wurde hier ein Traueramt gehalten; das Schiff der Kirche sowie Seitengänge und Chor waren mit schwarzem Tuche ausgeschlagen; auf dem letztern, welches etwas erhöht war, befand sich ein zahlreiches Orchester und ein starker Sängerchor, welche ein Requiem aufführten, dessen ergreifende traurige Klänge tief zu Herzen drangen. Zuweilen setzte die Orgel mit gewaltigen Accorden ein und dann fiel ein unsichtbarer Sängerchor droben klagend ein. In dem Schiffe aber befanden sich Hunderte der größten und stärksten Wachskerzen, die einen Sarkophag zu umgeben schienen, deutlich konnten wir das auf unserem Platze an der Thüre nicht sehen, denn der Glanz der unzähligen Lichter und der Qualm, der über sie emporstieg, blendete unser Auge und ließ die Blicke nicht durchdringen. Auch jetzt waren die Zuschauer so freundlich uns langsam vorzuschieben, so daß ich endlich ganz in die Nähe des Sarkophages kam, trat aber fast erschreckt einen Schritt zurück, — — denn so dicht vor mir, daß ich sie mit der Hand erreichen konnte, erhob sich eine Erhöhung, ein Lager mit reichen schwarz sammtenen Decken überhängt, deren silberne Fransen auf den Boden reichten, und auf diesem Lager ruhte ein junges, wunderschönes todtes Mädchen. Ihr Gesicht war wie von weißem Wachs, die Augen geschlossen und die langen schwarzen Wimpern so ruhig gesenkt, daß man hätte glauben sollen, sie schlafe nur. Auch von den feinen Lippen hatte die Hand des Todes noch nicht die frische Röthe weggestreift. Wie man uns sagte, gehörte die Verstorbene einer der ersten Familien Valencias an, war 16 Jahre alt geworden und

als Braut gestorben. Ihr reiches schwarzes Haar trug auch den Myrthenkranz und einen langen Schleier, der um ihren Körper herumfloß und den sie auf der Brust zwischen den zusammengefalteten Händen hielt. Die ganze Feierlichkeit war ergreifend und wir verließen so tiefbewegt die Kirche, als hätten wir es gekannt, das arme Mädchen, welches in Fülle der Jugend, des Glückes und der Schönheit so unerbittlich dahin gerafft wurde. An der Thüre warf ich noch einen Blick zurück, und sah es noch einmal, das schöne Gesicht der Todten. Lichterglanz und Rauch bildeten einen Baldachin über ihrem Haupte und der letztere ward oben angestrahlt von einem Streiflicht der Sonne, welches durch ein unverhülltes Fenster drang und den obern Theil der dunklen Kirche so mit glänzendem Lichte erfüllte, daß ein Paar goldene Engelsfiguren über der Kanzel in dem wehenden Rauche und dem hellen Schein wie lebend erschienen und sich herabbeugten über das schöne Gesicht der armen Gestorbenen.

Diese Art, die Todten in der Kirche auszustellen, ist in Valencia allgemein gebräuchlich und man kann fast keine Kirche betreten, ohne nicht oft auf abschreckende Weise an die Sterblichkeit erinnert zu werden.

Schon seit mehreren Tagen hatten wir dem kleinen Dorfe Grao, der Rhede von Valencia — einen Hafen kann man sie nicht nennen — unsern Besuch zugesagt. Mit der Eisenbahn fährt man in ein Paar Minuten dahin, doch ist das Warten auf die Abfahrt über die bestimmte Zeit hinaus etwas unangenehm. Mir schien es fast wie ein Omnibus, wo es erst losgeht, wenn alle Plätze besetzt sind. Die Wagen dieser Eisenbahn, meistens in Norddeutschland erbaut, sind auch fast wie die dortigen eingerichtet und recht elegant. Endlich wurde mit einem großen Aufwand von Lärmen der Angestellten und Pfeifen der Locomotive das Zeichen zur Abfahrt gegeben und dann brausten wir dahin, um in viel weniger als $^1/_4$ Stunde wieder anzuhalten, da wir Grao erreicht hatten. Es ist dies ein gänzlich unbedeutendes Dorf, dessen Häuser,

eine einzige ordentliche Straße bildend, zusammengedrängt liegen am Landungsplatz der weiten Meeresbucht, welche die Rhede von Valencia vorstellt. Von einem eigentlichen Hafen ist nichts vorhanden, und deßhalb auch der Molo, den wir vor uns sehen, ohne allen Nutzen. Die schwächste Seebrise regt die Wellen zunächst dem Landungsplatze heftig auf und macht das Anlegen selbst von kleineren Fahrzeugen meistens unbequem und häufig sehr gefährlich. Fast die Hälfte des Jahres über ist das Landen in kleineren Schiffen fast unmöglich, und da man dasselbe oft erzwingen will und muß, so fallen häufig Unglücksfälle vor. Die Dampfer und andere Seeschiffe ankern fast eine Stunde von Grao, und Passagiere, Effekten und Wagen müssen in kleinen Booten ans Ufer geschafft werden.

Den Rückweg nach Valencia machten wir zu Fuß. Man hat eine kleine halbe Stunde bis zum Thore der Stadt zu gehen. Die Fahrstraße, welche nie besonders gut sein soll, war nach dem Regen der vorigen Woche in sehr erbärmlichem Zustande; doch befinden sich auf beiden Seiten der sehr schönen vierfachen Alleen trockene Wege für die Fußgänger. Rechts und links hatten wir zuweilen schöne Aussichten auf die anstoßenden Gärten und die Huerta, deren Landhäuser, ich verstehe darunter die Wohnungen der gewöhnlichen Bauern, außerordentlich malerisch sind. Von der Straße sind die Grundstücke meistens geschieden durch einen Graben und eine undurchdringliche Hecke der gewaltigsten Aloen, deren eigenthümliche, starre, hellgrüne Blätter, mit scharfen Spitzen versehen, als trotzige Wächter die unbefugt Eindringenden mit schmerzlichen, ja giftigen Wunden zurückweisen; dabei ist aber hie und da eine so freundlich, einen riesenhaften 30 bis 40 Fuß hohen Blüthenschaft emporzutreiben, dessen weit ausgestreckte Zweige mit den rothgelben Blüthenbüschen von zahllosen Bienen und Schmetterlingen umschwärmt sind. Ueber den vorhin erwähnten Graben führt ein Steg und durch eine steinerne, von Epheu umrankte Pforte, gewöhnlich mit einem Kreuze oder Marien-

bilde geschmückt, tritt man in eine schattige kühle Rebenlaube, deren vom leichten Luftzuge schwach erzitternde Blätter im Herbst so dicht über einander liegen, daß nur hie und da ein blitzender Sonnenstrahl durchdringen kann, so daß es fast den Trauben, die von ungewöhnlicher Größe sind, mühsam wird, sich durchzubrechen. Am andern Ende dieser Rebenlaube — es ist eigentlich nur ein dunkler Laubgang — glänzt die weiße Wand des kleinen Häuschens uns entgegen, dessen Thüre offen steht und uns einen Blick in das reinliche Innere erlaubt. Die Wände sind hier von gestampftem Lehm, haben aber durch einen weißen Anwurf, der beständig erneuert wird, ein frisches, freundliches Aussehen. Meistens ist das Haus mit einer Terrasse bedeckt, sonst aber mit einem spitzen Dache, das aus leichten Rohrstäben besteht. Wie überall in Spanien nimmt die Küche den größten Theil des Raumes für sich in Anspruch, doch ist diese zu gleicher Zeit Wohnstube für Alle und Schlafstube für die Männer. Fenster gibt es hier nicht und das Licht dringt durch die offene Thüre herein; das Herdfeuer brennt auf einer Steinplatte am Boden und ebenso einfach sind auch alle übrigen Einrichtungen. Auf einem Paar Brettern, die an der Wand angebracht sind, befindet sich das meistens aus rothem oder gelbem Thon bestehende Küchengeschirr; die Formen desselben sind überaus zierlich und weisen noch auf die Zeit der Araber, zuweilen sogar auf die der Römer zurück. In einer Ecke befindet sich für das heiße spanische Klima unentbehrliches Geräthe, ein Wasserkrug von meistens 4 Fuß Höhe, der außerdem noch 2 Fuß tief im Boden steckt und mit einem hölzernen Gerüst umgeben ist, auf dem sich eine Menge Trinkgeschirr in den verschiedensten Größen befindet, die den alten Wasserkrug umgeben, wie Kinder und Enkel das Haupt der Familie. Ein gewöhnlicher Tisch mit ein Paar kleinen Schemeln machen den übrigen Hausrath aus. In der anstoßenden kleinen Kammer finden sich Kisten und Truhen, worin das Eigenthum der Familie verwahrt wird, sowie ein Paar Betten für Frau und Töchter; neben dem Häuschen ist ein leichtes Wetterdach, wo

Maulthier oder Esel zugleich mit dem Acker- und Gartengeräthe untergebracht sind.

Ehe man von dieser Wohnung, Choza genannt, die Felder betritt, kommt man gewöhnlich noch durch ein kleines Gärtchen, wo ein schattiges Gebüsch von Granat- und Feigenbäumen, Orangen und Limonen, über welche sich oft ein Paar schlanke Palmen erheben, ein reizendes Plätzchen bilden, auf welchem sich die Familie nach Sonnenuntergang zu versammeln pflegt. In ganz Spanien gleicht übrigens eines dieser Bauernhäuser dem andern, weßhalb ich mir erlaubte, ein solches einmal ausführlicher zu beschreiben.

Die unmittelbar an die Straße von Grao nach Valencia stoßenden Häuser waren indessen minder malerisch und glichen öfters aufs Genaueste unsern deutschen Bauernhäusern. Die Bewohner derselben schienen heute ein eigenthümliches Treibjagen auf Vögel zu halten, denn auf jedem Grundstück standen hier ein Paar Männer, die, ohne sich gerade viel darum zu bekümmern, welche Richtung ihre Schrotkörner nahmen, auf kleine unschuldige Vögel knallten, die ängstlich zwischen den Hecken und Bäumen emporflatterten.

Da wir den heiligen Abend vor uns hatten und ihn so gut als möglich nach der schönen Weise der Heimath feiern wollten, so brauchten wir ein Bäumchen um die Lichter aufzustecken. Weil aber hier in Spanien an eine kleine Tanne nicht zu denken war, so versuchten wir, uns ein Paar tüchtige Olivenzweige zu verschaffen, zu welchem Zwecke sich unser Baumeister auf ein benachbartes Feld begab, um einen Raub auszuführen. Als Sprachkundiger hatte er sich dazu erboten; denn er war der Einzige, der sich im Fall der Ueberraschung mit dem betreffenden Bauern verständigen konnte. Natürlich deckten wir seinen Rückzug und als unser Felddiebstahl gelungen und wir einige schöne Zweige erbeutet hatten, mußte sie der große Horschelt unter seinen Mantel nehmen und so brachten wir sie glücklich nach Hause.

Die Bescherung hatten wir so angeordnet, daß Jeder dem

Andern eine Kleinigkeit kaufen und ein Bäumchen für ihn herrichten mußte. Darüber hatten wir das Loos gezogen und so konnte Keiner wissen, von wem seine Bescherung herkam. Der Lohnbediente der Fonda del Cid, der uns Lichter und Zuckerwerk verschafft, sah unserm Treiben mit großen Augen zu und hatte bald darauf im ganzen Hause verkündigt, daß die vier Deutschen zum heiligen Christabend eine ganz absonderliche Feier veranstalteten, was uns später sämmtliche neugierige Kellner, Wirth und Wirthin und ein Paar der spanischen Gäste vor unsere Thüre zog, die alsdann mit großen Augen und sehr erstaunten Blicken unsere strahlenden Weihnachtsbäumchen betrachteten.

Auf dem Tische hatte Jeder von uns für seine Lieben zu Hause, die gewiß auch in dem gleichen Augenblick an uns dachten, brennende Lichtchen aufgestellt mit dem Namen derselben versehen; die wollten wir auf der ganzen Reise mit uns führen, hoffend, sie nach erfolgter glücklicher Rückkunft im Kreise der Unsrigen noch einmal anzünden zu können. Obgleich uns die erhaltenen kleinen Geschenke recht viel Spaß machten, war doch unser Fest kein außerordentlich vergnügtes zu nennen, denn Jeder von uns beschäftigte sich mehr oder minder mit lieben Erinnerungen an ähnliche Abende in der Heimath, und als die vier Bäumchen noch recht helle brannten, fand es sich, daß sich Jeder von uns in einen besondern Winkel des Zimmers zurückgezogen hatte, und dort seinen ernsten Gedanken nachhing. Erst, als die Kerzen ausgelöscht waren, die Bäume weggeräumt, und wir bei einem Glase Punsch um den Tisch vereinigt saßen, kehrte die frühere Heiterkeit wieder zurück. Die Wachslichter, mit den verschiedenen Namen versehen, wurden sorgfältig in Papier verpackt, und obgleich man einer Schilderung nicht vorgreifen sollte, will ich doch hier gestehen, daß ich so glücklich war, meine Lichtchen vor meinen Lieben wieder anzünden zu können, und daß meine beiden Buben dieselben außerordentlich erfreut mit großen glänzenden Augen betrachteten; besonders als ich ihnen dabei erzählt, daß sie an einem Olivenzweige gebrannt, an einem

Baume, von dem das gute Oel herkomme, und daß ich sie weit, weit über das Meer herüber von Valencia mitgebracht, einer alten, berühmten spanischen Stadt, welche die wilden Araber häufig angegriffen und die vertheidigt wurde von einem tapfern christlichen Ritter, von Cid dem Campeador, der nach seinem Tode noch die Araber besiegte; denn als er schon gestorben war, setzten sie ihn in voller Rüstung auf sein getreues Roß, gaben ihm sein Schwert in die Hand, bei welchem Anblick die Mauren erschreckt davon flohen.

Also siegt' auch nach dem Tode,
Weil San Jago ihm voranging,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum: alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermste wurde reich.

Elftes Kapitel.

Ein Ritt durch die Mancha.

Der Winter in Spanien. Bei den Zigeunern. Orangengärten. Alcira. Ein spanischer Kollege. Palmenwälder und Schnee. Albacete. Eine musikalische Soirée. Abenteuer in der Neujahrsnacht. Das Haus des Don Jose. Vom Wagen auf den Karren. Ein unfreiwilliger Aufenthalt. Spaziergänge in Spanien. Don Quixote. Ein Maulthiertreiberball. Villarroblebo. Spanische Eisenbahnbauten. Campo critana. Regenwetter und schlechter Weg. Tembleque.

Wenn einmal bei uns in Deutschland ein etwas harter Winter eintritt, so hemmen die gewaltigen Schneemassen, welche dieser gewöhnlich mit sich führt, wohl hier und da auf einige Tage die Communication, meistens aber auch dieß nur in abgelegenen Gegenden, wogegen in den Hauptstraßen gleich eine Unzahl Hände beschäftigt sind, die Schaufeln zu handhaben und den Bahnschlitten zu dirigiren.

Nicht so in Spanien. Ich bin fest überzeugt, daß bei uns in dem harten Winter von 1853 bis 1854 andere Schneemassen als dort hingeworfen wurden, ohne daß man gerade viel Aufhebens davon machte; aber schon bei unserer Ankunft in Valencia, als wir uns am ersten Abend während des Diners nach der Straße von Madrid erkundigten, machten sämmtliche Anwesende bedenkliche Gesichter, zogen die Augenbrauen in die Höhe und meinten:

es ist Schnee gefallen. — Und was weiter? dachte ich, wir sind ja in Spanien; der schmilzt über Nacht. Aber er schien in den Bergen, die zwischen uns und der spanischen Hauptstadt lagen, nicht schmelzen zu wollen. Anfänglich beachteten wir es nicht besonders, daß die Eilwägen fünf, sechs, zwölf Stunden zu spät kamen; als aber eines Morgens der Kellner, während er uns ein bescheidenes Frühstück servirte, grinsend und mit einiger Schadenfreude erzählte, die Diligence von vorgestern sei noch nicht angekommen, und der Courier mit Mayoral, Passagieren und Postpaketen fehle seit vier Tagen, fingen wir doch an, etwas besorgt zu werden, und ließen von dem hierzu sehr bereitwilligen Kellner uns alles berichten, was er von glücklich durchgekommenen Passagieren gehört oder vielleicht schaudernd selbst erfunden.

Die königliche Hauptstraße von hier nach Madrid ist, wie die meisten in Spanien, nur dann mit einem einiger Maßen behaglichen Gefühle zu befahren, wenn die glühende Sonne alle Unebenheiten verglichen, die Erhöhungen zu Staub verbrannt und die kleinen Gruben ausgefüllt. Hat es aber ein paar Tage lang geregnet, so fährt man bei Weitem sicherer und auch ungleich angenehmer auf einem geackerten Felde, als auf einer hiesigen Chaussee. Zwischen Valencia und Madrid befindet sich aber ein Stück Weges, das durch einen Wald führt, wo die Sonnenstrahlen nicht so recht hindringen können, in der Gegend von Cuenca. Hier ist die Straße selbst im Sommer scheußlich, im Winter aber bei Regen oder gar bei Schnee, wie jetzt der Fall war, gänzlich unfahrbar. Seit vier Tagen — oder seit sechs, meinte nachdenklich der Kellner — habe man keine Spur mehr von dem königlichen Courier. Bauern, die von dorther gekommen, die aber ebenfalls in den Schneemassen den Weg verloren hätten, wollten ihn vorgestern Nachts in der Entfernung gehört, das heißt, das Klingeln der Maulthierglocken, so wie den Schein der Wagenlaternen bemerkt haben. Ein Zigeuner, welcher mit Lebensgefahr durchgeritten, wollte ihn sogar gesehen haben, mit zwanzig Thieren

bespannt, wie er den Schnee und Schlamm wie ein Bahnschlitten vor sich her gedrückt habe.

An Uebertreibungen von dergleichen Art gewohnt, gingen wir an die Quelle, zur Post, und verlangten Plätze nach Madrid. Da der königliche Courier, ein kleines Coupé, nur zwei Sitze hat, so beschloß unser Reisegefährte, Baumeister Leins, einen Tag vor uns abzureisen; wir wurden auch ohne Weiteres eingeschrieben, nur sprach der Postsecretär achselzuckend von einigen Verspätungen, ohne sich auf Genaueres einzulassen. Zwei andere Reisende aber, die auf heute eingeschrieben waren, hatten sich ihr Geld zurückerstatten lassen, da weder ein Courier angekommen noch abgegangen war; kurz, uns erging es gerade so. Den anderen Tag erhielt L. seine Einlage wieder, den darauf folgenden H. und ich. Die Couriere und Passagiere kamen aber gar nicht mehr an; es mußte irgendwo eine artige Anzahl im Schlamme und Schnee stecken; die Briefpakete brachte ein Reitender, und um die Correspondenz von hier nach Madrid fortzuschaffen, richtete man das frühere Verbindungsmittel wieder ein — einen einfachen Karren mit zwei tüchtigen Maulthieren bespannt —, und als wir eines Tages dieses Fuhrwerk ziemlich betrübt anschauten, sagte der Mayoral — derselbe hatte ein Gesicht wie eine alte, sehr gebrauchte Lederhose —: „Hol der Teufel die neuen Equipagen auf diesem Wege während der Winterzeit! Mit so einem Karren komme ich überall durch." Und er hatte wohl Recht. Aber wenn man sah, wie diese Maschine schon in den Straßen von Valencia auf und ab flog, so konnte einem alle Lust zu einer weiteren Tour mit derselben vergehen.

So waren wir ziemlich rathlos in Valencia, und wurden es noch mehr, als wir eines Tages einen Reisenden sprachen, der nach fünftägiger Fahrt endlich von Madrid hier angekommen war und der unterwegs mehr Packträger und sogar Zugthier, als Passagier gewesen war. Um weiter zu kommen, blieb uns allerdings das Meer; wir konnten hier über Cartagena und Almeria nach

Malaga, und von dort zu Lande nach Granada fahren und dann über Jaen, Baylen nach Madrid gelangen. Doch hätten wir alsdann, um später nach dem Süden zurückzukehren, nochmals denselben Weg machen müssen. Endlich konnten wir am Ende doch noch unsern projectirten Ritt nach Madrid ausführen, und ich muß gestehen, diese Idee fand bei uns den meisten Anklang. Ein freundlicher Rathgeber und Führer hier in Valencia, ein württembergischer Bierbrauer, den wir aufgesucht und liebgewonnen, meinte, das ließe sich allenfalls machen; im Sommer habe er selbst diese Strecke schon zu Pferde zurückgelegt.

Sogleich gingen wir daran, einen Pferdevermiether aufzusuchen, fanden auch mehrere dieser Leute, ohne aber unseren Zweck zu erreichen; Niemand hatte Lust in dieser Jahreszeit Menschen und Thiere aufs Spiel zu setzen, und wenn wir hörten, wie an der Wirthstafel über unseren Entschluß gesprochen wurde, so konnte man es den Leuten nicht übel nehmen. Uns selbst aber rieth man auch davon ab. „Finden Sie Jemanden," sagte ein kleiner Franzose, der ebenfalls hier festsaß, „so nehmen Sie sich vor den Valenciern in Acht; diese Kerle gehen mit Ihnen in Alles hinein, sie werden Sie auch wahrscheinlich nicht im Stiche lassen, aber sich eben so wenig etwas daraus machen, irgendwo im Schnee zu versinken und Leben oder wenigstens Gesundheit aufs Spiel zu setzen." Dagegen hatte ein solcher Ritt in unserer Einbildung außerordentlich viel Schönes für sich: wilde Gegenden, einsame Nachtlager an flackernden Feuern, Abenteuer aller Art, vielleicht sogar Räuber. Genug, wir beschlossen noch einen Versuch zu machen, bei den Gitanos Pferde und Leute zu erhalten, — verwegene Gesellen, die gern etwas verdienen und nicht lange überlegen.

Der Bierbrauer führte uns denn auch Abends in das Stadtviertel Valencias, wo die Zigeuner hausen, zu ihrem Hauptmanne, um sich mit ihm über unsere Angelegenheit zu besprechen. Er wohnte in einem alten, ziemlich verdächtig aussehenden Hause; ein dunkler Eingang führte uns auf einen Vorplatz, der mit einer

Scheune viel Aehnlichkeit hatte; hier brannte ein hell loderndes Feuer, um welches eine Menge phantastisch genug aussehender Gestalten saß: junge Bursche und alte Männer in ihrer eigenthümlichen Tracht: ziemlich engen Hosen und einer farbigen, verschnürten Jacke, den Gürtel, in welchem das große Messer stak, um den Leib, und einen buntfarbenen Lappen um den Kopf gedreht; junge, stark gebräunte Mädchen und Weiber mit schwarzen, glänzenden Haaren und blitzenden Augen, die meisten in ein angenehmes Nichtsthun versunken. Ein paar rauchten, andere beschäftigten sich mit einem Brettspiel; von den Weibern kochten einige irgend ein Abendessen in einem großen Kessel, eine andere lehnte nachlässig an dem Pfeiler, leicht auf einen Tamburin schlagend, wozu ein junges Mädchen mit den Castagnetten knackte.

Unser Eintritt erregte keine besondere Aufmerksamkeit; nur hier und dort wandte sich ein dunkles Auge gegen uns, und auf die Frage nach dem Herrn erhob sich langsam und bedächtig einer der jungen Bursche und ging uns voran durch den dunklen Vorplatz nach der hölzernen Treppe, welche in das obere Haus führte. Von dort aus machte sich die Gruppe um das Feuer wahrhaft malerisch und schön; von der Gluth waren die dunkeln Gesichter röthlich angestrahlt, die Flammen spiegelten sich auf den Schaften und Messingzierrathen einiger Gewehre, die hier und da an den Pfosten lehnten, und beleuchteten alterthümlichen Hausrath, so wie verschiedene Thierfelle, die von der Decke herabhingen.

Der Chef der Gitanos, welcher sich oben in einer Stube mit sehr kahlen Wänden befand, saß vor einem Brassero voll glühender Kohlen, auf welchen er die Füße gestellt, und machte bedächtig seine Papiercigarren; eine Frau neben ihm schürte in der Gluth, und ein junges, sehr hübsches Mädchen ließ bei unserem Erscheinen die Guitarre, mit der es beschäftigt zu sein schien, in den Schooß sinken. Als nun der Capitän unseren Wunsch vernommen, schlürfte er einen tiefen Zug aus seiner Papiercigarre, schluckte den Dampf, um ihn dann während des Sprechens wieder

emporqualmen zu lassen. Doch war seine Antwort sehr untröstlich für uns; Pferde und Leute, meinte er, seien wohl genug da, doch rathe er uns von unserem Unternehmen ab; denn er kenne den Weg, und einer seiner besten Leute mit dem tüchtigsten Maulthiere sei gestern von Cuenca zurückgekehrt und nur durch ein Wunder durchgekommen.

Auf diesen Bescheid hin verließen wir ziemlich niedergeschlagen die Zigeunerherberge, und da wir, in unseren Gasthof zurückgekehrt, erfuhren, der Dampfer Tharsis werde in ein paar Tagen erwartet, um nach Malaga zu fahren, so beschlossen wir, unsere ganze Reiseroute zu ändern.

Herr Heeren, der liebenswürdige Gesellschafter und Freund in der Noth, ersuchte mich aber, noch keine Plätze auf dem Tharsis zu nehmen, indem es noch eine ältere und in jetziger Jahreszeit bessere Route über San Felipe, Albacete und Ocanna gäbe, die er selbst benutzen wolle und wo wir uns ihm anschließen könnten; er werde sich morgen erkundigen lassen, ob die Deligencen dort ziemlich regelmäßig einträfen.

Die Erkundigung des Herrn Heeren fiel nicht unbefriedigend aus; denn aus einer Verspätung von sieben bis acht Stunden machte man sich in Spanien nicht viel. So sahen wir endlich in dieser Reisefinsterniß ein Licht und verließen Valencia am 29. Dezember.

An der Eisenbahn von Valencia nach Madrid, die über Alcira, La Roda und Tembleque führt, arbeitet man schon seit vielen Jahren, und ist die kleine Strecke von Valencia nach Alcira vor noch nicht langer Zeit eröffnet worden; doch hatten heftige Regengüsse in den letzten Monaten einige Dämme und Brücken zerstört, weßhalb die Züge nur bis Algemesi gingen. Wir durchfuhren hier wieder ein prächtiges Stück der Huerta, nur mit einem ganz anderen Charakter als das, durch welches wir gegen Valencia gezogen waren. Dort war sie noch von Bergen begränzt, meistens Gemüse- und Fruchtland und mit wenigen Dörfern besetzt; hier aber war sie weit und flach, hatte Wiesen, Oliven-

pflanzungen, aus denen in allen Richtungen zierliche Kirchthürme hervorsahen, und vor allen Dingen die prächtigsten Orangengärten, die wir seit unserem Eintritt in Spanien erblickt. Schöner erinnerte ich mich nur dieselben seiner Zeit in Jaffa gesehen zu haben. Die Eisenbahn war mitten durch sie hindurchgeführt und dabei so schmal, daß die Zweige mit den tiefgrünen, glänzenden Blättern und die goldgelben Früchte fast von den Wagen gestreift wurden. Es war in der That ein eigenthümliches Gefühl, von der brausenden Locomotive durch diese schönen und für uns seltenen Pflanzungen dahin geführt zu werden. Bald waren es förmliche Wälder, bei denen wir vorüber flogen, bald einzelne Bäume, prächtige Exemplare, die, wie eine mächtige Linde bei uns, ihre Zweige rings umher ausstreckten.

In Algemesi blieb es dem Reisenden überlassen, ob er seinen Weg bis zur nächsten Poststation zu Fuß, zu Pferde oder mit der Tartane fortsetzen wolle. Wir wählten die letztere, ein Fuhrwerk auf zwei hohen Rädern mit einem viereckigen Wagenkasten ohne Federn, von einem einzigen Maulthiere gezogen; ein ähnlicher Karren folgte mit unserem Gepäck. Gleich hinter dem Bahnhofe mußten wir durch ein ziemlich tiefes Wasser hindurch, bei dessen Furt eine Menge Wagen und Tartanen standen, deren Zugthiere unter großem Geschrei mit vielen Hieben über die steilen Ufer hinabgepeitscht wurden. Wenn der Weg, den wir fuhren, schon in trockener Jahreszeit nicht schön genannt werden könnte, so war er jetzt nach der großen Ueberschwemmung ein einziger Kothsee, hier und da mit einer kleinen Steininsel, welche obendrein beim Darüberfahren unsere Tartane sehr verdächtige Seitenbewegungen machen ließ. Das Wasser mußte hier arg gehaust haben: der Eisenbahndamm war an ein paar Stellen fast bis auf den Grund weggespült, und an den Bäumen, die neben der Straße standen, bemerkten wir bis zehn Schuh hoch vom Boden weggeschwemmtes Schilf und Stroh, welches die Flut dort zurückgelassen hatte.

Alcira ist ein hübscher, alterthümlicher Ort, mit tiefen

Gräben, hohen, ausgezackten Steinmauern, mit Thürmen und Brücken, und war ehemals wie all diese kleinen Städte befestigt. Der Xucar fließt an einer Seite vorbei und ergießt sich einige Meilen östlich von der Stadt ins Meer. Als wir die Stadt erreicht hatten, bemerkten wir auf einem erhöhten Plateau neben der Straße runde, gepflasterte Plätze, jeden von vielleicht zwanzig, dreißig und mehr Fuß im Durchmesser, einen neben dem andern, so daß es von Weitem aussah, als sei der Boden mit runden Steinplatten bedeckt. Wir sahen dergleichen später in der Nachbarschaft der meisten kleineren Städte. Es sind dieses Frucht-Tennen, auf denen Korn und Waizen vermittelst Pferden und kleiner Schlitten ausgetreten und ausgedrückt werden. Namentlich für Kinder ist das ein großes Fest, und amusiren sich diese hier, wie sie es bei uns auf der besten Schneebahn thun. Eine schöne Baumart sah ich hier wieder in dem Johannisbaume, deren trockene Früchte man als Kind so gern ißt und die hier ein Hauptfutter für die Pferde abgeben.

Obgleich Alcira von außen wegen seiner Thürme und Mauern ziemlich großartig ausschaute, so waren doch die Straßen recht eng und winkelig, die Häuser ärmlich und verfallen, und nur hie und da zeugte ein altes Bogenfenster, ein Erker, eine zierlich ausgezackte Mauer oder dergleichen sehr verwischte Spuren von früherer Wohlhabenheit und Pracht. Ich habe nicht leicht elendere Kramläden gesehen als hier in Alcira. Mit ein paar Duros hätte man eine ganze Boutique auskaufen können. Unser Maler verschaffte sich ein paar Schuhe, wie sie um Valencia von den Landleuten getragen werden; es sind eigentlich nur Sandalen, von Binsen geflochten, die mit Stricken von demselben Material an den Füßen befestigt werden. Ein solches Paar Schuhe kostet nach unserem Gelde ungefähr acht Kreuzer.

Glücklicherweise hatte Herr Heeren die Plätze von hier bis Madrid für uns zum Voraus genommen, sonst hätten wir wahrscheinlich zurückbleiben müssen; denn sechs Männer aus der Umgegend,

zu Pferde oder Tartane, trafen mit uns zu gleicher Zeit in der einzigen Posada des Ortes ein und machten, als sie unser ansichtig wurden, sich alsbald eilfertig auf den Weg, um Plätze zu belegen. Doch konnten nur noch vier hinten in der Rotunde untergebracht werden, weßhalb die Uebrigen mit ziemlich langen Gesichtern heimkehrten.

Unser Gasthof hatte durchaus nichts Angenehmes; große luftige Zimmer mit Steinböden, in denen nur an einem Fenster, wo die Sonne gerade herein schien, eine behagliche Temperatur herrschte. Dort hatten sich aber die sechs eben genannten Reisenden niedergelassen. Wir saßen in der anderen Ecke und erfreuten uns während des Essens unserer Paletots und Filzstiefel. Das Diner war gerade nicht schlecht, und bei demselben befanden sich, wahrscheinlich wegen der Nähe von Valencia, die spanischen Nationalgerichte mit Knoblauch in der Minderzahl. Der dicke, rothe, fast schwarze Landwein, wie auch das Brod waren wie beinahe überall vortrefflich und wenn man dazu die gerösteten Mandeln nimmt, die man immer sehr gut bekommt, sowie die herrliche, dicke spanische Chocolade, so kann man mit diesen Sachen allein schon ein recht gutes Mittagessen machen.

Der Wagen sollte um drei Uhr abgehen; verschiedene nothwendige Reparaturen aber, eine gesprungene Hemmkette, einige gebrechliche Felgen und eine bedenkliche Quetschung an der Hinterachse verzögerten dieselbe um eine ganze Stunde und ließen uns zu gleicher Zeit ahnen, welchen Weg wir zu machen hätten. Endlich rief der Mayoral die Passagiere zu ihren Plätzen, der Delantero schwang sich auf und zehn ziemlich abgetriebene Maulthiere trabten klirrend und rasselnd, so schnell es ihnen möglich war, durch die engen Gassen der Stadt hinaus ins Freie.

Hier war nun gleich wieder die alte spanische Straßenmisère; die Räder sanken förmlich ein in die unergründliche Kothlache, welche der Weg bildete, und bei den Bemühungen des Delantero, wenigstens hie und da für Hufe und Räder etwas festen Grund

zu gewinnen, legte sich der Wagen jeden Augenblick sehr bedenklich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Es war schade, daß man an dem wirklich schönen Abend durch die herrliche Gegend nicht mit einiger Behaglichkeit fahren konnte. Aber was nützt einem der klarste blaue Himmel, die entzückendste Fernsicht, wenn die Stöße des Wagens so fürchterlich sind, daß man sich fest anklammern muß und oft so auf die Seite geneigt wird, daß man in stillen, schmutzigen Wasserlachen sein Gesicht widerspiegeln sieht! Mit wahrhaftem Heldenmuthe und Ausdauer krabbelten übrigens die armen Maulthiere auf der fast bodenlosen Chaussee vorwärts; vielleicht war es ihnen ein Trost, daß es den ihnen begegnenden Collegen noch schlechter ging; denn die Thiere der Karren und Tartanen, im Eifer, uns auszuweichen, stürzten nicht selten zusammen oder rutschten sammt dem Fuhrwerk in die tiefen Wassergräben.

Alcira ist von allen Seiten mit schönen Gärten und gut gepflegten Feldern umgeben; namentlich führte der Weg, auf dem wir jetzt fuhren, ein paar Stunden lang zwischen Mauern und Einfassungen durch, über denen Orangen und Citronen, so wie zahlreiche Gruppen hochstämmiger, schlanker Palmen emporragten.

Als es ganz dunkel geworden war, fuhren wir längere Zeit aufwärts und ließen so den Koth und Schmutz hinter uns. Doch wurde der Weg deßhalb nicht besser. Mir ist es in der That unbegreiflich, daß wir an dem heutigen Abend nicht wenigstens ein Dutzend Mal umwarfen. Aber ich komme immer mehr zu der Ansicht, daß die spanischen Eilwagen einen besonderen und sehr mächtigen Schutzgeist haben, der sie wieder ins Gleichgewicht bringt und ohne zerbrochene Räder und Achsen durch Dick und Dünn hindurch führt. Zum Ueberfluß hörten wir endlich in der Tiefe neben uns einen Fluß rauschen, zu dem es nun im tollsten Jagen hinabging. Statt aber auf die Brücke einzubiegen, die, breit und massiv und scheinbar sehr solid, hinüberführte, fuh-

ren wir in den Kies des Ufers hinein, worauf der Wagen mit einem plötzlichen Rucke hielt.

Der Mayoral öffnete den Schlag und bat uns, auszusteigen. Es war wieder einmal die alte Geschichte. Der mittlere Bogen der Brücke war vor Gott weiß wie langer Zeit von einem Hochwasser weggerissen worden, und nun mußte sich alles, was hinüber wollte, so gut es eben ging, durch das Wasser hindurch arbeiten. Der Zagal begleitete uns Passagiere eine Strecke abwärts, wo vermittelst Pfähle und Steine eine Art Nothbrücke hergerichtet war. Auf der Mitte derselben angekommen, blieb ich einen Augenblick stehen, um dem schweren Eilwagen zuzuschauen, wie er langsam und schwankend durch den tiefen Kies hindurch fortgezogen wurde. Es war ein unheimlicher Anblick. Der Fluß strömte durch eine tiefe Schlucht und lag, da die Nacht hereingebrochen war, so dunkel, daß Wagen und Maulthiere nur wie Schattengestalten erschienen. Dazu hatte sich der Himmel mit Wolken überzogen und der Regen rieselte herab. Das Wasser mochte in der Mitte des Flusses über drei Fuß tief sein und es war jammervoll anzuzusehen, wie sich die müden Zugthiere abplagten, den Wagen vorwärts zu schleppen. Dazu fluchte der Mayoral, die Peitschenhiebe knallten, der kleine Delantero mit seiner dünnen Kinderstimme rief beständig sein: Anda, anda cavallo! der Kies knirschte und das Wasser rauschte. Ein paarmal hatte es den Anschein, als bliebe der Wagen stecken, — eine erfreuliche Aussicht für uns. Doch der Schutzgeist, dessen ich vorhin schon erwähnte, half auch hier wieder, und nach einer halben Stunde schleppten die dampfenden Thiere den Wagen am andern Abhange hinauf.

Wir setzten uns wieder ein und erreichten nach einer Stunde San Felipe, wie mir schien, eine freundliche, wohlgebaute Stadt mit ansehnlichen Häusern, aus deren Fenstern ein heller Lichterglanz auf die Straße herausstrahlte, während wir vorüber rasselten. Es ist das für mich bei nächtlichen Fahrten immer ein peinliches Gefühl gewesen; man muß auf schlechten Wegen in die Nacht

hinaus, während dort Alles zu Hause um das freundliche Licht im Kreise sitzt; zuweilen auch erscheint ein Gesicht an den Fensterscheiben und der Mund scheint sagen zu wollen: Wie bin ich froh, daß ich zu Hause sitze und nicht dort hinauszufahren brauche!

Um recht bequem zu sitzen, hatte Herr H. einen Platz für uns mehr genommen, den er aber in Alcira einem jungen Manne auf seine Bitten abtrat, der mit uns von Valencia gekommen war und ebenfalls nach Madrid wollte. Er war, wie er uns später erzählte, Schriftsteller und bis vor Kurzem Mitredacteur des Oppositionsblattes Clamor Publico gewesen, hatte aber eher das Aussehen eines Reiteroffiziers in Civil. Er war von angenehmem Aeußerem, trug einen Schnurrbart, einen Calabreserhut, einen kurzen spanischen Mantel, hohe gelblederne Stiefel und rauchte eine Papier-Cigarre um die andere. Für den ihm abgetretenen Platz bewies er sich sehr dankbar, und da er in San Felipe genau Bescheid wußte, so führte er uns trotz des Widerstrebens des Conducteurs in ein benachbartes Kaffeehaus, wo wir in möglichster Schnelligkeit unseren Thee nahmen.

Unterdessen hatte der Mayoral eine Laterne angezündet, und als wir einstiegen, gab er uns die tröstliche Versicherung, nur noch eine kleine Stunde sei der Weg ziemlich schlecht, dann aber würden wir die Hauptstraße erreichen und lustig wie auf dem Zimmerboden dahinfahren. Fort ging es nun in die Nacht hinaus und das Stück Weges bis zur Chaussee war eine artige Arbeit von Seiten der Maulthiere und ein schmerzliches Dulden von Seiten der Passagiere. Es ging unbeschreiblich steil abwärts und ebenso wieder in die Höhe, so daß Zagal und Mayoral nicht genug Steine unterschieben konnten, um den schweren Wagen vor dem Zurückrollen zu bewahren. Durch reißende Felsbäche fuhren wir an tiefen Abhängen vorbei, deren Schutzmauern eingestürzt waren, erreichten endlich aber glücklich die verheißene Chaussee und mit ihr in der That einen besseren Weg.

Die Nacht ging dahin, mit den bei solchen Fahrten gewöhn-

lichen Abwechslungen; wir erreichten eine Station um die andere, bald ein einsam gelegenes Haus, auf dessen weitem Vorplatz ein mächtiges Feuer brannte, an dem wir Passagiere uns erwärmen konnten. Hier trafen wir auch fast jedesmal ein paar vollständig bewaffnete Guardias Civiles, eine treffliche Straßenpolizei, die man in Spanien auf allen Wegen bei Tag und Nacht findet. Bald erreichten wir kleine Ortschaften und in einer derselben — es mochte gegen vier Uhr Morgens sein — schlug unser junger Redacteur vor, ein Frühstück einzunehmen, wozu der Mayoral, der draußen jämmerlich durchfroren worden war, gern seine Zustimmung gab. Mit vielem Rumor wurden die Leute im Hause erweckt, und bald erschien auch die Wirthin mit einer Magd, nicht gerade zu übel gelaunt, daß man sie zu so früher Stunde aus dem Bette aufgejagt. Pfannen und Kessel wurden zum Feuer gerückt, und zur besten Nachahmung in unserem wohl eingerichteten Deutschland muß ich rühmen, daß nach einer starken Viertelstunde ein sehr solides Frühstück bereit stand und zwar gekochter Reis mit Fleisch und spanischem Pfeffer, gewärmte Feldhühner à la Knoblauch, weichgesottene Eier und vortreffliche Chocolade, süß, schwarz und so dick, daß die freilich sehr dünnen Löffel fast aufrecht darin stehen blieben. Die Bezahlung war ebenfalls mäßig, und neu gestärkt und erwärmt fuhren wir dem kalten Morgen entgegen. Die Temperatur und mit ihr die Vegetation hatte sich seit gestern Abends so auffallend verändert, daß der Contrast nicht leicht hätte größer sein können. Der Boden war gefroren, die Felder rechts und links von der Straße leicht mit Schnee bedeckt, und wir, die wir gestern durch Orangen- und Palmengärten gefahren, sahen heute nur noch niedrige Burbaumsträucher und magere Olivenbäume. Auch mußten wir uns dicht in unsere Mäntel wickeln, um nur einigermaßen warm zu bleiben. Dabei aber ließ die Geschwindigkeit des Fahrens nichts zu wünschen übrig und wo es eben thunlich war, jagten unsere zehn Maulthiere in vollem Galopp dahin.

Wir hatten aber auch wegen des schlechten Wegs von gestern Abends viel einzuholen und hätten das Städtchen Albacete schon um elf Uhr Vormittags erreichen sollen; doch Stunde um Stunde verstrich, Station um Station erschien und der Mayoral schüttelte beständig den Kopf, so oft wir ihn fragten, ob jetzt nicht bald einmal Albacete käme. Dabei war die Gegend einförmig und trostlos; unabsehbares hügeliges, mit Schnee bedecktes Land, über welches ein eiskalter, scharfer Wind unaufhörlich uns entgegen strich; auch schneite und regnete es abwechselnd, und die Stationsplätze, an denen wir hielten, waren so erbärmlicher Art, daß unser armer Redacteur nicht einmal einen Tropfen Wein auftreiben konnte und wir endlich erst gegen ein Uhr vermittelst eines Glases Branntwein, einer scheußlichen Wurst und eines Stückes gewiß mehrere Monate alten Brodes ein einfaches Diner halten konnten.

Endlich um vier Nachmittags sahen wir Albacete vor uns liegen; noch ein paar Hügel auf und ab und wir hatten das Städtchen erreicht. Bis jetzt war mir in Spanien kein elenderes, ärmlicheres Nest erschienen. Es lag auf einer Höhe, der Wind pfiff und heulte durch die Straßen, alle Häuser schienen aus Lehm gebaut, und fast kein einziges hatte ein ordentliches Fenster. Halb verfallene Mauern umgaben das Ganze und zogen sich nebenbei noch um jedes einzelnstehende Gebäude herum. Wenn wir auch in den spanischen Ortschaften an kleine unbedeutende Fenster gewohnt waren, so fiel es uns doch auf, daß die hiesigen förmliche Schießscharten waren; ebenso waren die langen Mauern crenelirt und beim Einfahren in den Ort sahen wir rechts und links Erdaufwürfe, die augenscheinlich dazu gedient hatten, Geschütze hinter ihnen aufzustellen. Unser Redacteur löste uns diese Räthsel, indem er uns erzählte, daß Albacete während der Bürgerkriege sich lange und hartnäckig vertheidigt habe. So trostlos übrigens die endlose schneebedeckte Chaussee gewesen, so war sie doch noch heimlicher und angenehmer, als die Gassen dieses Ortes; überdieß

fand sich die Hauptstraße durch einen umgestürzten Eselskarren vollständig verbarrikadirt, und nach einigem Ueberlegen entschloß sich der Mayoral, das Postgebäude auf einem Umwege durch enge Seitengassen zu erreichen. Diese Seitengassen aber waren eigentlich nichts mehr und nichts weniger als Düngergruben hinter den Häusern, welche zuweilen mit kleinen, artigen Steinbrüchen abwechselten. Stückweise wurden wir fortgeschleppt und lagen bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Hier mußte auch endlich der Schutzgeist ermattet abgelassen haben; denn im Angesichte des Posthauses, als wir eben wieder in die sogenannte Hauptstraße einbiegen wollten, sanken die beiden linken Räder unserer Equipage in ein so unergründliches Loch, daß sich der Wagen, übrigens ziemlich sanft, gegen eines der Häuser lehnte. Mir erschien es als das größte Wunder, daß die Lehmbarake nicht unter dem Stoße zusammenbrach; da ich an dem linken Fenster saß, so kam ich so nahe an eine der oben erwähnten Schießscharten, daß ich einer erschreckten alten und sehr dicken Spanierin, welche dort stand und mit lautem Aufschrei zurückfuhr, freundschaftlich die Hand hätte schütteln können. Von einem vernünftigen Aufrichten des Wagens war übrigens keine Rede; der Mayoral verließ sich auf sein Glück und die Maulthiere, wandte letztere rechts in die Straße und peitschte nun unter Hülfe des Zagals so toll auf sie hinein, bis sie denn auch glücklich den Wagen von dem Hause wegrissen, der nun begreiflicherweise nach rechts hin das Uebergewicht bekam und nach dieser Seite uns vollständig in den Straßenschmutz hinwarf. Zum Glück hatte Niemand Schaden genommen, und wir machten die paar Schritte bis nach dem Post- und Gasthofe, trotz allem erlittenen Ungemach, in bester Laune zu Fuß.

In Alcira hatte man uns gesagt, die Post würde sich in Albacete zwei Stunden aufhalten und dann ohne Weiteres nach Madrid gehen. Uns war es nach einer angestrengten Fahrt nicht unangenehm, hier in Albacete eine Zeit lang ausruhen zu können,

zumal, da das Gasthaus — ich glaube, es war das einzige, wenigstens das beste im Orte — nicht ungastlich aussah. Es hatte wenigstens ein paar ordentliche, vergitterte und verglaste Fenster nach der Straße zu, und als wir den Thorweg hinter uns hatten, kamen wir in einen kleinen, viereckigen Hof, der gewiß im Sommer recht heimlich und angenehm war. An einem steinernen Brunnen in der Mitte schlang sich eine dicke Weinrebe empor, die vielleicht zwanzig Fuß hoch vom Boden den Hof mit einem Netze von Zweigen überspann; rings um diesen letzteren herum liefen Gallerieen, von denen aus man in die verschiedenen Zimmer kam. Leider aber war die Rebe gänzlich ohne Blätter, ja die stärkeren Aeste waren zum Theil mit Schnee bedeckt, und ebenso die Steinplatten des Bodens ganz weiß, — in Spanien gewiß ein untröstlicher Anblick. Der Speisesaal schien ebenfalls für den Sommer berechnet zu sein, denn es war in ihm weder Ofen noch Kamin, und um unsere erstarrten Füße wieder einigermaßen zu erwärmen, ließen wir uns einen großen Brassero unter den Tisch schieben.

Unser Diner war recht ordentlich, nur verbitterte uns die Kellnerin das Dessert durch die Nachricht, daß wir wahrscheinlich nicht so bald von hier wegkommen würden. Die Wege von hier nach Ocanna und Madrid seien fürchterlich, sagte sie, der Boden uneben und sogar gefroren, was die Verspätung aller Posten nach sich zöge. Wir müßten hier auf die Kutsche von Madrid warten, welche nach Murcia weiter ginge und ebenfalls auf die von Murcia, welche hier durchkomme, um uns mit nach der spanischen Hauptstadt zu nehmen. Das waren unerfreuliche Nachrichten und zu gleicher Zeit erfuhren wir noch, daß wir unsere guten Plätze vielleicht verlieren würden, indem wir den Passagieren aus Murcia nachstehen müßten. Der Wagen aus dieser Stadt, meinte die ungemein redselige Spanierin, sollte eigentlich um vier Uhr eintreffen, würde aber nicht vor Mitternacht da sein. „Carramba!“ setzte sie hinzu, wobei sie die Arme in die Seite stemmte, „das

kann euch doch am Ende ganz einerlei sein; hier in Albacete ist man sehr gut aufgehoben; wir haben vortreffliche Zimmer und sehr gute Betten."

Da es nun nicht in unserer Macht lag, die Fahrt des Murcianer Eilwagens zu beschleunigen, so ergaben wir uns in unser Schicksal, tranken nach Tisch Jeder eine doppelte Portion heißer Chocolade, und da wir alle müde und schläfrig waren, auch es nicht möglich schien, ein hell loderndes Kaminfeuer zu unterhalten, so beschlossen wir, dem Rathe der Kellnerin zu folgen und ließen uns die vortrefflichen Zimmer mit den sehr guten Betten zeigen. Die ersteren hatten keine Glasfenster, sondern nur hölzerne Fensterläden; die letzteren bestanden aus schwankenden Schragen, die beim Aufsteigen bedenklich krachten und waren mit einer sehr dünnen Wollenmatratze bedeckt. Dazu war der kalte Steinboden auch gerade nicht angenehm, weßhalb wir uns beeilten, unter unsere dicke, wärmende Manta zu kriechen, welche wir in Valencia gekauft. Der Maler und ich hatten ein gemeinschaftliches Zimmer, wir rauchten im Bette noch eine gute Puros (die Benennung der echten Havannah-Cigarren im Gegensatze zu den Papier-Cigarren) und versuchten es dann zu schlafen, was meinem Freunde alsbald gelang; mir dagegen war es eigentlich noch zu früh — es mochte sechs Uhr Abends sein —, und ich dachte an unsere vergangene Tour, an den morgenden Tag', an Madrid, an die Heimath. Neben meinem Bette befand sich einer der oben erwähnten Fensterläden, der mir nicht fest geschlossen zu sein schien; ich versuchte es, ihn zuzumachen, doch versagte das schlechte Schloß den Dienst, und er öffnete sich ganz, wodurch sich mir über die Gallerie hinweg eine Aussicht auf den Hof mit der schneebedeckten Weinrebe bot. Der Mond mußte am Himmel sein, denn der kleine Hof war ziemlich hell beleuchtet. Da die Nachtluft kalt hereindrang, so wollte ich meinen Laden wieder schließen, als ich von einem der Zimmer im Erdgeschoß die Töne eines Klaviers hörte, der Guitarre Accorde und das leise Knattern von Castagnetten, — etwas

spanisches Leben, dachte ich mir. Wie hätte ich da ruhig schlafen können! Ich lauschte, — ja es war eine wohlklingende Mädchenstimme, welche gleich darauf sang:

Qué calia, y cómo cruje
Ji baila jota ó fandango!
Y qué brio en cada empuje!
Y qué gloria de remango
Alza, ola!
Vale un mundo mi manola.

Es war das zum erstenmale, daß ich einen schönen, echt spanischen Gesang vernahm, denn das Tremuliren, fast Jodeln der Zagals oder Delanteros, das ich schon öfter gehört, hat wohl etwas Eigenthümliches, aber nichts Angenehmes für das Ohr. Ich beugte mich zu meinem Fenster hinaus, um den Ort zu erkennen, woher der Gesang kam, und sah drunten eine Thür sich öffnen, aus welcher heller Lichter- oder Feuerglanz, sowie Musik und Gesang herausdrang. Als ich noch so zuhörte, schlurften Tritte auf dem Gange, Jemand trat an die Brüstung der Gallerie und schaute ebenfalls auf den Hof hinab. Es war Herr H., welcher sein Bett noch nicht aufgesucht hatte; ich rief ihn an, und als er an mein Fenster trat, sagte er: „Es ist eigentlich gut, daß Sie noch nicht schlafen; ich sprach so eben unsern Mayoral, welcher mir versicherte, der Eilwagen aus Murcia werde keinenfalls vor morgen früh acht, neun oder zehn Uhr kommen; da drunten scheint mir eine lustige Gesellschaft zu sein, auch ein gutes Kaminfeuer; ich hätte wohl Lust, mich noch ein wenig zu erwärmen." Natürlich war ich gleich dazu bereit, rief auch meinem Schlafkameraden zu, der übrigens sein Bett mit einigem Widerstreben verließ, denn er behauptete, er habe sich prächtig erwärmt und schon ein ordentliches Stück geschlafen. Unser kleiner Baumeister war ebenfalls bald auf den Beinen, und so zogen wir denn den Tönen des Klaviers und der Guitarre nach; der Gesang war unterdessen verstummt.

Richtig! neben dem Speisezimmer fanden wir eine recht

angenehme Gesellschaft: der Wirth des Hauses mit einigen seiner Freunde, der Tochter des Ersteren, ein junges und sehr hübsches Mädchen mit ein paar nicht minder angenehmen Gespielinnen und vor Allem ein mächtiges Feuer, das im ersten Augenblicke die meiste Anziehungskraft auf uns ausübte. Die musikalische Abendunterhaltung wurde übrigens durch unseren Eintritt unterbrochen und nur auf vieles Bitten erhielten wir noch ein Lied, mußten uns aber dagegen entschließen, auch von unseren vaterländischen Gesängen etwas Preis zu geben; Herr H. spielte fertig einige Stücke auf dem Klavier, und ich hatte mein Mögliches geleistet, als ich sang:

Sah ein Knab ein Röslein stehn,

und:

Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus.

Den Text mußten wir den jungen Spanierinnen übersetzen; doch meinte eine von dem ersten Liede, der Knabe hätte sich umsonst seine Finger zerstechen müssen, wenn Röslein sich ordentlich gewehrt hätte.

Da wir nun einmal im Zuge waren, so brauten wir einen Punsch, bei welchem die Ingredienzien gut, die Art der Bereitung aber sehr mangelhaft war. Es wurde ein kleiner Kessel über das Feuer gehängt, Wasser, Rum, Citronensaft und Zucker hineingethan und das Ganze gekocht. Ein älterer Mann, welcher am Feuer saß, erhielt die Aufsicht über den Trank und mußte mit einem Suppenlöffel die Gläser vollgießen. Wir selbst hatten Wichtigeres zu thun: Bänke und Stühle wurden nämlich auf die Seite gerückt, Herr H. spielte einen lustigen Galopp, und in Kurzem war ein förmlicher Ball arrangirt, zu dem die Guitarre in den Händen des Wirths zuerst leisere, dann immer lautere Accorde lieferte, wozu die Castagnetten immer toller knackten und zu dem wir tanzten, so daß der alte Fußboden krachte und sich der schneebedeckte Weinstock im Hofe, der zur offen stehenden Thüre herein schaute, aufs höchste zu verwundern schien. Ich muß gestehen,

daß Punsch und Tanz bis nach elf Uhr dauerten; dann suchten wir abermals unsere Betten auf und schliefen nun ungestört, fest und angenehm bis zum hellen Morgen.

Ja, es war fast zehn Uhr, als wir die zum Frühstück unentbehrliche Chocolade tranken, und noch keine Spur von dem Eilwagen aus Madrid und Murcia! Die Kellnerin meinte, wir könnten ohne alle Gefahr auf drei Uhr unser Mittagessen bestellen, es müsse in der Gegend von Murcia sehr viel Schnee gefallen sein; und vielleicht, setzte sie lachend hinzu, sei der Wagen auch irgendwo umgeworfen worden, und wenn das wäre, so könnten wir wohl heute noch einmal die gestrige Tanz-Partie wiederholen —, eine sehr untröstliche Aussicht. Der Reiz, den der Gasthof gestern Abends für uns hatte durch das gute Kaminfeuer, durch Gesang und Tanz, war gänzlich verschwunden; ja, sogar der Weinstock erschien uns heute unendlich prosaisch; der Himmel war klar, die Sonne erschien über den Häusern und der Schnee tropfte langsam von den Aesten und von den Dächern herab.

Der Gasthof war sehr kalt und öde, und erst die Straßen und der Ort dazu! Der Maler und ich, wir machten einen Gang durch die Gassen an lauter Lehmhütten vorbei; nur eine einzige Straße war da mit ziemlich anständigen Häusern, in denen sich einige Läden befanden —, Magazine mit buntfarbigen Mantas, groben baumwollenen Hemden, rothen Kopftüchern, Binsen-Sandalen, Tabak und Salz. Auf dem Marktplatze sahen wir runde Strohschirme, zeltförmig an Stangen befestigt, unter denen frierende Obstweiber saßen, auf den Schnee hatten sie ihre Körbe gestellt, und die armen Südfrüchte, Orangen, Citronen und Granatäpfel, nahmen sich in der schmutzigen und frostigen Umgebung recht traurig aus. Uebrigens war der Marktplatz und auch die Straße trotz des für hier sehr kalten Winterwetters ziemlich belebt. Der Spanier kann es zu Hause nun einmal nicht aushalten; wenn er Geld hat, geht er ins Café, und wenn nicht, so stellt er sich mit seinen Bekannten auf die Straße, um zu plaudern. Zum Stand-

orte wird aber jeder Sonnenstrahl benutzt, und wo auf dem Marktplatze von Albacete das helle und erwärmende Licht hindrang, da sah man lange Reihen Einwohner bei einander stehen, und Weiber und Kinder an den Häusern entlang zusammensitzen. Letztere verbanden hierbei das Angenehme mit dem Nützlichen, denn sie lausten sich nach der Lancaster'schen Methode, wobei oft drei, vier mit gespreizten Beinen hinter einander saßen. Die Männer dagegen, in den unentbehrlichen Mantel gewickelt, rauchten eine Papier-Cigarre um die andere.

Bei unserer Rückkunft in den Gasthof trafen wir den jungen Redacteur in kurzem Mantel und Reitstiefeln, der hier in Albacete Geschäfte hatte und uns gestern bei der Ankunft verließ. Auch er hatte viel Unangenehmes über die Straße nach Madrid gehört und meinte, wenn es nicht gar so kalt wäre, so zöge er es vor, durch die Mancha zu reiten. Seine Worte fielen bei Horschelt und mir als Samen auf sehr fruchtbaren Boden. Wir hatten noch immer unsere fehlgeschlagene Tour von Valencia nicht vergessen können und baten nun Herrn Heeren, der hier einen Geschäftsfreund hatte, er möge sich doch erkundigen, ob es nicht möglich sei, von hier zu Pferde oder zu Maulthier nach Madrid zu gelangen. Da ihm selbst die noch bevorstehenden zwei, vielleicht auch unter Umständen drei Tage und Nächte nach Madrid auf so scheußlichen Wegen unangenehm genug vorkamen, so ging er mit dem jungen spanischen Schriftsteller, um sich nach dem Wege durch die Mancha zu erkundigen.

Bei Albacete vorbei führt die projectirte Eisenbahn von Valencia nach Madrid, und ein kleines Stück von hier bis La Roda, vielleicht fünf Leguas — eine Legua ist stark anderthalb deutsche Stunden —, sollte nächster Tage zur Probe befahren werden. Herr Heeren, welcher große Lieferungen von Locomotiven und Wagen für die spanischen Eisenbahnen besorgt, kannte deßhalb mehrere der Beamten und Ingenieure, und er kam auch nach einer halben Stunde mit genügenden Nachrichten zurück. Man hatte

ihm eine vollständige Marschroute aufgeschrieben, von hier nach La Roda auf der großen Straße, und von dort über Villarrobledo, Campo critana nach Tembleque — von letzterem Orte ging die Eisenbahn nach Madrid —, mit Angabe der Entfernung dieser Ortschaften und der Nachtquartiere. Der Ingenieur, der ihm dies besorgt, hatte freundlicher Weise seine Visitenkarte beigefügt, auf welche hin wir bei Privatleuten in den verschiedenen Dörfern gern ein Unterkommen finden würden. Die Fonda's seien durchweg außerordentlich schlecht. Das waren die Lichtseiten des Berichtes. Die anderen, das Aber, lauteten, die Wege würden hier und da fast grundlos sein, auch die Kälte auf der weiten, baumlosen Ebene in der Mancha sehr unangenehm, fast unerträglich, und wenn wir einen guten Rath annehmen wollten, so sollen wir lieber einen Tag länger mit dem Eilwagen, vielleicht auf sehr schlimmen Wegen, aber doch sicherer gehen.

Herr Heeren und unser Baumeister waren nun durchaus nicht für die Reittour eingenommen, deßhalb mußten wir beide nachgeben, um so mehr, als im entscheidenden Augenblicke einige Buben herbeiliefen und die Nachricht brachten, endlich lasse sich die Postkutsche sehen. Es war die Madrider, die nach einer Viertelstunde mit gänzlich abgematteten Thieren vor das Haus kam; der Mayoral, erschöpft und mißmuthig, sprang fluchend von seinem Sitze, und Zagal und Delantero ließen ihre Köpfe noch tiefer hängen als selbst die Maulthiere.

Das war also der Wagen, der uns mit denselben müden Thieren weiter befördern sollte. Doch konnte er nicht eher abfahren, als bis die Murcianer Kutsche angekommen war, und von der sahen und hörten die ausgeschickten Boten nicht eine Spur. Im Post-Bureau wurde ein großer Rath gehalten und endlich beschlossen, den Madrider Wagen neu zu bespannen und dem anderen entgegen zu schicken. Es war Mittags zwei Uhr geworden, und eine halbe Stunde später fuhr denn auch die eben angekommene

Kutsche wieder davon, um nach ihrer Collegin zu sehen; aber noch bei dem Hause passirte schon ein Unglück. Die Gasse war sehr eng, der Mayoral nahm die Wendung etwas zu kurz und fuhr gegen eine der Lehmmauern, die ein Grundstück umfaßten, so stark an, daß das morsche Mauerwerk unter dem Stoße zusammenbrach und Räder und Achsen mit Steinen bedeckt wurden. Es dauerte eine Zeit lang, bis der Wagen wieder frei wurde und weiter konnte. Wie wir später erfuhren, mußte er, da die Hauptstraße noch immer unpракticabel war, noch einige Kreuz- und Querzüge durch den Flecken machen und hatte auch noch sonstige Unannehmlichkeiten zu bestehen gehabt, ehe er ins Freie kam. Dafür aber trafen die beiden Eilwagen denn auch schon glücklicher Weise nach einer Stunde auf einander, und um vier Uhr kehrte der unsrige nach Albacete zurück, nahm seine Briefschaften für Madrid, unsere und der anderen Reisenden Koffer, und dann hieß es: Caballeros al coche.

Unser Eilwagen war ein ansehnliches Gebäude, befand sich aber schon im vorgerückten Alter. Die Deichsel wackelte bedeutend und war stark geschient, und die meisten Kutschenschläge litten an einer gelinden Maulsperre. In diesem Kasten also sollten wir vielleicht drei Tage und drei Nächte zubringen. Ich muß gestehen, daß ich denselben vor dem Einsteigen kopfschüttelnd umging und mit einem wehmüthigen Blicke das Wort „Madrid“ auf der Hinterseite las. Ach! dachte ich, mit welcher Wonne willst du dieselben Buchstaben auf der Alcala-Straße wieder lesen! Ich hatte eine trübe, unbestimmte Ahnung, mit dieser Equipage, trotz bezahlten Fahrgeldes und trotzdem, daß wir nun endlich eingestiegen waren, niemals Madrid zu erreichen. Und, wahrlich! diese Ahnung hat mich nicht betrogen.

Wir drei Reisegefährten, der Baumeister, der Maler und ich, saßen vorn in der Berline (unser deutsches Coupé) — ein Platz, der bei gutem Wetter sehr viel Angenehmes bietet, hier in Spanien aber durch seine Aussicht auf die schlechte Straße und das

ewige Stolpern der Maulthiere in den tiefen Fahrgeleisen nicht eben zur Beruhigung der Nerven beiträgt. Der Mayoral bestieg finsteren Blickes seinen Sitz und entgegnete auf meine Frage nach dem Wege — ich muß gestehen, daß ich die üble Gewohnheit hatte, viel zu viel danach zu fragen —, derselbe sei so schlecht wie möglich.

So fuhren wir dahin, es war am Sylvester-Abend, wo man sich zu gleicher Zeit in der Heimat anschickt, die letzten Stunden des Jahres so angenehm und kurzweilig wie nur immer möglich zu verbringen, wo man öffentlich einen soliden Punsch zubereitet und heimlich seine Pistolen ladet, um der Polizei an diesem Festabende ebenfalls eine unverhoffte kleine Freude zu bereiten. Der Himmel war klar, dunkelblau, und die Sonne ging mit einer unendlichen Pracht unter; wie ein Nordlicht strahlte der Himmel, als sie schon eine Zeit lang verschwunden war, noch immer in gewaltiger Gluth. Dabei war die Luft so rein, daß man die Gestalt jedes Zweigleins an den entblätterten Pappeln und Ulmen und den Umriß ganz entfernter kleiner Häuser aufs Deutlichste sah. Zu beiden Seiten schauten wir in eine weite flache Ebene hinein, und es war, als habe der eisige Wind, der uns gestern verlassen, hinter Albacete auf uns gewartet; denn kaum waren wir wieder im Freien angelangt, so blies er uns von der Seite an, sauste durch die Wagenfenster und jagte Mähnen und Schweife der Zugthiere auf die Seite. Der Mayoral hatte sich fröstelnd in seine Decke gewickelt, und der Delantero machte vorn auf seinem Pferde mit Händen und Füßen Bewegungen wie ein Hampelmann, wahrscheinlich um sich zu erwärmen. Der Zagal aber hatte den besten Theil erwählt und wurde von uns allen beneidet: er trabte neben der Kutsche her und litt auf diese Art weniger von der Kälte.

Die Chaussee, auf der wir fuhren, lief gerade, war sehr breit, mit Bäumen bepflanzt und ursprünglich mit Sachkenntniß angelegt, später aber gräulich vernachlässigt worden. In den tiefen Koth, der sie in den letzten Tagen bedeckt, hatten die schweren Karren und Eilwagen unergründliche Geleise geschnitten, die nun

jetzt hart gefroren waren und sehr gefährliche Gruben für die Räder und die armen Zugthiere darboten. Es war in der That peinlich anzusehen, wie die letzteren von der hin- und herfahrenden Deichsel bald nach rechts, bald nach links gerissen wurden, ausglitten, stolperten, sich mühsam wieder aufrafften oder auch zuweilen ganz niederstürzten, wenn die Deichsel bei einer zu schnellen Bewegung einem dieser armen Geschöpfe alle vier Füße unter dem Leibe wegschlug.

Anfänglich ertrugen wir mit gutem Muthe diese unangenehme Fahrt; als aber die letzte Röthe vom Himmel verschwunden war und dieser nun wie dunkler Stahl glänzend mit seinen unzähligen Sternen über uns prangte, als wir durch Erzählung früherer Sylvester-Abende uns gegenseitig erweicht und gerührt, da vernahm man zuweilen zwischen dem Takte eines mühsam gesungenen lustigen Liedes einen tief verstohlenen Seufzer, und wir gestanden uns gern, das Reisen habe im Allgemeinen doch seine großen Unannehmlichkeiten. Glücklicher als wir beiden war unser kleiner Baumeister, der von der Natur die Gabe empfangen, in jedem Eilwagen, auf jeder Straße, sobald er sich in seine Ecke gedrückt, augenblicklich einzuschlafen. Noch war das erste batjé! batjé! des Zagal nicht verklungen, so gab er nur noch spärliche Antworten, und bald darauf schnarchte er regelmäßig wie das unschuldigste Kind in seinem Bette. Im Andenken an einen Roman von Dickens, wo ein Junge vorkommt, ebenfalls so glücklich begabt, daß er alle Mühseligkeiten dieses Lebens verschläft, nannten wir ihn wie diesen Joe, und auf die Frage im Eilwagen: Was macht Joe? erfolgte immer die gleiche Antwort: Der Joe schläft. So auch heute wieder; er hörte nicht, wie sechs Murcianer im Innern des Wagens allerlei ihrer vaterländischen Lieder in die Nacht hinausbrüllten und wie der Mayoral mit Peitschenknallen und unaufhörlichen Scheltworten zwischen die armen Maulthiere hinein fuhr; er sah nicht, wie unser Rosselenker endlich abstieg, um sich gehend zu erwärmen, wie es vorn der

Delantero eben so machte und wie nun der Wagen ohne Leitung in stockdunkler Nacht — denn unsere einzige Laterne war nicht der Rede werth — auf der Chaussee dahin wankte und stolperte. Horschelt und ich aber sahen all dieses im hartnäckigsten Wachen um so deutlicher und wurden immer verdrießlicher, immer unangenehmer immer mit uns selbst unzufriedener. Wenn das so fortgeht, seufzte ich, so kommen wir in acht Tagen nicht nach Madrid! — Vorausgesetzt, entgegnete der lange Maler, daß wir nicht in einem Graben den Hals brechen; namentlich wäre hier die schönste Gelegenheit dazu; denn wenn ich scharf in die Nacht hinausluge, so bemerke ich, daß wir keine Hand breit vom Chausseegraben entfernt sind. — Du? — Was? — Dieses Fahren in Spanien ist unter aller Beschreibung. — Na, du wirst's doch noch ärger beschreiben, als es wirklich ist. — Aber ist es nicht fürchterlich? — Niederträchtig! — — — Du? — Was? — Drei Tage und drei Nächte, nicht wahr, das schmeckt dir? — Ein Esel wäre mir lieber, als die Kutsche. — Und mir erst! — Ich hätte mir aus dem Frost und der Mancha nichts gemacht. — Und aus den schlechten Nachtquartieren. — Meinst du nicht vielleicht, wir sollten noch ... Aufrichtig gesagt, mir wäre es das Liebste, denn ich fühle mich nervös, wie nie, in dieser scheußlichen Maschine. — Es liegt ja in unserer Macht, ich habe die Reiseroute des Herrn H. in der Tasche. Was meinst du? Riskiren wir es in Gottes Namen. Die zweite Station ist La Roda, von wo wir die Chaussee verlassen müßten. Dort bleiben wir; ich habe überhaupt fürchterliches Kopfweh. Was meinst du dazu? — Mir ist es recht. — Also abgemacht! — Und Joe? — Ach! der schläft. Der hat's gut! — Ja, er hat's gut! seufzten wir darauf beide und versanken nach diesem Zwiegespräch in Stillschweigen, um nochmals über den gefaßten Entschluß nachzudenken.

In Gineta wechselten wir die Thiere, und ich sprach einleitend mit Herrn H., sagte ihm von meinem unausstehlichen Kopfweh und ließ durchblicken, daß, wenn dasselbe sich nicht bessere, ich in

La Roda bleiben und dann sehen müsse, wie ich später weiter käme. Ich muß nun gestehen, daß er mir sehr davon abrieth, schlechte Wege, Hunger, Frost, ja sogar Räuber zu Hülfe rief, und vielleicht auch unseren Entschluß wankend gemacht hätte, wenn der Weg von hier nach La Roda nicht noch schlechter gewesen wäre, als der auf der ersten Station. So aber erreichten wir dasselbe so mißmuthig, so abgespannt, so gänzlich gesättigt von dem spanischen Eilwagenfahren, daß Horschelt und ich unseren beiden Reisegefährten fest erklärten, wir blieben unter jeder Bedingung hier. Viel Zeit, uns zu überreden, hatten die Anderen glücklicher Weise nicht. Der Baumeister wollte unser Gepäck mit nach Madrid nehmen, Herr H. half uns mit einigen Geldern aus, ermittelte uns im Poststall einen Delantero, der uns in das vom Ingenieur bezeichnete Haus führen wollte, und schrieb mir in meine Brieftasche im besten Spanisch eine freundliche Bitte an die Posten der Guardias civiles, um ihren Schutz; ja, Beide liefen noch mit uns an das bezeichnete Haus, mußten uns aber augenblicklich wieder verlassen, da der Mayoral in der Entfernung unter unzähligen schlimmen Redensarten nach seinen Passagieren schrie. Wir nahmen ziemlich ernsthaft Abschied von einander, ja sogar wehmüthig, und Herr H. versicherte mir später, er habe in der That nicht gedacht, daß das Ding gut ablaufen werde.

So standen wir denn in einem gänzlich fremden Orte, mitten in der Nacht, vor einer fremden Thür, ohne Kenntniß der Landessprache, und als nun in der Ferne der Eilwagen mit unseren Freunden unter Peitschenknall und lautem Geschrei davon rollte, überschlich mich ein eigenes Gefühl. La Roda war unendlich still, kein Licht schimmerte, kein menschliches Wesen ließ sich sehen; ich verglich es in Gedanken mit unseren Städten in Deutschland um diese Stunde, und sagte meinem Freunde, es sei eigenthümlich, daß hier die Neujahrsnacht so still verbracht werde — kein Schießen, kein Lärmen —, eine Aeußerung, die mir aber der sonst so geduldige lange Maler im gegenwärtigen Augenblicke höchst übel nahm; denn er

sagte, er begriffe nicht, wie man in unserer Lage noch an Schießen und Spektakel denken könne; ich solle ihm lieber helfen, an die Thür zu klopfen, damit uns endlich Jemand aufmache.

Lange Zeit blieb unser immer stärker werdendes Gepolter am Eingange des Hauses unbeantwortet; endlich erleuchtete sich ein Fenster, ein Kopf wurde hinter dem Gitter sichtbar, und so viel wir begriffen, fragte eine Stimme, was wir in der späten Nacht wollten. Hierauf gründlich zu antworten, war für uns sehr schwer, ich sagte deßhalb: Estranjeros quieren pasar la noche aqui, und reichte zu gleicher Zeit die Karte des Ingenieurs — Felix de Bona ist der Name dieses Wohlthäters — zum Fenster hinein. Sie war für uns ein Talisman, denn alsbald erwiederte die Stimme mit dem freundlichsten Tone, man werde uns augenblicklich öffnen, was auch sogleich geschah. Es war eine alte Frau, mit der wir durch das Gitter gesprochen, und die uns, nothdürftig angezogen, im Hausflur empfing und nach dem Wohnzimmer des Hauses geleitete, das in den meisten kleinen spanischen Häusern Küche und Salon zu gleicher Zeit ist. Ein großer Kamin ragt weit in diesen Raum hinein, die Heerdplatte ist dicht am Boden, und rechts und links um dieselbe stehen Stühle, auch bei wohlhabenden Leuten, wie unsere Wirthsleute zu sein schienen, ein Sopha.

Der Hausherr selbst, Don Jose, der Mann jener alten Frau, war über Land; gleich darauf aber erschien der Sohn uns aufs herzlichste bewillkommnend. Die Frau kehrte den Platz auf dem Heerde rein, brachte einen großen Haufen Reisig herbei, zündete es an und machte so ein hohes flackerndes Feuer, was uns ausnehmend wohl that. Der junge Mann erkundigte sich freundlichst, ob wir etwas zu Nacht zu speisen wünschten; da es aber nahe um Mitternacht war, so baten wir nur um Chocolade und Picatostes (in Oel geröstetes Brod), welches auch alsbald für uns zubereitet wurde. Dabei waren die Leute von einer wahrhaft rührenden Herzlichkeit, und wir hätten gewiß eine schöne

Unterhaltung mit ihnen geführt, wenn wir nur nicht so wenig vom Spanischen gewußt hätten; nur was sich auf Essen und Trinken bezog, brachten wir halbverständlich heraus, im Uebrigen aber behalfen wir uns mit Italienisch und sehr sinnreichen Pantomimen, in denen wir es jedoch schon im Laufe der nächsten Tage zu einer solchen Fertigkeit brachten, daß wir, nicht ohne die Beihülfe eines französisch-spanischen Vocabulaire, über Mineralogie, Geographie und über den Türken- und Russenkrieg eifrige Unterhaltungen pflogen.

Als unsere Chocolade fertig war, zog ich meine Uhr hervor und sah, daß es Mitternacht war, also jener Zeitpunkt, wo das alte Jahr Abschied nimmt und das neue sein Regiment antritt. Für uns war dieser Wechsel dieses Mal vielleicht bedeutungsvoller, als der mancher früherer Jahre. Nicht nur, daß wir eine weite und vielleicht auch gefährliche Reise vor uns hatten, sondern wir waren auch in der heutigen Nacht vom geraden und breitgetretenen Pfade abgewichen, um uns auf eigene Faust und mühsam auf schlechten Wegen dem ersehnten Ziele zu nähern; und wie wir so, nicht unbehaglich, am Kaminfeuer saßen, waren wir erfreut über unseren Schritt und gratulirten uns, dem maulthierlenkenden Mayoral mit seinem stoßenden Wagen entronnen und gewisser Maßen wieder die eigenen Lenker unseres Schicksals geworden zu sein; in diesem Augenblicke schlugen auch draußen die Glocken die Mitternachtsstunde, und mit spanischer Chocolade tranken wir auf das Wohl unserer Lieben, so wie der Freunde zu Hause, und ich vergaß dabei nicht, einer theuren Genossenschaft in der Heimath ein fröhliches „Glück auf!" zuzurufen.

Da wir den andern Morgen so früh wie möglich La Roda verlassen wollten, so erholten wir uns bei unseren Wirthen Rathes, ob wohl in dem Städtchen Reitthiere zu bekommen seien. Doch meinte der Sohn, es werde auf morgen früh schwer halten, er hielt es überhaupt für besser, wenn wir zur Reise nach unserem nächsten Nachtquartier Villarrobledo uns eines einspännigen

Karrens bedienen würden; das sei eine charmante Fahrgelegenheit, man könne sich auf Stroh legen, mit der Manta warm zudecken, und er sei versichert, wir würden nach angestelltem Versuche diese Art, zu reisen, dem Reiten bei Weitem vorziehen.

Obgleich es nun nicht in unserer Absicht gelegen, wie eine Waare über Land gekarrt zu werden, so war doch weiter nichts zu thun, und Horschelt, der zwei Worte mehr zu wissen glaubte als ich, schaffte also auf morgen früh um acht Uhr den bewußten Karren an. Darauf wurden wir in unser Schlafzimmer geführt, ein Gemach mit zwei ziemlich guten Betten, einem großen Zeichnentische — es war nämlich das Quartier des abwesenden Stationsingenieurs —, Büchern, großen Karten und Meßapparaten; auch eine Unzahl von Schaufeln und Hauen standen und lagen hier und dort herum.

Wir erfreuten uns eines vortrefflichen Schlafes und konnten erst des anderen Morgens um sieben Uhr durch mehrmaliges Klopfen erweckt werden. Für das Frühstück hatte die Frau besser gesorgt als für das gestrige Souper; es war fast zu viel für diese frühe Stunde; doch da uns Don Joses Sohn versicherte, wir würden den ganzen Tag nichts zu essen bekommen, so sprachen wir den gebackenen Eiern, den gerösteten Schinkenschnitten, den gebratenen Schweinscotelettes und nachher noch der Chocolade mit Picatostes tapfer zu.

Wenn auch so ein spanisches Privathaus recht gut eingerichtet ist, Küche und Keller in der Ordnung sind, es auch gute Betten hat und dergleichen, so ist dagegen in den meisten Fällen für ein anderes, sehr unentbehrliches Bedürfniß schlecht oder vielmehr gar nicht gesorgt. Man ist gezwungen, sich den Hof und die Hintergebäude zu betrachten, und findet dort oft Hausthiere, welche den Eindringling unfreundlich ansehen. So hatten wir beide am heutigen Morgen einen hartnäckigen Kampf zu bestehen mit einem schwarzen Bock und einem großen Truthan, welche eine Entwei-

hung ihres Territoriums nicht dulden wollten und außerordentlich zudringlich waren.

Die Zeche war für Spanien mäßig, wir bezahlten Jeder etwas über zwei Gulden, und unser junger Wirth schrieb uns noch für das nächste Nachtquartier eine eigenhändige Empfehlung auf unsere Marschroute hin. Diese lautete an einen Sastre (Schneider), welcher aber trotzdem den stolzen Namen Don Alonso führte.

Punkt acht Uhr war der Karren da, eine sehr einfache Maschine; er hatte zwei Räder mit einem Untergestell, zwei kurze Leitern bildeten die Seitenwände, und einige Reifen, welche oben übergespannt waren, trugen eine leichte Strohmatte, die zum Schutze gegen Sonne und Regen diente. Unsere Nachtsäcke wurden zum Sitzen benutzt und vor sie hin ein Strohbund vertheilt. In die Gabel des Karrens ward ein kräftiges Maulthier gespannt, das unser Kutscher und Führer an einer Strickhalfter hielt. Dieser Kutscher war ein gedrungener Kerl, ziemlich mangelhaft bekleidet, namentlich hatten seine Hosen eine entschiedene Neigung abwärts zu sinken, weßhalb seine linke Hand fast immer damit beschäftigt war, sie in der Höhe zu erhalten. Er trug eine geflickte Jacke, einen breitkrämpigen, zugespitzten Hut, hatte aber den unten ganz zerfetzten Mantel mit vielem Anstand um Schulter und Hals geschlungen.

Es verursachte uns einige Mühe in den Karren hinein zu kriechen, denn die Räder waren hoch und von einem Tritt keine Spur. Unser eben beschriebener Führer war der Knecht des Fuhrwerkbesitzers, dieser selbst war indeß auch mitgekommen, um sein Geld in Empfang zu nehmen. Don Joses Sohn aber nahm uns bei Seite und ersuchte uns, ihm den Betrag auszubezahlen, den er dem Anderen sogleich einhändigen werde, sobald der Knecht mit einem Zettel zurückgekehrt sei, auf welchem wir ihm seine gute Aufführung bezeugt. — „Machen Sie es künftig auch so,“ sagte er mit einem eigenthümlichen Augenzwinkern; „man kann nicht

aller Welt trauen, und lassen Sie unterwegs nirgendwo viel Geld sehen." Darauf reichten wir ihm nochmals vom Karren herab die Hände und humpelten unter ziemlich unsanften Stößen über den hartgefrorenen Boden durch La Roda hinaus ins Freie.

Ich kann nun gerade nicht behaupten, daß unser Sitz sehr angenehm gewesen wäre; wir hatten keinen Rückhalt, und daß wir die Beine und Füße gerade vor uns ausstrecken mußten, war sehr ermüdend. Eine russische Teleka ist ein viel angenehmeres Fahrzeug; sogar ein türkischer Karren, den ich einst in Rumelien benutzt, war mit mehr Comfort gebaut, als dieses spanische Landfuhrwerk. Schon nach der nächsten Viertelstunde verließen wir unseren Sitz und legten uns der Länge nach in den Karren hin. Das ging schon besser, doch sahen wir so nichts weiter vor uns, als das Hintertheil des Maulthieres, dessen Schweif sehr abgeschunden war, was wohl daher kam, weil man es beständig ganz fest nach hinten in die Deichselbäume gespannt hatte, und zwar so sehr rückwärts, daß es seine natürlichen Bedürfnisse auf unsere Füße zu verrichten pflegte, was gerade nicht die Annehmlichkeit unseres Fortkommens erhöhte.

Der Himmel war herrlich klar, aber der scharfe Wind von gestern und vorgestern stellte sich auch heute wieder ein, uns in dem offenen Fahrzeuge mehr noch durchkältend. Die Gegend war unendlich flach und öde, weit und breit weder Baum noch Strauch, das Terrain hügelig, in röthlicher Färbung, nur hie und da mit einem dünnen Streifen von magerem Grase schattirt. Unser Pfad, ein ziemlich ausgefahrener Hohlweg, zog in einer ewigen Schlangenlinie weit, weithin sichtbar Hügel auf und Hügel ab.

Nachdem wir eine Stunde im kurzen Paß unseres Maulthiers dahin gerollt waren, voltigirte unser Führer, der bisher nebenbei getrabt, auf den linken Baum der Gabel, wobei er uns freundlich zuwinkte, als wolle er sagen, es gehe ganz vortrefflich vorwärts. Der Bursche hatte ein gutmüthiges, röthliches Gesicht, nur lachte er beständig, und, wie mir schien, ohne alle Veranlassung.

Schon anfänglich hatte ich bemerkt, daß unser Maulthier beständig auf die rechte Seite drückte und unser Kutscher an dem linken Strick der Halfter zerrte, um es wieder auf den richtigen Weg zurückzubringen. Dieß mußte er nun später versäumt haben, oder der Himmel weiß, was sonst Schuld war, genug, das Thier kletterte mit einem Male rechts an der hier nicht gerade sehr steilen Böschung in die Höhe, und als der Kutscher es wieder abwärts wenden wollte, nahm er die Drehung zu kurz, und einen Augenblick nachher schlug der Karren mit uns um in den Hohlweg hinein, und wir rollten, ohne uns übrigens wehe zu thun, auf die Reifen der Decke; Nachtsäcke, Stroh und Decke fielen über uns, und es dauerte eine Weile, bis wir zur Rückwand hinausgekrochen waren. Das Maulthier, welches durch seinen Eigensinn dieses Unheil verschuldet, lag ruhig am Boden. Unser Erstes war, dasselbe von seinem Geschirr zu befreien und aus der Gabel hervorzuziehen; der Führer kratzte sich verlegen am Kopfe und schien wahrscheinlich Schlimmes zu erwarten. Wir spendeten ihm auch ein paar Carajos, gaben uns aber gleich darauf mit vereinten Kräften an die Arbeit, den ziemlich schweren Karren aufzurichten, was uns auch nach großer Mühe gelang.

Das war ein schlechter Anfang für unsere Landtour, und wir waren am unangenehmsten überrascht von der Entdeckung, daß es einem Karren überhaupt möglich sei, umzuwerfen; wir hatten dieß viel eher bei den hoch aufgepackten und schweren Eilwagen für möglich gehalten. Unser Vertrauen auf die neue Fahrart war gänzlich dahin, und da wir nebenbei der unbarmherzigen Stöße satt waren, auch durch und durch gefroren, so beschlossen wir, zu Fuß zu gehen. Das Maulthier, wieder eingespannt und sehr erleichtert, sprang nun in schnellerer Gangart vor uns her, und wir folgten in kurzem Trabe. Es hatte das aber auch seine Beschwerden, denn oft stieg das Terrain anhaltend, was namentlich für mich ziemlich ermüdend war. Der Maler mit seiner dürren Gestalt und seinen langen Beinen kam schon besser fort

und wollte sich über meine Weichlichkeit zu Tode lachen, als ich mich endlich an den Karren festhängte und so mit fortschleppen ließ.

Wir boten übrigens auf der weiten, unendlichen Fläche eine Gruppe, die des Aufzeichnens in der That werth gewesen wäre. Vorn der Kutscher, freundlich grinsend, dann Maulthier und Karren, ich mit den Händen hinten an festgeklammert, und Horschelt nebenher laufend, in seine Bettlermanta gewickelt. Er hatte sich nämlich eine von grauem Zeuge gekauft, wie sie die Maulthiertreiber zu tragen pflegen; denn er behauptete, eine solche sei viel schöner und malerischer. Dazu der scharfe Wind, hier und da tiefer, weicher Boden — es war wirklich eine Vergnügungstour, wie ich lange keine erlebt. Nebenbei hatten wir die Aussicht, so den ganzen Tag bis zur sinkenden Nacht fortziehen zu können, denn wir mußten sieben Leguas bis Villarrobledo machen.

Nach einer halben Stunde schon hatte ich des unsinnigen Trabens genug; ich ließ das Maulthier einen kurzen Schritt gehen; denn warum sollte ich mich abplagen, um vielleicht eine Stunde früher das Nachtquartier zu erreichen? Wir zündeten eine Cigarre an und dachten an die beiden Freunde und Reisegefährten, die auf unserer rechten Seite in den weichen Sitzen des Eilwagens vor dem Winde geschützt, vielleicht vortrefflich frühstückend, gegen Madrid rollten. Ja, wir waren boshaft genug, ihnen ebenfalls ein kleines Ungemach zu wünschen, einen holperigen Weg oder dergleichen, eine langsame Fahrt, nur sollten sie gerade keinen Schaden nehmen.

Unter solchen angenehmen Gesprächen zogen wir nun vor dem Karren durch die Mancha dahin. Rechts hatten wir Campo de Montiel, den classischen Boden Don Quixotes und seines Stallmeisters. Wollte Cervantes, als er seinen Roman in diese öde und einförmige Gegend verlegte, der Phantasie seines Helden den größtmöglichen und weitesten Spielraum lassen, sie mit seinen Gebilden zu bevölkern, oder wählte er diese menschenleere Gegend, um es glaubwürdig zu machen, daß der sinnreiche

Edle sein Wesen so lange treiben konnte, ohne als Wahnsinniger eingefangen zu werden? Ich glaube das Erstere; denn mit einer etwas erregbaren Einbildungskraft hier durch diese gewaltige Fläche ziehend, ist man wohl im Stande auf seltsame Gedanken zu verfallen und, wenn man den Kern einer ähnlichen Narrheit in sich trägt, so weit zu kommen, daß man seinen eigenen Schatten für einen Angreifer, Windmühlen für Riesen hält.

La Roda war längst unseren Blicken entschwunden und ringsumher, so weit man sehen konnte, kein Dorf, kein Haus, keine Spur einer menschlichen Wohnstätte. Wellenförmig breitete sich das Terrain nach allen Richtungen aus, aber ohne daß der Horizont durch eine erhabene Bergkette begränzt worden wäre. Der Färbung nach schien übrigens vor uns etwas dergleichen zu sein, denn dort verwandelte sich das gelbliche Roth der Haide in Grau, später in Violet; aber es war nur ein flacher Streifen ohne die ausgesprochene Form eines Gebirges. Vielleicht war dort eine Waldung, und das hätte uns in der langweiligen Oede, in der wir nun schon mehrere Stunden fortgingen, einige Abwechslung gewährt. Aber unser Führer meinte, es sei hier weit herum kein Wald, es ginge immer nur in gleicher Art fort, Hügel auf und Hügel ab nach Villarrobledo, Tembleque bis Madrid, immer gleich, immer gleich. Auch begegneten wir bei unserem Marsche Niemanden; es schien uns, daß es hier in Spanien nicht Sitte sei, viel über Land zu reisen; ja, unser Mann erklärte uns, er sei erst einmal in Villarrobledo gewesen, und das wäre seine längste Reise. Was wir schon in Catalonien bemerkt, fanden wir hier in Castilien, nur nicht in dem ausgedehnten Maßstabe wie dort: auch hier kamen wir zuweilen an bearbeiteten Feldern vorbei, ohne daß wir die Wohnungen entdeckt hätten, wo sich die Menschen aufhielten, welche dieses Feld bebauen.

Endlich sorgte der Himmel für einige Abwechslung; es zogen Wolken auf, deren Schatten die stille Fläche in etwas belebten, und es gewährte uns Unterhaltung, wenn wir den lang=

gestreckten Flecken zusahen, die von weither auf dem hellen Grunde wie dunkle Schaaren bald langsam, bald geschwind näher zogen.

Zum Fahren hatten wir beide keine Lust mehr, und so zogen wir rüstigen Schrittes dahin, bis wir gegen zwei Uhr endlich einige Wohnungen vor uns entdeckten. Bei denselben hatten wir etwas über die Hälfte des Weges gemacht. Es waren elende Hütten, die da bei einander lagen, von Lehm aufgeführt; nur ein paar hatten Fenster, bei den übrigen wurden Licht und Luft zur Haus- und Zimmerthür hereingelassen. Es war nicht daran zu denken, hier etwas Eßbares zu erhalten; doch suchten wir nur ein Obdach, um wenigstens eine Weile vor dem immer toller werdenden Winde geschützt ausruhen zu können. Indeß ließen wir vor mehreren Hausthüren vergeblich unser Hoje erschallen; entweder war niemand zu Hause, oder die Baracken waren überhaupt verlassen. Letzteres schien mir am glaubwürdigsten; denn hier und da waren die Mauern halb zusammengestürzt, der Kamin heruntergeweht, und große Spalten im Dache ließen allerlei Vögel aus und ein spazieren. Bei einer alten Frau fanden wir endlich ein Unterkommen, aber nur ein Unterkommen im einfachsten Sinne des Wortes. Wir mußten uns auf einen Herdstein niedersetzen; das einzige Wassergefäß hatte der Mann mit aufs Feld genommen, und Brod, sagte die Frau, bekäme sie erst heute Abend wieder. Leichtsinniger Weise hatten wir es versäumt, uns etwas Mundvorrath mitzunehmen. Der Maler meinte, es sei eine Art Verweichlichung, wenn man sich mit so vielem Eßbaren vorsehe, bei einer Tour übers Land nehme man fürlieb mit dem, was man gerade finde. Er habe das im bairischen Gebirge immer so gehalten. Der Unglückliche! das baierische Gebirge mit der Mancha zu vergleichen! Dort fand er wenigstens auf jeder Alm etwas Genießbares, einen Kübel Milch und ein Stück Brod, die Sennerin gar nicht mitgerechnet, hier aber — nun, er mußte mit mir dafür leiden, und vielleicht mehr als ich; denn ich konnte es am Ende schon ein paar Tage länger ohne gute Mahlzeit aushalten.

Da ich nun meinen Don Quixote ziemlich im Kopfe habe und ihn trösten wollte, so gut wie möglich, so sagte ich ihm aus der Rede des sinnreichen Edlen, was derselbe bei ähnlicher Veranlassung seinem getreuen Stallmeister Sancho Pansa zum Besten gab: „Erfahre also, Sancho, daß die Ehre der irrenden Ritter darin besteht, in einem Monate nicht zu essen, und selbst wenn sie essen, das, was ihnen in die Hände fällt. Du würdest auch davon versichert sein, wenn du so viele Historien wie ich gelesen hättest; denn trotz der großen Menge habe ich nicht in einer einzigen erwähnt gefunden, daß die irrenden Ritter gegessen hätten, wenn es sich nicht etwa traf, daß man ihnen ein prächtiges Banket anrichtete; sonst begnügten sie sich an den übrigen Tagen mit Entbehrung. Wenn ich nun freilich wohl einsehe, daß sie nicht ohne Essen so wie die übrigen natürlichen Bedürfnisse leben konnten, denn sie waren eben solche Menschen, wie wir es sind, so versteht es sich doch auch von selbst, daß sie die meiste Zeit ihres Lebens in Waldungen und Einöden, und zwar ohne einen Koch, zubrachten, daß sie sich an Entbehrungen gewöhnen mußten, um selbst ohne die allergewöhnlichsten Speisen geraume Zeit bestehen zu können."

Nachdem wir jene ungastlichen Häuser verlassen, erreichten wir in kurzer Zeit den dunklen Streifen, den wir von Weitem gesehen und den ich für einen Wald gehalten hatte. Es war aber nichts als eine Haide, mit mannshohen Buxbaumsträuchern bewachsen, die ziemlich dicht standen, natürlicherweise auch in dieser Jahreszeit belaubt waren, für uns aber die Unannehmlichkeit hatten, daß sie den Boden feucht und schlammig erhielten, weil Sonne und Wind nicht auf den Weg dringen konnten. Bis hieher hatten wir doch wenigstens einen erkennbaren Pfad gehabt, durch diese Sträucher aber führten beständig ein Dutzend Wege durch einander in den eigensinnigsten Windungen, bald rechts, bald links ein Gebüsch, einen Hügel umgehend, was außerordentlich ermüdend war.

Seit unserem Abenteuer von heute Morgen hatten wir den Karren nur auf Augenblicke bestiegen, um zuweilen ein wenig auszuruhen; hier aber in dem schwarzen feuchten Moorgrunde brachte ihn das Maulthier kaum unbeladen und dann auch nur sehr langsam von der Stelle. Es wäre dieß übrigens ein prächtiges Terrain gewesen, um ein paar arme Reisende auszurauben, und ein einziger Kerl wäre damit zu Stande gekommen; er hätte nur auf Schußweite hinter einem Strauche her uns unter Anschlagung seines Gewehrs zu ersuchen gehabt, uns gefälligst mit dem Gesicht auf die Erde zu legen. Ich bin überzeugt, unser Führer wäre gleich niedergestürzt, und uns, in der Ungewißheit, mit wie Vielen man es denn eigentlich zu thun habe, auch wohl nichts Anderes übrig geblieben. Wir unterhielten uns über dergleichen Gegenstände, so wie auch über andere, rauchten eine Cigarre um die andere und erreichten endlich, lange aufwärts steigend, eine Art Hochebene, wo die Burbaumgesträuche lichter wurden und uns eine weitere Aussicht gestatteten.

Die Ebene dehnte sich immer noch in gleicher Einöde und Langweiligkeit rings um uns aus; nur gerade vor uns war eine kaum merkliche Erhöhung, und auf derselben erkannten Horschelts scharfe Augen Windmühlen. — „Villarrobledo!" rief zu gleicher Zeit unser Führer. — Ach! unser Nachtquartier! Der Anblick stärkte uns wunderbar; auch das Maulthier fand hier wieder einen besseren Weg, und so zogen wir mit beschleunigten Schritten dahin.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags. — „Wie viele Stunden werden wir noch bis an das Dorf haben?" fragte ich den Maler. — „Ich schätze," meinte er, „daß wir um fünf Uhr dort sein können." — Also noch volle zwei Stunden! Ich fragte auch unseren Führer über seine Ansicht und erschrack recht ordentlich, als er entgegnete, er glaube nicht, daß wir vor sieben Uhr ankommen werden. Und doch schien uns das unmöglich; schon nach einer halben Stunde sah auch ich die Windmühlen, Horschelt aber

erkannte die Flügel und sagte, dieser oder jener drehe sich. Auch Häuser wurden nach und nach erkennbar; da war es aber schon halb Fünf geworden. Um fünf Uhr sahen wir das Nest deutlicher, da fing es an zu dämmern und wir hofften, unser Nachtquartier in einer Viertelstunde zu erreichen.

Doch waren wir noch an keine Tour in der Mancha gewohnt, wir kannten dieses flache, unendliche Terrain noch nicht, ebensowenig die klare und reine Luft, noch die anscheinend so kurzen Entfernungen, die sich stundenlang gleich zu bleiben scheinen, und welche Fußgänger, ja sogar Reiter fast zur Verzweiflung bringen können. Wir zogen still seufzend unseres Weges dahin, jetzt wieder hinter dem Karren, denn wir hatten abermals einen Hohlweg erreicht, auf dessen beiden Rändern wir der Dunkelheit wegen nicht marschiren konnten. Es war vollkommen finster geworden, die Sterne leuchteten mit einem ungewissen Scheine und ein oder zwei Lichter aus Villarrobledo, die wir endlich sahen, wollten nicht näher kommen.

Es wurde sechs Uhr, es wurde sieben Uhr, es wurde halb Acht, — da endlich hatten wir — nicht das Dorf erreicht, doch einen so bodenlos schlechten Weg, daß wir fest überzeugt waren, jetzt endlich einer spanischen Ortschaft nahe zu sein. Und so war es denn auch. Noch eine Viertelstunde ging es die so lange gesehene Anhöhe hinauf, dann kamen wir an eine Reihe Häuser, die ein Mittelding zwischen Straße und Platz bildeten — der Anfang von Villarrobledo.

Für Leute, wie wir, die hungrig und müde auf ein freundliches Nachtquartier hoffen, für die der Lichtschimmer aus irgend einem Fenster so wohlthuend ist, war der Anblick dieses Nestes wahrhaft trostlos. Ein Haufe niedriger Häuser, fast ohne Fenster, mit hohen verschlossenen Thüren, fast ohne den Schimmer eines Lichtes, eine Gasse, die bald rechts, bald links lief, mit Schnee und Schmutz bedeckt und so menschenleer und öde, daß unsere Schritte und der Hufschlag des Maulthiers wahrhaft erschreckend

wiederhallten, nahm uns ungastlich und wie befremdet in sich auf. So gut wir konnten, trösteten wir uns mit dem Andenken an La Roda, dessen Häuser von außen auch sehr wenig versprachen und welches uns doch so freundlich beherbergt hatte. Wo aber war hier der Mann zu finden, an den wir empfohlen waren — der Schneider Don Alonso? Ein paar Mal sahen wir wohl in der Entfernung irgend eine schattenhafte Gestalt, in einen dunkeln Mantel gewickelt, doch huschte das jedesmal bei unserem Anrufen wie ein scheues Gespenst um eine Ecke. Endlich gelang es dem Maler, einen solchen Einwohner von Villarrobledo einzufangen, der uns denn auch in kurzer Zeit vor das Haus des Schneiders brachte.

Hier sah es schon besser aus; auf unser Pochen öffnete sich das Thor, wir traten in einen ziemlich ordentlichen Hof, und der Hausherr kam uns gleich in Hut und Mantel entgegen. Ich reichte ihm die Visitenkarte, sowie das Empfehlungsschreiben unseres Wirthes in La Roda; doch als er Beides gelesen, zuckte er die Achseln und bedauerte, uns nicht bei sich aufnehmen zu können, da seine Frau bedeutend erkrankt sei und sich also Niemand unserer Bewirthung annehmen könne. Doch setzte er augenblicklich hinzu, als er unsere sehr verlängerten Gesichter bemerkte, er werde uns alsbald in eine Posada führen, wo wir vortrefflich aufgehoben seien.

So klapperten wir abermals durch die öden Straßen und ließen unsere Köpfe mit dem Maulthier um die Wette hängen. O weh! in eine spanische Posada! Und das nach dem heutigen Marsche! das Beste an der Sache war, daß wir nicht weit mehr zu gehen brauchten, denn schon nach einigen Schritten hatten wir das Thor der Posada erreicht. Hier war Alles finster und verschlossen; es schien kein Mensch in dem Hause zu sein. Don Alonso klopfte an; es wurde eine kleine Thüre geöffnet und uns, als man den Schneider mit Reisenden erkannte, augenblicklich der Eingang gestattet. Plötzlich befanden wir uns hier in

einer ganz anderen und merkwürdigen Umgebung. Der Thorweg führte in den weiten unteren Theil des Hauses, ein großes Gemach, das auf Holzpfeilern ruhte und verschiedene Abtheilungen hatte. Die, zu welcher wir herein traten, war leer und halbdunkel; doch strahlte aus dem Hintergrunde heller Feuerschein und wir hörten nicht allein den Klang von menschlichen Stimmen, sondern auch Guitarren-Accorde und das Knackern von Castagnetten. Das versprach schon etwas.

Wir schritten ermuthigt weiter und kamen bald in das eigentliche Wohnhaus, das auch hier zugleich Küche und Aufenthalt der Gäste war. Ach! hier sah es bunt und malerisch, ja in der That recht heimlich aus. Auf der Herdplatte am Boden brannte ein so riesenhaftes Feuer, daß die Flamme bis hoch hinauf in den Schornstein fuhr. Zu beiden Seiten desselben, auf Bänken, Stühlen und Fässern, saß und lag eine ganz auserlesene Gesellschaft: Maulthiertreiber, Krämer, Wegschützen, Contrebandiers, kurz, ein Dutzend Männer in der ungezwungensten Haltung, in meistens recht lumpigen, aber dabei nicht übel aussehenden Costumes. Einer arbeitete auf der Guitarre herum, sang auch zuweilen eine Strophe, bei deren Refrain die Anderen einfielen, mit den Händen klatschten, oder, die Fäuste unter den Kopf gestemmt, lächelnd zuhorchten. Es war eine malerische, bewegte Gruppe, der das flackernde Herdfeuer die prächtigste Beleuchtung verlieh und durch den hin und wieder zuckenden Schein die blitzenden Augen und das lebendige Mienenspiel noch erhöhte; denn bald fuhr ein leichter Schatten über die Köpfe, bald wurden sie wieder hell bestrahlt von der röthlichen Gluth.

Vor dem Feuer aber stand ein Mädchen, dessen Gesicht wir nicht sehen konnten, da es uns den Rücken wandte. Sie dirigirte eine große Bratpfanne, welche auf einem eisernen Untersatz ruhte und in der es prasselte und schmorte. Sie mußte jung sein, das sah man an dem leichten zierlichen Wuchse, auch gewiß schön, denn die jungen Burschen um das Feuer wandten bei irgend

einem Worte des Liedes lachend ihre Augen nach ihr hin, worauf sie den Kopf zurückwarf und etwas erwiederte, was ich nicht verstand.

Der Wirth des Hauses ließ uns übrigens keine Zeit, die Gruppe um das Feuer näher zu betrachten; er schritt uns voran durch den entfernt vom Herde immer dunkler werdenden Raum. Hier waren rechts und links an der Mauer schon besetzte Schlafstätten, ein Bund Stroh, eine wollene Decke, einige Maulthiersättel und Geschirre, deren Messingzierrathen zuweilen leise klirrten, wenn sich der Schläfer herumwarf, oder die aus irgend einer Ecke hervor im Wiederschein des Feuers glänzten, eben so wie manches leuchtende Augenpaar, das sich bei unserem Vorüberschreiten öffnete und seufzend wieder schloß.

Das uns angewiesene Zimmer war nun eigentlich nur die durch eine dünne Wand geschiedene Fortsetzung des scheunenartigen Hauses. Die Dachsparren gingen an einer Seite bis tief herunter; mit dem Verschluß der Ziegel auf denselben hatte man es nicht sehr genau genommen; denn wenn man eine geeignete Stelle traf, so sah man deutlich die Sterne durchschimmern, das einzige Behagliche in demselben war neben dem in der That gutmüthigen und freundlichen Gesicht des Wirthes und der Wirthin ein großer Brassero voll glühender Kohlen, der eine angenehme Wärme ausströmte.

Was nun das Bett anbelangt, so war es dem Lager Don Quixote's in dem Abenteuer mit der Asturianer Magd so erschreckend ähnlich, daß ich nicht umhin kann, die Worte des spanischen Dichters hier abermals zu erwähnen. „Es war,“ so sagt er, „auf zwei ungleichen Brücken erbaut, über welche man vier ungehobelte Bretter legte, auf diese wurde eine Matratze, nicht dicker als eine Decke ausgebreitet, voller Knollen, die, wenn man nicht an einigen gewissen Stellen gesehen hätte, daß sie Wolle waren, man dem Gefühle nach wohl für Kiesel hätte halten können; dazu zwei Betttücher aus steifem Leder und eine Bettdecke, deren Fäden man,

ohne sich um einen zu verrechnen, hätte zählen können, wenn man sich die Mühe hätte geben wollen."

Obgleich ich überzeugt bin, daß es dem edlen Cervantes sehr gleichgültig sein kann, daß ich die Wahrheit seiner Schilderung hiemit bezeuge, so kann ich es doch bei meiner Wahrheitsliebe nicht unterlassen. — Einige Abtrocknung unserer Stiefel und Strümpfe war das erste nothwendige Geschäft, das wir unternahmen. Mit den letzteren sah es, wenn unsere folgende Tour nicht vom Sonnenschein begünstigt war, sehr traurig aus; wir hatten in unsere Nachtsäcke nur sehr wenig packen können, bei der großen Eile, mit der wir die Diligence verlassen hatten, vorher nicht an unsere Tour denkend.

Nachdem der Wirth unseren Brassero geschürt, ging er, unser Nachtessen zu bestellen, was ungefähr eine kleine halbe Stunde in Anspruch nahm. In dieser Zeit machten wir es uns so bequem wie möglich und empfingen auch den Besuch des hier stationirten Eisenbahn-Ingenieurs, eines Bekannten von Herrn B., nach dessen Befinden er sich eifrigst erkundigte. Hier nun kam uns unsere Sprachunkenntniß recht zu Statten; denn da wir jenen Herrn, auf den wir uns beriefen, in unserem ganzen Leben nicht gesehen, so wäre es auch sehr schwierig für uns gewesen, über seine Person, Aufenthalt und Gesundheit Nachricht zu geben; sein College mußte also unsere gewiß verkehrten Antworten dem angegebenen Grunde beimessen. Uebrigens hatten wir im Sprechen doch schon einige Fortschritte gemacht, und im Verlauf unserer Unterhaltung erzählten wir von den deutschen Eisenbahnen, sogar vom schwäbischen Alp-Uebergange bei Ulm zur großen Zufriedenheit unseres Ingenieurs.

Endlich kam das Nachtessen und nach fast zwölfstündigem Fasten und Marschiren sahen wir eine übergroße Schüssel voll Geflügel und Reis mit großem Behagen auftragen. Der gute Ingenieur war discret genug, nicht unser Gast sein zu wollen, und so attaquirten wir unser Gericht von zwei Seiten mit dem

größten Eifer. Was uns einigermaßen im Essen genirte, war die Anwesenheit des ganzen weiblichen Hauspersonals während desselben in unserem Zimmer. Die Wirthin selbst hatte die Schüssel gebracht, ihr folgte das junge Mädchen vom Herd — in der That, es war jung und schön — dann kam eine ältere Schwester, ferner ein anderes Frauenzimmer, nicht minder die Küchenmagd, und schließlich eine stämmig, nicht üble Weibsperson mit hellblonden Haaren und einigem Stallgeruch. Sämmtliche Ebengenannte stellten sich im Halbkreise um unseren Tisch herum und schauten buchstäblich jedem Bissen zu, den wir in den Mund steckten. Zuerst genirte uns diese Geschichte, dann fanden wir sie recht komisch, was sie auch in der That war. Obgleich wir zum Oeftern für die Aufmerksamkeit und Ehre dankten, so blieben doch Alle hartnäckig an ihrem Platze. Ja, als wir darauf in einem fort allerlei Gegenstände verlangten, als: noch mehr Brod oder Salz, Pfeffer, Wein, so sprang eine fort, das Geforderte zu holen, kehrte aber so eilfertig an ihren Platz zurück, als fürchte sie, etwas höchst Interessantes zu verlieren. — Und nicht nur in Villarrobledo fanden wir diese seltsame Sitte, auf allen anderen Touren im Inneren Spaniens ist uns das Gleiche begegnet; es ist eine Ehre, welche man den Reisenden damit zu erweisen glaubt.

Das Geflügel in unserem Reis war ein halber wälscher Hahn, den wir glücklich beseitigten, um uns dann an die andere Hälfte zu machen, die gebraten aufgetragen wurde. Dann folgte noch eine uns unbekannte, fast widerlich süße Speise, sowie harter saurer Käse, den wir übrigens auch nicht ungestraft entließen, geröstete Mandeln und Chocolade. Dazu tranken wir einen sehr guten schwarzen Landwein, hatten vortreffliches Brod, kurz, ein Souper, bei dem es sich schon aushalten ließ.

So groß unsere Ermüdung auch war, so mochten wir doch nicht sogleich unser zweifelhaftes Bett aufsuchen, sondern begaben uns in das Vorhaus, wo die Gruppe um den Herd noch immer

ihr gleiches Wesen trieb; nur der Guitarrenspieler war durch einen anderen abgelöst worden; auch das junge Mädchen stand abermals am Feuer und bereitete irgend eine Speise für neuangekommene Gäste.

Es war das eine schlanke, zierliche Gestalt mit schwarzen Haaren und großen, lebhaften Augen. Sie besorgte ihr Geschäft mit einer angebornen Grazie und hatte dabei Zeit genug übrig, verschiedene, wie uns schien, pikante Antworten auf die zudringlichen Fragen und Bemerkungen der Maulthiertreiber nach rechts und links auszutheilen. Dabei übersah sie aber ihre Pfanne und drei oder vier Kochtöpfe, die um das Herdfeuer standen, mit großer Leichtigkeit und ohne viel Wesens dabei zu machen. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie einfach hier in diesen ländlichen Wirthshäusern die Kocherei betrieben wird. Unter Sprechen und Lachen setzt die Hausfrau oder eine ihrer Töchter Reis, Wasser und Hammelsfett ans Feuer, versucht nach einiger Zeit die Brühe, wirft Salz oder Pfeffer nach, doch vergißt sie während alles dieses die Unterhaltung nicht und reicht dabei mit der freundlichsten Miene den Umhersitzenden Holzkohlen für ihre Papier-Cigarren.

Die ganze Wirthschaft hier am Herde hatte etwas Zigeunerartiges; denn, wie schon bemerkt, die Kochanstalten hätten unter freiem Himmel nicht einfacher sein können und nicht zwangloser die Gruppen der um das Feuer her Lagernden. Eine Figur für einen Hauptmann war auch da — ein alter, grauer Contrebandier oder Flurschütz, oder beides zugleich; und dann vor allen Dingen Preciosa nicht zu vergessen, Preciosa vor der Bratpfanne, die gegen Jeden freundlich war, ohne Einem eine Vertraulichkeit zu erlauben. Sie hatte in der That prächtige Augen, und wenn sie so zuweilen unter den langen Wimpern hervor nach uns fremden Reisenden herüberschielte und auf einem solchen Blicke ertappt wurde, so überflog ein freundliches Lächeln ihr Gesicht, und die emporgehobenen Lippen zeigten ihre blendend weißen

Zähne. Ihr Anzug war einfach, aber hübsch: sie trug einen rothgestreiften, ziemlich kurzen Rock, dazu eine Art von schwarzem Mieder mit silbernen Knöpfen und hatte um den Kopf ein gelb und weißes Tuch gebunden, dessen Zipfel hinten herab hingen. Ich will gern zugeben, daß alles das durch die eigenthümliche Umgebung und das flackernde Herdfeuer verschönert wurde, aber Preciosa war auch bei Tag eine reizende kleine Spanierin.

Jetzt war die Kocherei beendigt, die Hungrigen verzehrten ihr Essen theils am Feuer, theils nahmen sie es mit in einen dunkeln Winkel, vielleicht zu einem Cameraden, der dort schon ausgestreckt lag. Die ersteren, welche unter unseren Augen soupirten, versäumten nicht, uns zu Gast einzuladen, was wir natürlicherweise abschlugen, dagegen gern zuschauten; mit welchem Anstand, mit welcher Ruhe nun ihrer Drei, Vier aus einer Schüssel aßen! Da wurde kein rohes Wort gehört, da wartete immer Einer, bis der Andere seinen Löffel voll herausgeholt, keine Gier, keine Hast, ja sie munterten sich gegenseitig auf, doch der Schüssel tapfer zuzusprechen. Natürlich fehlte ihnen gutes Brod nicht, ebensowenig Landwein, den sie aber auf eine eigenthümliche Art zu sich nahmen. Sie hatten ein Glasgefäß, fast wie eine kleine Gießkanne geformt, dessen Rohr sie vor den geöffneten Mund setzten, ohne es aber mit den Lippen zu berühren, und dann das Getränk nur hinablaufen ließen. Auf diese Art kann man mit Jedem trinken, ohne befürchten zu müssen, in eine vielleicht unangenehme Berührung zu kommen.

Als alle Töpfe entfernt waren, wurde der Herdplatz rein gefegt und ein wahrer Berg von Reisig aufgethürmt, der eine solche Gluth hervorbrachte, daß sich alle Köpfe scheu in die Ecke drückten und wir in den entferntesten Winkel rücken mußten. Bei dem aufflackernden Feuer entdeckte ich auch unseren Führer, der ebenfalls abgespeist hatte und uns nun freundlich zugrinste. Er wurde übrigens den ganzen Abend von den Anderen verhöhnt,

denn er hatte es nicht verschweigen können, daß er uns heute Morgens in den Graben geworfen.

Nachdem die Gluth wieder zusammengesunken war, stellte sich auch der Kreis um das Feuer wieder her. Preciosa stand vor demselben, sie hatte den rechten Arm in die Seite gestemmt und blickte nachdenkend in die glühenden Kohlen. Der Guitarrist der neben ihr saß, schaute sie auffordernd an und berührte endlich mit dem oberen Theile seines Instrumentes leicht ihren Arm; sie blickte fragend nach der Seite, und als er nun auf seinem Instrumente hastig einige Accorde herunterriß und dazu mit dem Kopfe gegen sie nickte, lachte sie und nickte ebenfalls, worauf er taktgemäß zu spielen begann. Preciosa senkte ihre beiden Hände in die Taschen ihres Kleides, holte ein paar Castagnetten heraus, welche sie an ihren Daumen befestigte, dann hob sie das Köpfchen stolz empor und begann die Accorde mit einem leisen, aber außerordentlich taktsicheren Geknacke zu begleiten. Alle im Kreise schmunzelten, und als sie nun gleich darauf mit einer hellen, nicht unangenehmen Stimme nach der bekannten, spanischen Landesweise zu einem Liede ansetzte, klatschten Alle in den Pausen taktgemäß mit den Händen, und das Vergnügen war allgemein.

Sie sang:

Yo soy la Jitana
La jembra que va,
Sin hoy ni mañana
De aquì para allá;
Y erramo consuelos . . .
Y entono primores . . .
Y vendo gunuelos . . .
Y galas y flores:
Y largo se cura
Por poco parné:
La güena — ventura
Quien la quié sabé?

Naide, naide toque andana
Too lo dica la Jitana
chachipé!
Venga el unto y lo parné.

und als sie geendet, machte sie schnell gegen uns eine leichte Neigung mit dem Kopfe, drehte sich auf dem Absatze herum und verschwand darauf in der Dunkelheit.

Eine neue Weise wurde nun angestimmt und ein Anderer sang ein Lied. Doch wurde das Concert nicht mehr lange fortgesetzt denn der Guitarrist, der ein anderes Gelüste zu haben schien, übergab sein Instrument dem Nebenmanne, sprang in die Höhe und fing an, unter lautem Gelächter und Beifallsrufen auf dem freien Platze vor dem Feuer zu tanzen. Er war ein hübschgewachsener Bursche von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, in einer runden andalusischen Jacke, engen kurzen Hosen und Ledergamaschen; er setzte die Füße auf eine zierliche Art, schlug bald in die Hände, bald auf seine Kniee, und so oft er sich dem Innern des Hauses zuwandte, rief er ein lautes Hoje hinüber.

Nicht lange blieb diese Aufforderung zum Tanze unbeantwortet; zuerst hörte man in der Entfernung Klappern von Castagnetten, die in den Takt des Tanzes einfielen, und dann erschienen sämmtliche drei Töchter des Wirthes, die sich bei uns am Feuer niederließen und mit ihren Castagnetten schlugen. Ihnen folgte die Wirthin, dann die Küchenmagd mit der Dame vom Stall, welch beide letztere eine Zeitlang dem Tanze zuschauten, dann aber geschwind in ihre Taschen fuhren und ihre Castagnetten ebenfalls herausholten. Und nun begann ein so unerhörtes Geklapper und Geknacke, daß man kaum noch die Guitarrenklänge und sein eigenes Wort vernehmen konnte. — „Bolero! Bolero!“ riefen ein paar Stimmen, die beiden Mägde traten einige Schritte zurück, die Wirthin nickte auf einen fragenden Blick ihrer Töchter mit dem Kopfe, dann sprangen auch diese in die Höhe, stellten sich gegenüber auf, drei junge Burschen folgten ihnen, und nun begann ein

Ballet so originell, so amusant, daß wir unter lautem Gelächter und mit dem größten Vergnügen zuschauten.

Ich weiß den Namen des Bolero nicht mehr, den sie tanzten, doch bestand er aus einer Menge verwickelter Figuren, wozu Tänzer und Tänzerinnen und ich muß gestehen, vor Allen die blonde Viehmagd, ihre Füße so kunstgerecht setzten, als hätten sie es von einem tüchtigen Balletmeister erlernt. Die Musik ging übrigens immer geschwinder, begleitet von dem wirbelnden Knacken der Castagnetten; die Tanzenden erhitzten sich offenbar und wanden sich schlangenartig hin und her, bald den Kopf bittend gesenkt, bald ihn drohend in die Höhe geworfen. Dabei gingen die Hände vor und zurück, meistens in taktmäßiger Bewegung. Ich kann nicht läugnen, daß eine Spur vom französischen Cancan darin zu finden war. Der Spektakel wurde noch vergrößert durch das Händeklatschen der am Feuer Sitzenden, durch Zungenschnalzen und durch aufmunterndes, sowie Beifalls-Geschrei. „Ole! Ole! Salero!" rief bald Der, bald Jener, und so wurden Tänzer und Tänzerinnen so lange gesteigert, bis sie am Ende nicht mehr konnten und tief athmend, aber lachend auf ihre Plätze zurückfielen. Für uns war die ganze Scene neu und höchst interessant; es war nichts Gemachtes oder Vorbereitetes, Alles improvisirt, so recht aus dem Volksleben, voll natürlicher Wildheit und dabei doch nicht ohne Grazie.

Nach kurzem Ausruhen fingen übrigens Guitarre und Castagnetten wieder an und laut und stürmisch wurde Preciosa um den Fandango gebeten. Anfänglich achtete sie gar nicht darauf; ja, sie zuckte mißmuthig die Achseln und warf den schönen Kopf trotzig in die Höhe, worauf der junge Bursche, der vorhin angefangen, lachend vor sie hinsprang und den genannten Tanz, ihn gewissermaßen carrikirend, auf eine so komische Art begann, daß Alles laut hinauslachte, das Mädchen ebenfalls; dann sprang sie plötzlich in die Höhe, zog ihre Castagnetten fester an, drückte das Mieder in die schlanke Taille hinab, hob sich aus den Hüften her-

aus, bog sich rechts und links durch und stand nun mit einem Mal fest, den Kopf trotzig erhoben, mit einem Zuge von Verachtung auf den Lippen, die Brust vorgedrückt, den rechten Arm in die Seite gestemmt, den rechten Fuß fest vorgesetzt. — „Ole! Ole!“ rief der ganze Kreis, wir ebenfalls mit und klatschten dabei eifrig in die Hände, denn die Haltung des schönen Mädchens hatte etwas unaussprechlich Reizendes und Herausforderndes.

Jetzt begann der Tanz zwischen den Beiden, er umkreiste sie flüchtig, bittend, wobei er suchte, sich ihr auf alle Weise zu nähern. Sie drehte sich kalt und stolz im Kreise, wobei sie ihre Zähne fast mehr sehen ließ, als ihre Augen. Sie ließ ihn oft sich ziemlich nahe kommen, um ihn dann mit dem Blitz ihres hellen Auges zurück zu schrecken; nach und nach aber wurde sie erwärmt, weicher, nachgiebiger; sie blickte ihn zuweilen ohne Strenge von der Seite an, um ihren Mund spielte dann und wann ein leichtes Lächeln; ja, er durfte schon ihre Fingerspitzen berühren und den schüchternen Versuch machen, seine Hand um ihre schlanke Taille zu legen. Zuerst war das nur ein Versuch, den sie durch einen strengen Blick vereitelte. Dann aber duldete sie seine Umschlingung vielleicht eine Secunde lang, nun länger, bis sie endlich fest in seinen Armen lag und ihn nur auf Augenblicke verließ, um mit neuer Gluth an seine Brust zu fliegen. So steigerte sich der Fandango von Takt zu Takt; die Zuschauer sahen mit gespannter Aufmerksamkeit hin, die Castagnetten schlugen bald leise wie zitternd an, dann wieder mit ein paar vollen, kräftigen Schlägen; um den Mund des jungen Tänzers spielte ein vergnügliches Lächeln, wenn das Mädchen sich ihm auf Augenblicke entwand und offenbar in der Absicht floh, sich gleich wieder von ihm fangen zu lassen; ihre Wangen glühten, ihr feuchtes Auge blitzte, sie war ihm zum letzten Male entflohen, er hielt sie wieder fest in seinen Armen, es folgte eine ziemlich lange und innige Umschlingung. — „Ole! Ole! Salero!“ schrien entzückt die Zuschauer, dann war der Fandango zu Ende

und Tänzer und Tänzerin kehrten laut lachend, als habe sie die Sache durchaus weiter nicht berührt, an ihre Plätze zurück.

Und so ist es auch in der That bei diesen spanischen Tänzen; man führt im Allgemeinen die Figur und Bewegung, welche der Tanz vorschreibt, ohne Prüderie, ohne Ziererei aus, und vor allen Dingen, ohne etwas Schlimmes dabei zu denken. Ich habe später Fandango und Madrileña von jungen, gewiß ganz unschuldigen Mädchen tanzen sehen, die es durchaus nicht vergaßen, die Biene von ihrem Röckchen abzuschütteln, und dabei ihre kleinen zierlichen Waden bis zur Hälfte zeigten — eine Sache, die ihrer Unschuld und ihrem Anstande gewiß keinen Eintrag that; denn als der Tanz beendigt war, ließen sie sich bescheiden an ihren Platz zurückführen und saßen da mit niedergeschlagenen Augen, lieb und unschuldig wie früher.

Obgleich der Ball noch nicht zu Ende zu sein schien, so dachten wir doch an morgen und zogen uns langsam aus dem Kreise zurück nach unserem Zimmer, wo mittlerweile noch ein zweites Bett für meinen großen Maler hergerichtet worden war. Vor Allem nahmen wir jetzt mit dem Wirthe wegen unseres morgenden Fortkommens Rücksprache. Der Karren hatte gänzlich unsere Gunst verloren und da es auch nie in unserer Absicht gelegen, auf so höchst prosaische Art durch Spanien zu ziehen, so nahmen wir mit großer Bereitwilligkeit das Anerbieten des Wirthes an, uns zwei tüchtige Maulthiere zu geben, sowie einen Knecht, der uns beide Tagereisen bis nach Tembleque begleiten sollte. Der Preis, den er verlangte, war nicht hoch; so wurden wir bald einig, legten uns zu Bett und entschliefen in kurzer Zeit unter den noch immer von Weitem herübertönenden Klängen der Guitarre und der Castañuelos.

Um Sechs waren wir bereits munter, warfen uns in die Kleider und gingen, eine Chocolade an dem Herd einzunehmen. Doch sah es hier ganz anders aus als gestern Abends. Das gemüthliche Feuer mit seiner blendenden Helle fehlte, nur einige

Kohlen brannten auf dem Steine, und da das Tageslicht durch den Thorweg nur schwach hereindrang, so herrschte hier ein melancholisches Düster. — Was man bei allen Reitpartieen in fremden Landen nie versäumen sollte, Thiere und Reitzeug zu betrachten, thaten wir auch hier. Die Maulthiere waren kräftig und gut genährt, die Sättel aber etwas breit und plump; der eine hatte sogar keine Steigbügel, und unser Wirth mußte im ganzen Flecken umherlaufen, um ein zweites Paar aufzutreiben, was unsere Abreise um eine halbe Stunde verzögerte.

Endlich war Alles bereit, unsere Nachtsäcke aufgepackt, als der Wirth mit einer ziemlich großen Flasche, so wie mit zwei Gewehren und Hüten in den Stall trat. In der Flasche war Branntwein, von dem er wegen der kalten Morgenluft Jedem ein Glas aufnöthigte; die Hüte und Gewehre aber überredete er uns, leihweise bis nach Tembleque mitzunehmen, wobei er uns versicherte, Räuber (Ladrones) gäbe es eigentlich nicht mehr in Spanien, wohl aber könne man hier und da Rateros begegnen — Dilettanten, welche sich kein Gewissen daraus machen, Reisenden, denen sie schon von Weitem die Fremden ansehen, in den Weg zu treten und sie auszurauben, wogegen wir mit dem Gewehr am Sattel, den castilianischen Hut auf dem Kopfe und in unsere Manta gewickelt wohl für Eingeborne gelten und unangefochten bleiben würden. Unser Wirth war überhaupt ein sehr braver Mann; denn einen Zwerchsack, der auf meinem Pferde hing, hatte er mit Zwiebeln, Brod und einem Weinschlauche versehen. Gott möge es ihm diesseits und jenseits lohnen!

Ehe wir aufstiegen, verabschiedeten wir uns höflicherweise noch bei der Wirthin und ihren Töchtern; Preciosa wünschte uns eine recht glückliche Reise, reichte uns auch ohne Ziererei ihre kleine Hand und sagte den Maulthieren ein paar freundliche Worte, sie möchten sich unterwegs gut aufführen und dem Hause keine Schande machen. Auch die Tänzer und Zuschauer von gestern Abends waren nach und nach erschienen, hatten ihre Karren ein-

gespannt, ihre Thiere bepackt, und der größte Theil ritt vor uns zum Hause hinaus. Der Fandangotänzer war auch bei Tage ein netter, gemüthlicher Bursche; er war der Befehlshaber einer Schaar mit Säcken beladener Esel, deren letzter ihn noch obendrein zu tragen die Ehre hatte. Er voltigirte leicht hinauf, setzte sich quer auf den Rücken des Thieres, und als er bei uns vorbei kam, machte er mit Händen und Füßen pantomimisch noch einige Pas des Fandango und sang die Strophe eines dazu gehörigen Liedes laut gegen das Stallrevier hinüber. Ein leichtes Castagnettengeklapper erschallte von dorther, wie es schien, zur Antwort, worauf er lachend zum Hofe hinaustrabte.

Der Himmel war klar, die Sonne schien hell, und Villarrobledo zeigte in deren Alles verschönerndem Strahle ein ungleich freundlicheres Gesicht als gestern Abends. Bei den Windmühlen, die wir gestern bei der Dämmerung aus dem Gesichte verloren, kamen wir vorbei; es waren alte, gebrechliche Wesen mit vier Flügeln, wie die holländischen, auf dunklen Balkengerüsten ruhend, und ihre langen Windmühlenarme drehten sich, von einem leichten Morgenwinde getrieben, langsam und langweilig herum. — Die öde Mancha, Windmühlen — und Don Quixote; das Bild des irrenden Ritters taucht unwillkürlich vor einem auf. Obgleich Cervantes in seiner Weisheit den Geburtsort des Helden nicht nennt, vielmehr Eingangs jener berühmten Geschichte sagt: „In einem Dorfe von La Mancha, dessen Namens ich mich nicht entsinnen mag, lebte unlängst ein Edler ꝛc.“, so haben doch verschiedene Ortschaften hier aus der Lage ihres Dorfes und aus anderen unbedeutenden Thatsachen den Schluß ziehen wollen, der sehr sinnreiche Edle sei ihrem Dorfe entsprossen; ja mehr als sieben Flecken und Städte, kann man sagen, streiten sich gleich den griechischen, welche sich um Homer's Wiege zankten, um die Ehre, der Geburtsort Don Quixote's zu sein. Auch Villarrobledo ist darunter und unser Wirth wollte ganz genau wissen, sein Dorf sei es sicher, dessen Namens sich Cervantes nicht habe

erinnern mögen. Seien ja auch die Windmühlen in der Nähe, mit denen der Ritter gefochten. Die Windmühlen waren allerdings da, schienen aber gegen die Behauptung des Wirthes zu sprechen, denn Don Quixote ritt zwei Tage, ehe er das Abenteuer mit denselben bestand. Mir wären sie ebenfalls fast verderblich geworden; denn als wir ziemlich nahe an einer derselben vorbei ritten, wurde mein Maulthier, wahrscheinlich durch das Sausen des Flügels, erschreckt und machte einen Seitensprung, der mich um ein Haar vollständig aus meinem Sitz gebracht hätte.

So zogen wir denn abermals allein durch die Mancha, heute wenigstens hoch zu Maulthier, uns ganz anders fühlend als gestern in dem armseligen Karren. Unser Führer war ein Zigeuner, ein junger, kräftiger Kerl, mit einem verwegenen, aber gutmüthigen Gesichte. Sein Anzug war originell und nicht uninteressant; an den Füßen hatte er Binsensandalen, deren kreuzweise gebundene Schnüre bis unter die Kniee reichten; kurze und enge blaue Hosen schloßen sich daran und wurden oben von einem vielfarbigen Gürtel zusammengehalten. Eine kurze, einst verschnürt gewesene Jacke — man sah an den dunkleren Stellen, wo diese Ornamente gesessen — bedeckte den Oberkörper. Um den Kopf hatte er ein gelbes Tuch, und seine blau und weiß gestreifte Manta ließ er bald von der rechten Schulter lang herabhangen, bald hatte er sie um den Hals und die Brust gewickelt, zuweilen auch schnürte er sie zusammengerollt mit einem Strick auf dem Rücken fest.

Beim besten Willen ist von der Gegend, durch welche wir zogen, nichts zu sagen; es war dieselbe unendlich öde, röthlich gefärbte Fläche, wie wir sie gestern durchschritten hatten, nur zuweilen unterbrochen von einer Gruppe niederer Bäume oder von einem Streifen Buxbaumsträucher, welche sich durch eine wasserreichere Vertiefung hinzogen. Die einzige, für Spanien große Merkwürdigkeit, auf welche wir stießen, nachdem wir kurze Zeit Villarrobledo verlassen, war die Eisenbahnlinie, deren Anblick

uns hier in dieser Oede einen lauten Ausruf der Verwunderung entlockte. Ja, es war dieselbe lange, lange Linie, dieselbe Tracirung, wie auch bei uns. Ihr Anblick erinnerte uns so recht an die Heimat. — „Ferro Carril!" rief bedeutsam unser Führer und machte uns begreiflich, auf ihrem Damme sei der geradeste und angenehmste Weg. Und der deutsche Leser wird schaudern, wenn er erfährt, daß wir dieß wirklich wagten, daß wir den geheiligten Boden einer Eisenbahnlinie von den profanen Huftritten unserer Maulthiere zertreten ließen, daß wir durch zahlreiche Arbeiter durchritten, an Eisenbahnbeamten vorbei, daß wir nicht mit heftigen Worten angehalten und zurückgewiesen wurden, sondern daß man uns noch freundlich eine glückliche Reise wünschte. Ja, Spanien ist in der Cultur noch sehr zurück! Wir lasen nirgendwo Plakate, daß das allzu genaue Betrachten der Bahn verboten sei und daß man sich enthalten möge, in der Nähe des Bahnkörpers auszuspucken, um den Damm nicht zu erweichen.

Um einem längst empfundenen, tief gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, wurde schon vor langer, langer Zeit die Eisenbahn von Valencia nach Madrid projektirt; man baute auch von beiden Endpunkten, zuerst von der Hauptstadt gegen Aranjuez, eine Strecke von vielleicht fünf deutschen Meilen, die schon vor zehn Jahren beendigt, aber nicht befahren wurde, weil einige Brücken und das Betriebsmaterial noch nicht recht in Ordnung waren. Als dieß nun endlich hergestellt war und es an einem schönen Tage hätte losgehen sollen, fand sich, daß während dieser Zeit ein Theil der Schwellen bedeutend gelitten hatte und neu gelegt werden mußte. Endlich aber fuhr man doch von Madrid nach Aranjuez, und im Laufe des vergangenen Jahres wurde eine weitere Strecke nach Tembleque eröffnet. Von Valencia nach Alcira ist nun die Bahn im vergangenen Jahre ebenfalls eröffnet worden, doch sind es im Verhältnisse zum Ganzen nur zwei unbedeutende Strecken. Tracirt ist übrigens die ganze Bahn von Alcira nach Albacete — ein hügeliger, durchschnittener Theil, der am

meisten Schwierigkeiten macht —, von da über La Roda nach Villarrobledo; Campo Criptana, Villa Cannas und einzelne Strecken, zum Beispiel von Albacete nach La Roda, sollen in nächster Zeit eröffnet werden. In zwei Jahren hofft man das Ganze zu beendigen, wodurch alsdann das Reisen in Spanien sehr erleichtert wird. An die schönsten Punkte der Küste fahren Dampfboote, und wer Madrid sehen will, wird gern von Valencia dorthin gehen und nach Valencia zurückkehren. Die andere projektirte Hauptlinie ist von Madrid nach Bayonne, um alsdann Bordeaux und Paris auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Doch ist da noch nicht viel geschehen und kein Ende abzusehen.

Der Bahnkörper, auf dem wir ritten, hatte nicht viel Schwierigkeiten gemacht; bei dem sanft hügeligen Terrain bestand er abwechselnd aus niedrigen Dämmen und nicht sehr tiefen Einschnitten. So viel wir bei oberflächlichem Beschauen sahen, war er ziemlich solide gebaut; wir begriffen aber ganz wohl, weßhalb die Sache so außerordentlich langsam vor sich geht. Diese spanischen Arbeiter betreiben ihr Geschäft in der That mit einer komischen Faulheit und sind dabei unpraktisch wie die Kinder; ihre Arbeitsgeräthe befinden sich in dem rohesten Zustande. Um zum Beispiel Erde fortzuschaffen, einen Damm aufzuschütten, benutzen sie weder Schubkarren noch Tragbütten, sondern der Mann hat ein Körbchen, das kaum vier starke Schaufeln Erde hält, mit welchem er, wie zum Zeitvertreibe hin und her schlendert. Er füllt es mit großer Umständlichkeit, nimmt es auf den Kopf oder auf die Schulter und leert es an einem bezeichneten Platze wieder aus; wo die Sache aufs alleremsigste betrieben wurde, da hatten sie eine Heerde Esel, welche flache Körbe trugen. Welche Zeit das Auf- und Abladen in Anspruch nimmt, kann man sich leicht denken, und das geduldige Lastthier, welches noch so langsam dahin schleicht, wird nie von dem Arbeiter und Treiber überholt. Mit großem Bedacht wird der Spaten eingesteckt, der Esel beladen; ehe er aber in Gang kommt, schaut der Arbeiter an

den Himmel, spricht mit seinem Nebenmanne, spuckt gelegentlich aus, zieht seine Hosen in die Höhe und greift alsdann in die Tasche, um Papier und Tabak zu einer Cigarre hervorzuholen. Diese wird mit großer Genauigkeit gemacht, das Feuer bedächtig aus dem Steine geschlagen, der Zunder muß vollständig glühen, ehe die Cigarre in Brand gebracht wird, und erst nachdem die ersten und besten Züge hinunter geschluckt sind, wird der Esel in Gang gesetzt.

Von Schwellen oder Schienen war übrigens hier noch keine Spur zu sehen; auch mußte an manchen Stellen der Damm schon längere Zeit fertig sein, denn er war streckenweise mit Gräsern und Kräutern bewachsen. Wir hatten sieben starke Leguas zu machen, und unser Zigeuner, obgleich zu Fuß, trieb immerfort zur Eile. Unsere Maulthiere gingen einen ordentlichen Paß, doch mochten wir aus Rücksicht auf unseren zu Fuß gehenden Begleiter anfänglich nicht traben. Da er aber sein Hadje! Anda! immer häufiger ertönen ließ, auch zuweilen auf die Thiere mit dem Zipfel seiner Manta losschlug, so ließ ich mir einen tüchtigen Stock schneiden, versuchte ihn an meinem dicken, etwas sehr faulen Maulthiere, worauf es augenblicklich zu einem tüchtigen Trabe ansetzte. Horschelt blieb nicht zurück, und so ritten wir eine halbe Stunde ziemlich scharf dahin, wobei wir uns des Oefteren nach unserem Führer umschauten, der nicht sehr weit zurückblieb und uns winkte, wir sollten nur vorwärts reiten. Der Zigeuner lief einen kleinen Hundetrab nach Art der Schnellläufer, die man bei uns sieht; die Hände bewegte er heftig vor- und rückwärts und hatte, wie er uns später zeigte, in jeder geballten Faust einen kleinen Kiesel, welchen er beständig herumdrehte. Das machten sie immer so, sagte er, weßhalb, wisse er eigentlich nicht, aber es sei sehr angenehm; und ich glaube wohl, daß es gut sein mag, denn es befördert die Circulation des Blutes in den herabhängenden Händen.

Auf einer Eisenbahn fahren kann sehr kurzweilig sein, aber über einen Bahndamm durch die Mancha zu reiten, gehört mit zu

dem Langweiligsten, was der Mensch unternehmen kann. Stundenlang lief sie vor uns her, schnurgerade, ohne weitere Abwechslung, als daß wir jetzt auf einem Damme ritten und in die langweilige Gegend schauen konnten, und daß wir gleich darauf zwischen die hohen Wände eines Einschnitts trabten. Einen Baum oder auch nur einen Strauch hatten wir lange nicht mehr gesehen, eine menschliche Wohnung war für uns zur Fabel geworden, und eine kleine Brücke, ein Wasserdurchlaß oder eine Biegung des Bahndammes war eine Erscheinung, die wir freudig begrüßten.

Der Gitano hatte uns für die Hälfte des Weges eine Rast versprochen; dort sei eine Venta, wo wir vielleicht ein gutes Feuer finden würden. Und wir schmachteten nach einem guten Feuer. Der heftige Wind, unser Begleiter seit Valencia, den wir im Wagen und gestern zu Fuß schon stark gespürt hatten, war heute, da wir so ruhig in dem Sattel saßen, wahrhaft unausstehlich. So zogen wir, auf die Venta hoffend, dahin, die Maulthiere gingen in einem guten Trabe, unser Humor war gerade nicht schlecht — hatten wir doch endlich die Reitpartie errungen, waren in Spanien und ritten gegen Madrid, gesund und wohl, voll Appetit. Trotz Kälte und Wind beneideten wir unseren Baumeister nicht mehr um seinen Platz im Eilwagen; sich so im Sattel zu wissen, wenn auch nur auf einem Maulthiere, war doch ein ganz anderes Gefühl. Und dazu noch unsere eigenthümliche Tracht: die Manta malerisch umgeschlungen, den castilianischen Hut keck auf den Kopf gestülpt, im Gürtel das Messer, das bei jedem Schritte klirrende Gewehr am Sattel — wir hielten uns wahrhaftig schon für ganz andere Menschen, als die, welche noch vor ein paar Tagen mit Reisemütze und Pelzstiefeln im Eilwagen gesessen; wir schrieen zuweilen aus voller Brust ein lautes Hurrah und wünschten in unserem Uebermuthe irgend ein kleines Abenteuer à la Don Quixote.

Endlich wurde auch die Venta fern am Horizonte sichtbar, aber wir kannten schon genugsam die täuschenden Entfernungen

dieser Ebene, um zu wissen, daß dorthin noch sehr weit sei. Das Haus erschien als kleiner grauer Punkt in trostloser Einsamkeit auf der unendlichen Fläche — Muth gefaßt! zuletzt werden wir doch noch hin kommen. Wir ritten und ritten eine Stunde um die andere und kamen kaum merklich näher; es ging uns wie gestern auf dem Wege nach Villarrobledo, und als wir die Venta schon fast dicht vor uns sahen und vier trostlose Pappeln unterscheiden konnten, welche sie umstanden, da brauchte es doch noch eine halbe Stunde scharfen Trabens, ja, eines verzweifelten Galopps, um endlich vor die Thür der Schenke zu gelangen.

Hier aber war Alles öde und leer. Wir stiegen ab, pochten heftig an die Thüre, ohne daß man uns öffnete; bald kam auch der Zigeuner hinter uns drein gelaufen, und da er die Oertlichkeiten dieses Gebäudes zu kennen schien, so ging er an die hintere Seite, kletterte durch ein Fenster in das alte, baufällige Haus, kam aber bald mit der Nachricht zurück, die Venta sei gänzlich verlassen. Da war nichts zu machen; außer dem Feuer, auf welches wir gehofft, suchten wir übrigens nichts in der Schenke, weßhalb wir auch leicht getröstet waren, uns vor demselben einen Platz wählten, wo wir vor dem Winde geschützt waren, und den Zwerchsack unseres guten Wirthes vom Maulthiere herabnahmen. Wir hatten lange kein so herrliches Frühstück mehr gehabt. Ein hartes Brod, eine saftige Zwiebel, dazu dicker, rother Wein, der stark nach dem Schlauche schmeckte, und als Gewürz zu allem dem ein sechsstündiger Ritt in den Gliedern — es schmeckte uns wunderbar, und wir verzehrten unseren Proviant bis auf die letzte Brodkrume. Ermüdet war ich übrigens auch ein wenig, und um die steif gewordenen Glieder etwas gelenkig zu machen, streckte ich mich am Boden aus, wälzte mich hin und her, was ich auch Horschelt und dem Zigeuner anrieth. Ich hatte das früher in Syrien öfters nach langen Ritten von den Arabern gesehen, die sich dann zuletzt von zwei Kameraden an den Schultern und Füßen packen und ziehen und dehnen lassen, so lange wie möglich. Dasselbe versuchten wir

auch hier gegenseitig vor der Venta und fanden es von vortreff=
licher Wirkung.

Nach einer halbstündigen Rast kletterten wir auf unsere Maulthiere und ritten abermals die Eisenbahn entlang. Glück=licher Weise hatten wir eine Stunde später in unserem einförmigen Wege eine Abwechslung dadurch, daß wir auf einmal durch ein ansehnliches Flüßchen aufgehalten wurden. Es durchschnitt recht=winkelig die Eisenbahn=Linie, und von der Ueberbrückung an diesem Punkte standen erst einige Pfeiler, über welche ein paar Balken zur nothdürftigen Communication für die Arbeiter gelegt waren. Da hielten wir und rathschlagten, was zu thun sei; unser Zigeuner kannte diese Gegend nicht genugsam, um eine Fährte durch das Wasser zu wissen. Wir mußten also auf gut Glück eine suchen. Das Flußbett war ziemlich tief, das Ufer mit Gesträuch so wie hohem und dichtem Sumpfgrase bewachsen, welches rechts und links eine breite Strecke ausfüllte. Der Boden war schlammig, und es schien nicht rathsam, sich in den Fluß zu wagen. Wir ritten eine Viertelstunde aufwärts einem kleinen Hügel zu, hinter welchem eine unscheinbare Hütte zum Vorschein kam; sie lag zwischen dem Gebüsche fast versteckt, doch sahen wir, daß sie bewohnt war, denn aus einem Loche im Dach stieg ein leichter Rauch kräuselnd in die Höhe. Der Zigeuner, der uns immer voraus durch das Gebüsch stöberte, rief uns, zu ihm zu kommen, hier sei ein Uebergang mög=lich. Wir bemerkten auch bald mehrere kleine Fußpfade, die von der Ebene herkamen und sich drunten am Wasser vereinigten.

Da mein Maulthier das stärkste war, so sprang unser Führer hinter mich auf die Kruppe, und nun trieb ich das Thier dem Ufer zu. Bis in den Fluß selbst zu kommen, war die schwierigste Ar=beit, denn es sank fast bis an die Kniee in den Schlamm; endlich aber ging es tiefer hinunter, wir mußten unsere Füße in die Höhe ziehen, denn die ziemlich reißende Flut spülte unter dem Leibe mei=nes Thieres. Horschelt folgte dicht hinter mir. Die Fährte war sicher, und der Fluß hätte uns nicht gehindert, ohne Beschwerden

das andere Ufer zu erreichen. Doch hatten wir uns kaum dem letzteren genähert, als ein paar sehr große und starke Hunde aus dem Gebüsche aufsprangen und zähnefletschend mit lautem Gebell gegen uns anstürzten. Mein Maulthier stutzte einen Augenblick, doch trieb ich es den Abhang hinauf, und der Zigeuner, der von der Kruppe herabglitt, traf mit dem Kiesel, den er in der Hand trug, den einen der Hunde so nachdrücklich in die Rippen, daß er mit lautem Geheul davon sprang; der andere zog sich ebenfalls aus der Angriffs-Linie zurück, und wir ritten lachend durch das dichte Gestrüpp das Ufer hinan, bei der oben erwähnten Hütte vorbei, als dort auf einmal zwei Kerle erschienen, die uns einige Schimpfworte entgegen riefen und dabei auf den Hund deuteten, der den Fuß etwas in die Höhe zog.

Der Zigeuner faßte meinen Steigbügel, legte einen Finger auf den Mund, womit er andeuten wollte, wir sollten nichts erwidern — aber unser Gewehr herauf nehmen, sagte er mit leiser Stimme. Er gab auch dem Maler einen Wink, und wie auf Commando langten wir an der Seite hinunter, hoben die Flinte aus den Haken und legten sie quer vor uns auf den Sattel. Der eine der beiden Kerle war ebenfalls im Besitz eines rostigen Schießprügels, den er langsam in die Höhe hob. Doch blieb es bei dieser Demonstration und fortgesetztem Schimpfen, worauf wir wieder ungehindert unseren Weg fortsetzten, das Flußbett mit seinem Gestrüpp und Sumpfgrase bald im Rücken hatten und in Kurzem wieder auf der Eisenbahn-Linie dahin trabten. Unser Gitano trieb immer vorwärts, und da er von dem beständigen Laufen endlich doch anfing müde zu werden, so hängte er sich zuweilen an einen Riemen meines Maulthiers und ließ sich mit fortziehen.

Ungefähr eine Stunde nach unserem Flußübergang tauchte am fernsten Horizont eine Hügelkette auf, auf der man einige Gebäude unterscheiden konnte, Campo Critana, unser Nachtquartier. Doch war unsere Freude über diesen Anblick nicht übermäßig; wir hatten gestern und heute die Entfernungen schätzen gelernt und

wußten, daß wir vor Nacht — es schien in einer Stunde erreichbar zu sein — wenigstens noch vier Stunden reiten mußten. Und so war es auch. Bis zur Verzweiflung dehnte sich der Weg; ich war etwas ermüdet — unausstehlich wie Horschelt sagte, und fing zum Ergötzen des langen Malers mit unserem Zigeuner bei einbrechender Nacht einen kleinen Wortwechsel an. Dieser hatte mir nämlich vor einer Stunde gesagt, nach Ablauf derselben würden wir Campo Critana erreicht haben, und wir waren zu dem angegebenen Zeitpunkte scheinbar noch eben so weit entfernt wie vor demselben.

Glücklicher Weise wurde die Gegend etwas belebter und interessanter. Statt des dürren, gelblichen Bodens ritten wir auf einem Wiesenpfade, hatten auch die Eisenbahnlinie endlich verlassen, kleine Hügel boten einige Abwechslung, und wir sahen wieder einmal Baumgruppen, freilich nur schwächliche Oliven, aber es war doch etwas Neues. Auch Menschen zogen mit uns, zahlreiche Arbeiter der Eisenbahn, die ihr Tagewerk vollendet hatten und nach Hause zurückkehrten. Bald vernahmen wir auch den Klang einer Glocke; wir verließen die Feldwege und gelangten auf die Fahrstraße, welche nach Campo Critana führte. Da nun hier unsere Maulthiere augenblicklich in die mit Schlamm angefüllten Löcher der Straße versanken, so waren wir sicher, in der nächsten Nähe des Ortes zu sein.

Dieser war nun eben so ärmlich und miserabel wie Villarrobledo. Trotzdem es ein kleines Nest schien, mußten wir doch eine lange Zeit durch die Straßen ziehen, ehe wir an das Privathaus kamen, das uns der Ingenieur empfohlen. An unseren gestrigen Ball denkend, wären wir gerade nicht betrübt gewesen, wenn man uns wieder in eine Posada gewiesen hätte. Doch empfing unser heutiger Wirth Don Manuel uns mit dem Anstand eines echten Hidalgo, freundlich, herablassend, aber gemessen, am Thore seines Hofraumes. So lange wir im Sattel saßen hatten wir weniger vom langen, scharfen Ritt und von der Müdigkeit

gespürt; als ich aber abstieg, fühlte ich wohl, daß ich des Reitens, namentlich auf schlechten Thieren und Sätteln, nicht mehr gewöhnt seit; denn ich war so steif geworden, daß es mir Mühe machte, die drei, vier Stufen zum Hause hinauf zu steigen. Glücklicherweise fanden wir hier ein wenn einfaches, doch behagliches Zimmer, einen mächtigen Brassero, ja, sogar die Idee eines Sophas und eine freundliche Wirthin, die sogleich für unser Nachtessen Sorge trug.

Das Haus Don Manuel's war, was der Spanier eine Casa de Huespedes nennt, und wurde hauptsächlich von Eisenbahn-Ingenieuren besucht. Ein paar, die auf der hiesigen Station beschäftigt waren, wohnten mit ihren Frauen dort. Alle waren hübsche, umgängliche Leute, und wir plauderten zusammen so gut wie möglich, boten einander Cigarren an und folgten später ihrer Einladung nach dem Vorplatz oder der Küche des Hauses, wo ein großes Herdfeuer brannte, um welches wir uns im Kreise herum setzten. Don Manuel gab mir mit vieler Gravität seinen, den Ehrenplatz in der Ecke und mein Weigern half nichts, ich mußte ihn annehmen. Er schien wohlhabend zu sein, wenigstens wies das ganze Hauswesen darauf hin; unsere Wirthin, Donna Ines, war fast städtisch gekleidet, ebenso die Frauen der Eisenbahnbeamten. Dabei hatten alle drei hohe, stattliche Figuren mit ausdrucksvollen Köpfen, aus denen Augen und Zähne prächtig hervorglänzten.

Im Laufe des Abends kamen noch einige Ingenieure von einem Ritt über Feld zurück, mit hohen Reitstiefeln, den Gürtel um den Leib, in welchem Messer und Pistolen staken. Es kann hier nicht schaden, meinte Einer, daß man zeigt, wie man für alle Fälle gerüstet ist.

So saßen wir um den Herd bei einander, die Beleuchtung kam von dem hoch aufprasselnden Feuer her; an der Decke hingen Schinken und Würste, was namentlich mit dem Anzug der hübschen Weiber, welche die Spitzenmantille um den Kopf trugen,

seltsam contrastirte. Da unser Zigeuner für morgen einen längeren Ritt voraussagte, so suchten wir früh unsere Betten, die heute recht ordentlich waren, und entschliefen augenblicklich.

Schon um vier Uhr wurden wir geweckt; wir tranken am Feuer unsere Chocolade und stiegen, nachdem unsere Maulthiere bepackt waren, was immer einige Zeit in Anspruch nahm, beim ersten Grauen des Morgens in den Sattel. Der Himmel war klar, doch war es dunkel genug, daß wir überall die Sterne durchflimmern sahn, weßhalb wir genöthigt waren, neben unserem Zigeuner noch einen kleinen Buben anzunehmen, der uns durch verschiedene Engpässe vor dem Orte, durch Schluchten und Hohlwege auf die Straße brachte, wo sich unser eigener Führer wieder zurecht fand. Trotz seiner gestrigen Versicherung, er kenne den Weg nach Tembleque wie das Haus seiner Mutter, gestand er uns doch heute ein, daß er noch nie über die gestern erwähnte Venta hinaus gekommen sei.

Campo Critana liegt am Fuße eines felsigen Hügels, durch dessen Risse und Sprünge wir uns langsam hinauf arbeiteten. Der Wind hatte sich auch wieder aufgemacht, doch blies er nicht mehr so scharf und schneidend wie gestern, sondern er kam stoßweise mit etwas wärmerem Hauche, was für den Augenblick angenehmer war, uns aber Regenwetter prophezeihte. Die Sonne ging in finsterer, glühender Majestät wie zürnend auf und hatte in ihrem Gefolge dunkle, massenhafte Wolken, hinter denen ihre Strahlen wie blitzende Flammen über die röthlichen, nackten Felsen, auf welchen wir ritten, hinfuhren, so daß unsere langgestreckten schwarzen Schatten auf feurigem Grunde dahin fliehenden Gespenstern glichen.

Angenehmer Weise hatten wir nicht wie gestern die unabsehbare öde Gegend vor uns; vielmehr war das Terrain wild und zerklüftet, und ein schmaler, mit Steingerölle bedeckter Pfad führte oft sehr steil auf- und abwärts, wodurch unser Zigeuner beständig einen ziemlichen Vorsprung vor uns hatte; denn während er

wie eine Ziege, den Weg oftmals abschneidend, über die Steine wegkletterte, setzten die Maulthiere, namentlich abwärts, ihre Füße mit außerordentlicher Bedächtigkeit auf. Der gestrige Ritt hatte sie ermüdet, und heute Morgens mußten wir den Stock meistens hoch erhoben halten, um sie nachdrücklich vor dem Stolpern und Hinfallen zu warnen; der Halfterstrick nützte natürlich dagegen gar nicht.

Durch die fliehenden Wolkenschatten und die Sonnenstrahlen, welche bald erschienen, bald verschwanden, war die Gegend prächtig gefärbt; namentlich ein Höhenzug auf unserer Linken mit ernsten und schönen Formen prangte im saftigsten Violet und tiefen Blau. Auch kleine Seen sahen wir heute zur Abwechslung rechts und links vom Wege — stille, blaue Flächen, die mit unbeweglichem Wasserspiegel bald von zackigen, röthlichen Steinblöcken umgeben waren, bald eingerahmt von frischem Grün, das sanft absteigend die stille Flut küßte.

Unser Führer drängte noch mehr als gestern. Der Marsch sei sehr weit, sagte er; wo es ein wenig eben ging, hängte er sich an einem unserer Steigbügel fest und trabte lustig nebenher; wo aber das Terrain so coupirt war, daß wir Schritt reiten mußten, da eilte er voraus, weit, weit, so daß wir oft lange nichts von ihm sahen, als durch das Haidekraut oder die Buxbaumsträucher seine blaue und weiße Manta auf Augenblicke hervorflattern.

Der Himmel, der uns seit einigen Tagen trocken und freundlich behandelte, schien uns heute, dem letzten Tage unseres Rittes, noch mit einigem Regen bedienen zu wollen. Der Wind hatte sich nicht so heftig, aber warm und dunstig erhoben, die Sonne, die uns einige Augenblicke angeglänzt, lagerte sich hinter schwarzen Wolken, es tröpfelte zuerst leise, dann immer stärker und schüttete nach einer halben Stunde wie mit Gießkannen. Anfänglich verdroß uns dieses Bad, und wir ritten eine Stunde lang schweigend hinter einander; als aber trotz unseres Zürnens der Regen nicht aufhörte, als unsere Mantas auf der linken Seite, woher der Wind kam, vom Regen troffen, als zuweilen aus der breiten

Krämpe des castilianischen Hutes artige Bächlein herabrieselten und wir anfingen die kühle Flut auf unserer Haut zu spüren, da wurden wir wieder heiter und guter Dinge und trotzten mit fröhlicher Laune unter Absingung allerlei lustiger Lieder den feindlichen Elementen. Es war mir angenehm, daß wir nicht auf der langweiligen Chaussee dahin zogen; die Gegend hier war abwechselnd, ja zuweilen wild romantisch. Hier senkte sich der Weg zu einer tiefen Schlucht hinab, die, jäh und dunkel, das Thal vor uns weithin zerriß; eine uralte Brücke, aus mächtigen Steinen gebaut, führte hinüber und zu einer Hochebene, die in ihrer wilden trostlosen Einsamkeit alles übertraf, was wir in den letzten Tagen gesehen. In fast unabsehbarer Fläche breitete sich vor uns aus eine dunkle Haide, ein Moor, durch die Farbe der Erde, durch zahllose abgestorbene Farrenkräuter, durch blühende Eriken, braunroth gefärbt, und die Straße zog sich, von Hufen und Rädern aufgewühlt, wie ein schwarzer Streifen mitten durch sie hin. Diese Straße war ein paar Hundert Fuß breit, natürlicher Weise ohne irgend eine künstliche Anlage, und lief schnurgerade, wobei man deutlich am Horizont sah, wie sie sich scheinbar zuspitzte. Schmutzig graue Wolken hingen formlos, zerrissen tief von dem dunkeln Himmel herab, zeitweise unbeweglich und schwerfällig, dann wieder gejagt von heftigen Windstößen.

Unsere Maulthiere ließen die Köpfe hängen, sie troffen von Regen eben so wie der Zigeuner, der sich an der rechten Seite meines Maulthiers festhielt und die Thiere forwährend antrieb. Er hatte sich seine Manta um den Kopf geschlungen und blickte zuweilen verstohlen an den Himmel hinauf, der immer neue Regenschauer herabsandte.

So zogen wir dahin auf der weiten, weiten Haide, deren Gränzen bei jedem Schritt nach allen Seiten noch mehr zurück zu weichen schienen; so zogen wir dahin, ein paar kleine unbedeutende Punkte in dieser gewaltigen Natur. Es gehörte aber auch all unser guter Humor dazu, um nicht verdrießlich zu werden.

Endlich hatten wir die fatale Strecke hinter uns und sahen zugleich Villa Cannas, wo wir Mittag machen wollten. Aber nie hat uns ein Ort durch seine Entfernung so genarrt wie dieser. Es war in der That zum Verzweifeln, wie wir so, Stunde um Stunde reitend, die Kirche des Dorfes, die Häuser mit ihren Fenstern immer deutlicher erkennen konnten und doch nicht hinkamen. Ich muß gestehen, daß ich mich heftig darüber erzürnte, mehr aber noch über den Gleichmuth des Malers, der das ganz in der Ordnung zu finden schien, und der sich unterstand, mir zu versichern, er spüre nach nun achtstündigem Ritte in Regen und Kälte weder Hunger, Durst, Müdigkeit, noch das Bedürfniß nach einem guten Feuer.

In der Nähe dieses verzauberten Ortes begegneten wir zum ersten Male Reisenden unseres Schlages; es waren drei Reiter, die auf guten Pferden daher trabten, und die eben so durchweicht schienen, wie wir. Ihre Mäntel flatterten im Winde; wir begrüßten uns freundlich und hatten bald eine gute Strecke zwischen uns. Auch die Bahnlinie erreichten wir hier wieder; sie führte auf einem hohen Damme mitten durch ein sumpfiges Terrain, weßhalb wir denselben benutzten, was mir auf ein Haar zu einem vierzig Fuß hohen Sturze verholfen hätte. Die Ränder des Dammes waren durchweicht und bröckelig, mein Maulthier that einen falschen Tritt und konnte sich nur durch eine verzweifelte Anstrengung vor dem Hinabrollen retten.

Villa Cannas, dem wir nun endlich beikamen, war ein recht elendes Nest mit Lehmhütten, fast ohne alle Fenster, einem fürchterlichen Pflaster und einer ziemlich schlechten Posada. Doch ließen wir uns den stark gepfefferten Reis mit Hammelfleisch recht wohl schmecken, tranken einen nicht sehr guten Rothwein dazu und hielten uns desto fester an die Chocolade, welche wie überall vortrefflich war. Man kann es einem Reisenden wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn er oft und viel vom Essen und vom Wetter redet: es sind das namentlich bei Touren wie die unsrigen so wichtige

Gegenstände, daß es verzeihlich ist, wenn man vielleicht etwas Anderes darüber vergißt. Es gehört auch zur Färbung einer Reisebeschreibung; der Leser kann verlangen, daß man ihm sagt, ob es geregnet oder ob die Sonne geschienen, wogegen es in unserem eigenen Interesse liegt, ihm zu vermelden, wenn unser Mittagessen einmal außerordentlich schlecht war; er wird uns dann als billiger Mann einige folgende, vielleicht ebenfalls schlecht geschriebene Seiten nachsehen.

Wir verließen den vorhin genannten Ort zu Fuß, theils um die steif gewordenen Glieder gelenkig zu machen, theils um uns etwas zu erwärmen. Villa Cannas ist an einen Berg hinan gebaut, hat jedoch eine im Vergleich zu den armseligen Häusern ganz anständige Kirche. Als wir die Höhe des Ortes erreicht hatten und fast schon im Freien waren, sahen wir auf einem Felde neben uns statt der Lehmhütten, die rings umher standen, nur Dinge wie Schornsteine, die ohne ein Dach oder sonst etwas aus dem Erdboden emporzusteigen schienen. Ich erinnerte mich etwas Aehnliches in Dörfern auf dem Libanon gesehen zu haben, und sind das Wohnungen so gut wie die anderen, nur daß sie sich unter der Erde befinden und außer der Thüre und dem Schornsteinloch keine weiteren Oeffnungen haben. Man findet sie häufig in Spanien, und sie sind fast immer von Zigeunern bewohnt. Besteht doch in Granada die ganze ehemalige Ritterstadt, der Albaicin, aus ähnlichen Wohnungen und ist von den Gitanos bewohnt, die sich in ihren höhlenartigen Behausungen wahrscheinlich recht heimlich fühlen, wenn sie an die Zeit denken, wo sie ein noch leichteres Obdach in Wald und Flur hatten.

Ein tiefer Hohlweg, der uns auf der Höhe aufnahm, schien mir geeignet, auf bequeme Art Sattel und Maulthier zu erreichen. Ich stellte das Thier unten hin und glitt von oben sanft auf den Sitz; der Maler aber, der eine solche Beihülfe als weichlich verschmähte und mir zeigen wollte, wie der deutsche Mann zu Esel

steigt, bediente sich nicht des Hohlweges, ja, nicht einmal des Bügels und marterte sich ab, voltigirend den Rücken des armen Thieres zu erklimmen. Es war ein erhebender Anblick, wie er so als Mehlsack in dem Sattel hing und mit den Füßen schwimmartige Bewegungen machte, um hinaufzukommen, was ihm aber erst nach furchtbaren Anstrengungen gelang, zu meinem Ergötzen und zum großen Vergnügen des Gitano, so wie mehrerer Herren Buben aus dem Orte, welche diese Probe ritterlicher Gewandtheit gebührend anstaunten. Uebrigens gab uns dieser Vorfall auf mehrere Stunden Stoff zum Lachen. Ich erinnerte mich eines ähnlichen Vorfalles aus der Militärzeit her, wo ein Vorgesetzter bei einer eben so mißrathenen Voltige ausrief: „Klettert mich der Kerl uf dat Pferd, wie die Kuh uf eenen Appelbom!" — Horschelt wäre mir bei Erzählung dieser Anekdote vor Entzücken fast vom Maulthiere herunter gefallen, und nachdem wir schon mehrere Stunden geritten, brauchte ich ihn nur zu fragen: „Du, weißt du, was der Offizier gesagt?" so erlag er fast einem förmlichen Lachkrampfanfalle.

Etwas Heiterkeit war uns übrigens an diesem unangenehmen Nachmittage wohl zu gönnen. Der Regen hielt uns feucht durch die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden ordentlichen Gießer; der Weg war abscheulich, und unsere Mulos fingen an so marode zu werden, daß sie aus dem Stolpern nicht mehr herauskamen und jeden Augenblick in die Kniee sanken. Daß zu gleicher Zeit Tembleque, das Ziel unserer mühseligen Tour (denn von dort hatten wir die Eisenbahn nach Madrid), vor uns erschien, trug etwas zu unserer Aufheiterung bei. Wir ritten auf einer Hochebene, der Wind hatte die Wolken zerrissen, und die Sonne beleuchtete auf einen Augenblick das hiedurch prächtig gefärbte Thal, in welchem noch unendlich weit von uns entfernt der eben genannte Ort lag. Wir kannten diese furchtbaren Entfernungen; waren uns doch bis jetzt sämmtliche Ortschaften, die wir erreichen

mußten, wie das Gespenst der Fata Morgana erschienen, neckisch zurückweichend, je mehr man sich abmühte, sie zu erreichen.

So auch hier wieder in ausgedehntem Maßstab. Die Sonne sank unter, es wurde so finster, daß man im wahren Sinne des Wortes keine Hand vor den Augen sehen konnte und unser armer Zigeuner vor uns hertappen mußte, um nur auf dem Wege zu bleiben. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregel hatten wir die schlechte Straße dennoch kurze Zeit nachher verloren und machten eine unfreiwillige Rutschpartie in einen Sumpf hinein, in welchem die Maulthiere bis an den Bauch wateten, namentlich das meinige, welches auch den Zigeuner tragen mußte. Es war das ein sehr mißlicher Moment; ringsum finstere Nacht; wohin sollten wir uns wenden? Wer wußte, wie tief das Moor war, in dem wir uns gerade befanden, und ob wir nicht im nächsten Moment an eine Stelle kamen, die uns spurlos verschlingen würde? Die spanischen Sümpfe lassen nicht mit sich spassen. Wir ließen die Thiere gehen, wohin sie wollten, und thaten wohl daran; denn nach einiger Zeit hatten sie festeren Boden und sogar die Straße wieder aufgefunden. Bald darauf hörten wir Hundegebell, sahen Lichterglanz und waren in Tembleque.

Wir hatten uns recht auf diesen Anblick gefreut und sogar unsere Thiere aus allen Kräften angetrieben; sollte doch um acht Uhr ein Zug nach Madrid gehen, und bis dahin hatten wir noch eine halbe Stunde Zeit. Wir kletterten durch öde leeren Gassen, bei einer einsamen Kirche vorbei, ohne eine menschliche Seele zu sehen; endlich erblickten wir eine erleuchtete Hausthüre und einen Mann, der unter derselben stand. „Wo geht der Weg zur Eisenbahn?" rief ich. — „Nur gerade aus," entgegnete er, „dort oben aber links." — Wir trieben unsere müden Thiere vorwärts, wir ritten gerade aus, dann links, und mußten nun wieder fragen: „Wo gehts zur Eisenbahn?" — „Zuerst gerade aus und dann rechts," war die Antwort. — Verdammt! dieses Tembleque war ein un-

endlich langes Nest, dabei ein so unergründlicher Koth und Schlamm auf den Straßen, den ich beschreiben würde, wenn ich dergleichen bei dieser Tour nicht schon so oft erwähnt hätte. Des ewigen Umherirrens satt, rief ich unserem Zigeuner zu, er solle jemanden nehmen, der uns zur Eisenbahn führe. Doch weigerten sich alle Begegnenden, wahrscheinlich des schlechten Wetters wegen. Die ewige Antwort auf unsere Fragen war: „Nur gerade aus, nur gerade aus!"

Mittlerweile hatten wir das Ende dieses Ortes erreicht, wir waren wieder im Freien, freilich auf einer besseren Straße als vorher; doch nirgends eine Spur von der Eisenbahn, um uns die schwarze Nacht ohne irgend einen freundlichen Lichtstrahl. Glücklicherweise begegnete uns ein Mann mit einem Ochsenwagen, den wir anhielten und nach dem richtigen Wege zur Eisenbahn fragten. „Es ist die rechte Straße," entgegnete er, „Sie haben noch eine starke halbe Legua," — ungefähr eine deutsche Stunde. Das war uns denn doch etwas zu bunt. Unsere üble Laune siegte, wir schimpften weidlich auf den langen Weg, auf das Regenwetter, auf Tembleque, auf die Eisenbahn. Natürlich half das alles nichts; wir mußten in der Nacht weiter reiten. Mein armes Maulthier stolperte über einen Steinhaufen und brach unter mir zusammen. Horschelt, der schnell ausweichen wollte, kam zu viel nach rechts und rollte, zum Glück ohne Schaden zu nehmen, mit seinem Thiere in den Chausseegraben. Da rief der Zigeuner, der uns voraus war: „Ferro carril!" Wir sahen vor uns im Thale Lichter, einige standen fest, andere bewegten sich hin und her. O süße Hoffnung! vielleicht eine Locomotive. Ja, ja, es war so: unten mußte die Bahn eine Curve machen, im nächsten Augenblicke erblickten wir deutlich die rothglühenden Laternen der Maschine. Ich hielt mein Thier an, um auch etwas zu hören. Ach! wie Musik klang mir das Zischen des Dampfes, welches ich jetzt vernahm. Noch eine halbe Stunde, und wir hatten den Bahnhof erreicht. Um aber

unsere heutige Tour zu beschließen, wie sie angefangen, erhielten wir von einem Beamten die Nachricht, der Zug nach Madrid sei schon vor einer halben Stunde abgefahren. Wir waren furchtbar enttäuscht, und im Begriff allen Ernstes mißmuthig und verdrießlich zu werden, und das um so mehr, als wir an einer zischenden Locomotive, die auf und ab fuhr, sowie an Wagen, die gepackt wurden, deutlich sahen, daß sich noch ein Zug zur Abfahrt für heute Abend rüstete, ein Güterzug, der aber keine Passagiere mitnehmen durfte. Wie man argwöhnisch sein kann, so glaubten wir anfänglich, der Bahnhofbeamte wolle uns aus bösem Willen zurückhalten; doch traten wir gerne zurück und bedankten uns noch freundlichst, als wir erfuhren, daß dieser Güterzug erst in der Frühe des andern Morgens nach Madrid kommen würde. Eine solche Nachtfahrt hätte uns noch gefehlt nach unserem heutigen Ritte. — „In Gottes Namen! Ist ein Gasthof in der Nähe?" — „Sogar ein vortrefflicher," entgegnete der Beamte, „im Bahnhofgebäude selbst."

Ein Packträger half uns die Maulthiere abladen, wir bezahlten den bedungenen Preis für die letzteren, belohnten unseren treuen Gitano so fürstlich, als es unsere bürgerliche Kasse erlaubte, und suchten den vortrefflichen Gasthof auf. Der Beamte hatte in der That nicht gelogen: für das, was wir in den letzten Tagen erlebt, fanden wir uns hier glänzend untergebracht; man führte uns in ein Zimmer, dessen Boden mit Strohteppichen belegt war und wo sich Stühle, sogar ein Fauteuil befanden, ein Zimmer, das — o Wunder! — von einem Ofen sanft erwärmt war.

Verzeihe mir der Leser, wenn ich abermals vom Essen rede, aber hätte er sich, wie wir nun endlich der nassen Kleider entledigt — Kellner und Wirth halfen uns mit den ihrigen aus —, hätte er sich an einen gut gedeckten Tisch gesetzt, so würde er die weichgesottenen Eier, vortrefflichen Fische und Schinken, einen herrlichen Wein, gutes Brod und geröstete Mandeln ebenfalls für

bemerkenswerth und des Aufzeichnens würdig erachtet haben. Später trieben wir noch Verschwendung mit einer ziemlichen Bowle Punsch, die bis auf den letzten Tropfen von uns vertilgt wurde und deren Geister uns angenehm umschwebten und in den ganz guten Betten sanft die Augen schlossen.

Inhalt.